This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Zur

Geschichte der Predigt.

Charakterbilder
der
bedeutendsten Kanzelredner.

Von

A. Nebe,
der Theologie Doctor, Professor, Pfarrer.

Zweiter Band.
Von Luther bis Albertini.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1879.

Zur

Geschichte der Predigt.

Charakterbilder

der

bedeutendsten Kanzelredner in der evangelischen Kirche Deutschlands

von Luther bis Albertini.

Von

A. Nebe,
der Theologie Doctor, Professor, Pfarrer.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1879.

BV4207
N42
v. 2

E10994

Seinem lieben Bruder,

Herrn

Superintendenten und Oberdomprediger

Gustav Nebe

zu Halberstadt

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Dr. Martin Luther	1
Philipp Jakob Spener	93
Johann Lorenz von Mosheim	137
Franz Volkmar Reinhard	181
Franz Theremin	235
Johann Heinrich Dräſeke	286
Johann Baptiſt von Albertini	345

Dr. Martin Luther.

Alle Prediger der Reformation, wie viele ihrer auch waren und wie bedeutend sie auch sein mögen, überstrahlt der Bahnbrecher der Reformation. Er war mit all den natürlichen Gaben, welche einem großen Redner unentbehrlich sind, auf das Reichlichste ausgestattet, und dennoch verspürte er anfangs gar keinen innern Trieb, die Kanzel zu besteigen und Gottes Wort seinen Brüdern zu verkündigen. Es bedurfte des strengen Gebotes seiner Obern, daß er auch nur im Refektorium des Klosters in Erfurt predigte: auch in Wittenberg war es zuerst nur das Gelübde des Gehorsams, welches er geleistet hatte, das ihn in dem Klosterkirchlein, wenn anders dieser Stall, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, jenem so ähnlich, darin Christus geboren wurde, noch so zu nennen ist, auftreten ließ. Sein Muth wuchs und seine Liebe zu dem armen Christenvolke drängte ihn, auf die Bitten des alten Stadtpfarrers, des Simon Heins, eines Bruders des bekannten Kanzlers Dr. Gregor Brück, welche von dem Stadtrathe unterstützt wurden, einzugehen und aushülfsweise in der Stadtkirche das Predigtamt zu versehen. Es mag dieß in der Mitte des Jahres 1515 geschehen sein. Luther widmete dem übernommenen Amte viel Zeit und Kraft: er ward nicht müde zu predigen, mehrfach hielt er an einem und demselben Tage vier Predigten, und sich auf seine Predigten, welche die Evangelien des Tages, die zehn Gebote, das Vater-Unser behandelten, gewissenhaft vorzubereiten. Er schlug einen ganz neuen Ton auf der Kanzel an: kam dieser auch anfänglich noch nicht voll und klar zum Durchbruche, so kündigte er sich doch schon deutlich genug an. Der alte Löscher ist so glücklich gewesen, in den Besitz einer Handschrift zu

ſchon ſpürbar in ihnen und reißt in die alten Schläuche manches Loch. Schade, daß wir die Predigten über das Vater-Unſer und vornehmlich die über den Dekalog nicht beſitzen; wir dürfen ſicher annehmen, daß der Prediger ſich hier vielfach von der Form und dem Ton der Schule losſagte und in ungezwungenſter Natürlichkeit, vollſter Anſchaulichkeit und friſcheſter Lebendigkeit ſeine tiefen Gedanken ausſtrömte.

Dieſe Predigten, in welchen ſich neben kräftigen Ausfällen gegen herrſchende Unſitten ſchon herrliche Bekenntniſſe der evangeliſchen Wahrheit finden, machten in Wittenberg ſehr bedeutendes Aufſehen. Luther wurde ſehr gern gehört von der Studentenwelt und der Bürgerſchaft: freilich ſtießen ſich auch Andere an ſeinem derben, zufahrenden Freimuth. Er ſelbſt erzählt uns, daß man über ſeine Glaubens- und Sittenpredigt ſich mehrfach bitter ausgelaſſen habe. „Zu einer irrigen und falſchen Rede" wollte man ihm ſeine Predigt von dem Einen Heiland Chriſtus ſtempeln und „einen zu gelben Schnabel" ſollte er haben, um alte Schälke fromm zu machen. Bekehrte Luther auch' ſeine Widerſacher nicht alle zu ſeiner Lehre, ſo verſtummten ſie doch je länger deſto mehr in Wittenberg und überließen ihm das Feld, welches er mit dem treuſten Fleiße, mit dem feurigſten Eifer bebaute. Er konnte ſich nimmer genug thun und ſchritt auf ſeiner Siegesbahn immer unaufhaltſamer vorwärts. Die Reformation verdankt nicht zum geringſten Theile ſeinen gewaltigen Predigten ihre raſche Verbreitung, ihren tiefen Eingang in die Herzen. Wohin er kam, da erwartete man ihn auch auf der Kanzel zu ſehen, da ward er gebeten, gedrängt, gezwungen, zu dem verſammelten Volke zu reden. Ich erinnere daran, wie er auf ſeiner Reiſe nach Worms in Erfurt empfangen und dort in die Kirche geleitet wurde, um der Menge, welche Kopf an Kopf in der Auguſtinerkirche ſtand, ſo daß die Bühnen krachten und man ihren Einſturz befürchtete, Gottes Wort zu ſagen. In Zwickau, wird erzählt, ſeien 25,000 Mann zuſammengeſtrömt, um ihn im Jahre 1522 zu hören: da keine Kirche dieſe ungeheure Menſchenmaſſe faſſen konnte, ſprach Luther zuerſt aus einem Fenſter des Rathhauſes zu den auf dem Markte Verſammelten und hernach aus einem Schloßfenſter zu den in dem Schloßhofe Harrenden. In Wittenberg traten bald, nachdem die Reformation zur Herrſchaft gekommen war, andere Verhältniſſe ein. Die Stadt erhielt

Zur

Geſchichte der Predigt.

Charakterbilder

der

bedeutendſten Kanzelredner in der evangeliſchen Kirche Deutſchlands

von Luther bis Albertini.

Von

A. Nebe,
der Theologie Doctor, Profeſſor, Pfarrer.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1879.

BV4207
N42
v. 2

E10994

befohlen zu thun und keinen Befehl geben, sie zu schreiben. Item die Apostеln haben auch wenig geschrieben, dazu sie nicht alle, sondern allein Petrus, Paulus, Johannes und Matthäus; von den andern Apostеln haben wir nichts denn Jakobum und Judam, welche viel meinen, seien nicht der Apostеln Schrift. Auch dieselbigen, die geschrieben haben, thun nicht mehr, denn weisen uns in die alte Schrift, gleich wie die Engel die Hirten zur Krippen und Windeln und der Stern diese Magos gen Bethlehem. Darum ist's gar nicht neutestamentisch, Bücher schreiben von christlicher Lehre, sondern es sollten ohn Bücher an allen Orten sein gute, gelehrte, geistliche und fleißige Prediger, die das lebendige Wort aus der alten Schrift zögen und ohne Unterlaß dem Volke fürbläuten, wie die Apostеln than haben; denn ehe sie schrieben, haben sie zuvor die Leute mit leiblicher Stimme bepredigt und bekehrt, welches auch war ihr eigentlich apostolisch und neutestamentisch Werk. Das ist auch der rechte Stern, der Christus Geburt zeigt, und die engelische Botschaft, die von der Windeln und der Krippen sagen. Daß man aber hat müssen Bücher schreiben, ist schon ein großer Abbruch und ein Gebrechen des Geistes, daß es die Noth erzwungen hat und nicht die Art ist des Neuen Testaments. Denn da anstatt der frommen Prediger aufstunden Ketzer, falsche Lehrer und mancherlei Irrthum, die den Schafen Christi Gift für Weide gaben; da mußt man das Letzt versuchen, das zu thun und noth war, auf daß doch etliche Schafe vor den Wölfen errettet würden; da fing man an zu schreiben, und doch durch Schrift, so viel es möglich war, die Schäflein Christi in die Schrift zu führen und damit zu verschaffen, daß doch die Schafe sich selbst weiden möchten und vor den Wölfen bewahren, wo ihre Hirten nicht weiden oder zu Wölfen werden wollten. Darum spricht auch S. Lukas in seiner Vorrede, daß er bewegt sei, sein Evangelium zu schreiben um Etlicher willen, die sich vermessen hatten, Christus Geschicht zu schreiben; ohn Zweifel, daß er gesehn hat, wie sie nicht recht damit sind umgangen. So gehn auch alle Episteln S. Pauli dahin, daß er nur bewahre, was er zuvor gelehret hat, und wird ohn Zweifel viel reichlicher gepredigt haben, denn er geschrieben hat. Und wenn Wünschen hülfe, wäre kein Besseres zu wünschen, denn daß schlecht alle Bücher abthan wären und nichts bliebe bei aller Welt, zuvor bei den Christen, denn die bloße lautere Schrift oder Biblie; es ist mehr denn übrig

drinnen allerlei Kunst und Lehre, die einem Menschen nütz und noth ist zu wissen. Aber das Wünschen ist nun umsonst, wollt Gott, es wären doch wenig Bücher neben der Schrift." Die Predigt ist also die Macht und Kraft des Christenthums, der christlichen Kirche: die Predigt hat die Herzen zu dem Herrn bekehrt und die Kirche gestiftet, die Predigt allein sollte in der Christenheit Glauben und Liebe stärken und vollbereiten.

Was schafft nun die Predigt? Was ist ihre Frucht, ihre Wirkung? Luther spricht sich hierüber in der Predigt, daß man solle die Kinder zur Schule halten, ganz vortrefflich aus. „Rechne du selbst," heißt es hier, „was Nutzens das liebe Predigtamt und die liebe Seelsorge schafft. Dieselbigen schafft gewißlich auch dein Sohn, der solch Amt treulich führt; als daß so viel Seelen täglich durch ihn gelehrt, bekehrt, getauft und zu Christo gebracht und selig gemacht werden und von Sünden, Tod, Hölle und Teufel erlöst, zur ewigen Gerechtigkeit, zum ewigen Leben und Himmel durch ihn kommen; daß wohl Daniel Kap. 12, 3 sagt, daß die, so andere lehren, sollen leuchten wie der Himmel, und die, so viel zur Gerechtigkeit weisen, sollen sein wie die Sterne in Ewigkeit. Denn weil Gottes Wort und Amt, wo es recht geht, muß ohne Unterlaß große Dinge thun und eitel Wunderwerke treiben; so muß dein Sohn auch ohn Unterlaß große und eitel Wunder thun vor Gott, als Todte auferwecken, Teufel austreiben, Blinde sehend, Taube hörend, Aussätzige rein, Stumme redend, Lahme gehend machen. — Wenn du gewiß wärest, daß dein Sohn dieser Werke eins an einem einigen Menschen sollte thun, nämlich daß er nur einen Blinden sollte sehend machen, einen Todten auferwecken, eine Seele dem Teufel nehmen, einen Menschen aus der Hölle erretten, oder welches der eins wäre; solltest du nicht billig mit allen Freuden dein Gut daran wagen, daß er zu solchem Amte und Werke möchte erzogen werden, und vor großer Freude springen, daß du mit deinem Geld vor Gott so ein groß Ding hättest gestiftet? — Das ist nun gesagt von den Werken und Wundern, die dein Sohn thut gegen die Seelen, von Sünden, Tod und Teufel zu helfen. Ueber das thut er auch gegen die Welt eitel große, mächtige Werke, nämlich daß er alle Stände berichtet und unterweiset, wie sie äußerlich in ihren Aemtern und Ständen sich halten sollen, damit sie vor Gott recht thun; kann die Betrübten trösten, Rath geben, böse Sachen schlichten, irrige

Inhalt.

	Seite
Dr. Martin Luther	1
Philipp Jakob Spener	93
Johann Lorenz von Mosheim	137
Franz Volkmar Reinhard	181
Franz Theremin	235
Johann Heinrich Dräseke	286
Johann Baptiſt von Albertini	345

Predigtamtes. Summa: wenn man Gott selbst ausloben wird, so wird man sein Wort und Predigtamt auch ausloben, denn es ist Gottes Amt und Werk."

Was hat die Predigt für Zwecke, was will sie? Hierüber spricht sich Luther wiederholt aus. Vor allen Dingen will die Predigt Gott loben, die großen Thaten Gottes preisen. Wir lesen in den Tischreden, wo eine große Menge von Aussprüchen des Reformators über das Predigtamt zusammengetragen ist: „Dr. Martin Luther sprach zu einem Pfarrer: Wenn ihr wollt predigen, so redet mit Gott und sprecht: lieber Herr Gott, ich will dir zu Ehren predigen, ich will von dir reden, dich loben, deinen Namen preisen, ob ich's wohl nicht kann so gut machen u. s. w. Und sehet weder Philippum, mich noch keinen Gelehrten an, und lasset euch dünken, ihr seid der gelehrteste, wenn ihr von Gott redet auf der Kanzel. Ich habe mich nie entsetzt, daß ich nicht wohl predigen kann; darüber aber hab ich mich oft entsetzt und gefürchtet, daß ich vor Gottes Angesicht also habe sollen und müssen reden von der großen Majestät und dem herrlichen Wesen. Darum seid nur stark und betet!" Gottes Majestät, wie sie sich in dem Angesichte Jesu Christi wiederspiegelt, ist der Preis der Predigt. „Wir predigen," sagt er in der Hauspostille am ersten Ostertage, „nichts neues, sondern predigen immerdar und ohn Unterlaß von dem Mann, der da heißt Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, für unsre Sünden gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt. Aber ob wir schon immerdar solches predigen und treiben, werden wir's doch nimmermehr genugsam fassen können. Wir bleiben dennoch immer Säuglinge und junge Kinder, welche jetzt reden lernen und kaum halbe Worte, ja kaum Viertelworte machen." Ist der Ruhm Christi Stern und Kern der Predigt, so ist jede Predigt leicht zu beurtheilen. In der Kirchenpostille heißt es zu der Epistel des zwölften Sonntags nach Trinitatis: „Darum ist nun leicht zu richten von einem jeden, so ein Amt hat in der Christenheit, zu reden, daß man sich nicht darf darob rotten, oder in Zweifel hiehin und dorthin gaffen auf diese oder jene Person oder Gaben, von welchen mehr zu halten sei, sondern auf diese Predigt, als das Hauptstück, muß man sehen und hören, was und wie er von Christo sage und lehre, denn redet er aus dem heiligen Geiste, so muß er gewißlich Christum nicht verfluchen, sondern preisen und rühmen, und so er das thut, so

er damit freilich keine Rotterei noch Trennung lehren machen,
Urſach dazu geben." „Wer da will ein Prediger ſein," heißt
der Hauspoſtille über den guten Hirten, „der meine es mit
m Herzen, daß er allein Gottes Ehre und ſeines Nächſten
rung ſuche." Dieſen letzten Gedanken führt nun die Kirchenpoſtille
r Epiſtel des neunzehnten Sonntags nach Trinitatis weiter
s: „Darum iſt das Predigtamt in der Kirchen noth, nicht
für die Unwiſſenden, die man lehren ſoll, als den einfältigen,
ſtändigen Pöbel und das junge Volk, ſondern auch für die,
wohl wiſſen, wie ſie glauben und leben ſollen, ſie zu erwecken
u ermahnen, daß ſie ſich täglich wehren und nicht faul noch
ſſen und müde werden in dem Kampf, den ſie auf Erden
n haben mit dem Teufel, ihrem eignen Fleiſch und allen Laſtern.
m treibt auch S. Paulus ſolche Vermahnung ſo fleißig an
Chriſten, daß es auch ſchier ſcheinet, als thue er ihm zu viel,
r allenthalben ſo heftig ihnen ſolches einbläuet, gerade als
ſie ſo unverſtändig, daß ſie es nicht ſelbſt wüßten, oder ſo
ſam oder vergeſſen, daß ſie es ungeheißen und ungetrieben
thäten. Aber er weiß auch, daß, obwohl die Chriſten an-
gen haben zu glauben und in dem Stande ſind, darinn die
t des Glaubens ſich beweiſen ſoll, ſo iſt es darum nicht ſo-
gethan noch vollendet, daß es hier nicht gilt, alſo ſagen und
1: ja es iſt genug, daß die Lehre gegeben iſt; darum, wo der
und Glaube iſt, da werden die Früchte und guten Werke
ſelbſt folgen. Denn, obwohl der Geiſt da iſt und, wie
us ſagt, willig iſt und auch wirket in denen, die da glauben,
doch auch dagegen das Fleiſch, das iſt ſchwach und faul, dazu
eufel nicht feiert, daß er möge dasſelbe ſchwache Fleiſch durch
htung und Reizung wieder zu Fall bringen. Darum muß
die Leute nicht alſo hingehn laſſen, als dürfte man nicht ver-
en noch treiben durch Gottes Wort zu gutem Leben. Nein,
rfſt hier nicht nachläſſig und faul ſein, denn das Fleiſch iſt
allzu faul, dem Geiſt zu gehorchen, ja es iſt allzu ſtark, dem-
zu widerſtehen, wie S. Paulus anderswo geſagt Gal. 5, 17:
Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt u. ſ. w., daß ihr nicht thut,
ihr wollt. Darum muß Gott hier auch thun, wie ein guter,
ger Haushalter oder Regent, wo er einen faulen Knecht oder
d oder unfleißige Amtleute hat, wenn ſie gleich ſonſt nicht böſe

und untreu ſind, der muß nicht denken, daß es damit ausgerichtet ſei, daß er ein Mal oder zwei befohlen hat, was ſie thun ſollen, wo er nicht ſelbſt immer ihnen auf dem Rücken lieget oder treibet. Alſo iſt es mit uns auch noch nicht dazu kommen, daß unſer Fleiſch und Blut daher ginge und ſpränge in eitel Freuden und Luſt zu guten Werken und Gehorſam gegen Gott, wie der Geiſt gerne wollte und der Glaube weiſet, ſondern wenn er ſich gleich immer mit ihm bläuet und treibet, ſo kann er es dennoch kaum fortbringen: was ſollte denn geſchehen, wenn man wollte ſolch Vermahnen und Treiben laſſen anſtehen und gleichwohl hingehen und denken, wie viel ſichere Geiſter thun: ja, ich weiß ſelb wohl, was ich thun ſoll, habe es vor ſo viel Jahren und ſo oft gehört, ja auch andre gelehret? u. ſ. w. Daß ich halte, wo man ein Jahr ſchweige mit Predigen und Vermahnen, ſo würden wir ärger werden, denn keine Heiden ſind."

Gottes Ehre und des Nächſten Beſſerung, das ſind die beiden, zuſammenfallenden Ziele, welche der Prediger fort und fort vor Augen haben muß. Er kann dieſes erſtrebte Ziel nie erreichen, wenn er die rechte Lehre nicht rein und lauter verkündigt, wenn er nicht Gottes Wort predigt. Oft und tief beklagt es Dr. Luther, daß die Predigt in der chriſtlichen Kirche von dem Worte Gottes abgefallen iſt, daß ſtatt der Lehre des Wortes Gottes andere Lehren auf die Kanzel gebracht werden. „Ach, daß alle Predigtſtühle," ruft er in der Kirchenpoſtille in der erſten Adventsevangelienpredigt bewegt und eifrig aus, „in aller Welt im Feuer lägen und Pulver wären, wie verfähret man mit guten Werken. — Ich ſage noch ein Mal, ich wollt, daß alle Predigtſtühle in der Welt lägen im Feuer und wäre Alles eitel Aſchen und Pulver um der greulichen Verführung willen der armen Seelen." „Daß wir aber dieß baß ausſtreichen," ſagt er in der Kirchenpoſtille zu dem Evangelium des erſten Epiphanienſonntages, „und klar machen, müſſen wir ſehen, was man uns anders gelehrt hat denn Gottes Wort. Bisher haben wir dreierlei Lehre gehabt. Zum Erſten iſt das die gröbſte, ſo S. Thomas, iſt er anders heilig, gelehrt hat, die kommt aus der heidniſchen Lehre und Kunſt, die das große Licht der Natur, Ariſtoteles, geſchrieben hat; davon ſagen ſie alſo: daß er ſei wie eine hübſche, lichte Tafel und Chriſtus Wort ſei wie die Sonne. Und gleichwie die Sonne auf ſolch eine Tafel ſcheinet, daß ſie deſto ſchöner leuchtet und gleißet: alſo ſcheinet auch das göttliche Licht auf

Licht der Natur und erleuchtet es. Mit dieſer hübſchen Gleich-
haben ſie die heidniſche Lehre auch in die Chriſtenheit bracht,
haben die hohen Schulen allein gelehrt und getrieben und
s hat man Doktores und Prediger gemacht, das hat ſie der
l heißen reden. Alſo iſt Gottes Wort zu Füßen gelegen; denn
das herfürkommt, ſo ſtößet es ſolche Teufelslehre alle zu
r. — Zum Andern hat man uns Menſchengeſetz gelehret
eboten, die man heißet Ordnung und Gebot der heiligen chriſt-
Kirchen und dadurch haben die Narren gemeinet, die Welt
immel zu führen und damit haben ſie wollen unſer Gewiſſen
und darauf gründen. Das hat man alſo in den Schwang
, daß es iſt wie eine Sündfluth in die ganze Welt geriſſen
t alle Welt darin erſoffen, daß ſchier Niemand zu retten iſt
em Höllengrund. Denn da ſchreien ſie immer ohne Aufhören,
ären ſie unſinnig: ei das haben die heiligen Concilia be-
n, das hat die Kirche geboten, das hat man ſo lange Zeit
en; ſollen wir denn nicht dran glauben? Darum ſoll man
antworten, wie ich geſagt habe, aus dieſem Evangelio: wenn
ich Maria, die heilige Jungfrau, ſelbſt than hätte, wär' es
Sunder, daß ſie geirrt hätt: die war doch eine Mutter Gottes;
kommt ſie in die Unwiſſenheit, daß ſie nicht weiß, wo ſie
um finden ſoll, ſucht ihn unter den Freunden und Bekannten
hlet, daß ſie ihn nicht findet. Hat ſie denn nun gefehlet und
m nicht mögen finden unter den Freunden, ſondern mußt zu-
n Tempel kommen, wie wollen wir denn ihn finden außer
Wort in Menſchenlehren und das die Concilia beſchloſſen
Doktores gelehrt haben? Die Biſchöfe und Concilia haben
Zweifel des heiligen Geiſtes nicht ſo viel gehabt, als ſie; hat
m gefehlet, wie ſollten denn jene nicht irren, weil ſie Chriſtum
anderswo zu finden denn in dem, das ſeines Vaters iſt, das
Gottes Wort? Darum, wenn du einen höreſt, der an den
lei Lehren hangt und glaubt, daß es recht ſei, ſtehet und ver-
rauf, ſo frage ihn, ob er auch gewiß vertraue, daß er ſein
amit möge tröſten, wenn der Tod her ſoll gehen oder Gottes
t und Zorn, daß er da mit unverzagtem Gewiſſen dürf ſagen:
at der Papſt und die Biſchöfe in den Concilien geſagt und
ſſen; da verlaß ich mich auf und bin gewiß, daß mir's nicht
hlen? So wird er bald müſſen ſagen: wie kann ich deß ſo

gewiß sein? Also, wenn es nun zum Treffen kommt, daß der Teufel her dringe, wird dein Gewissen sagen: es ist wohl wahr, die Concilia haben's beschlossen u. s. w., ja wie, wenn sie aber hätten gefehlet, wer weiß, ob es recht sei? Wenn du denn in solchen Zweifel kommest, so kannst du nimmer bestehen, da kommt der Teufel und rucket dich herum und stürzet dich, daß du danieder liegst. — Zum Dritten, neben diesen zwo Lehren haben sie uns dennoch auch auf die heilige Schrift geführt und gesagt, daß ja vor allen Lehren des Papstes Gesetz und was er schleußt in den Dingen, so dem Glauben angehören, soll gehalten werden, doch ausgenommen etlicher heiliger Väter Lehre, die die Schrift ausgelegt haben; die haben sie dennoch so groß gemacht, daß sie sollen gleich so viel gelten als der Papst zu Rom oder ein wenig mehr, und haben aber daneben gesagt, sie könnten nicht irren und fallen auch drauf, daß sie schreien: ei wie sollten diese heilige Väter nicht verstanden haben? Aber laß die Narren sagen, was sie wollen, und wirf ihnen immer das für, das hie Christus spricht: wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Gottes Wort muß man vor allen Dingen haben und allein an dem hangen, denn da will Christus sein und an keinem andern Ort: drum ist's vergebens, daß du ihn anderswo sucheſt. Denn wie kannst du mich gewiß machen, daß die heiligen Väter das Ding sei, da Christus sein muß."

In der schon ein Mal angezogenen Predigt über das Evangelium von den Weisen aus dem Morgenland läßt sich Luther wieder ähnlich vernehmen. Auch hier gibt er ein Dreifaches an, was die göttliche Lehre wie ein Schleier verdeckt hat. Die Gelehrten haben mancherlei Weise aufgerichtet, die Wahrheit zu lernen. „Zum Ersten," lesen wir, „haben sie aufbracht unzählige Gesetz, Statut, Artikel und Lehre, von den Menschen erfunden, als da ist das geistliche Recht und dergleichen Orden Regel; welches ohn Zweifel nicht sind die Windeln und Krippen Christi, auch nicht Simeon und Hanna. — Zum Andern legen sie uns für der Heiligen Legende und Exempel, damit sie auch stärken und gründen ihre Menschenlehre; und das dringet wahrlich hart und verdirbt unzählig Seelen; da kommt man so heimlich von der Schrift und Glauben, daß niemand merken kann, da legen sie für S. Benedikt, Gregor, Bernhard, Augustin, Franciscus, Dominicus und viel großer Heiligen, die niemand kann leugnen, daß sie heilig sind, die

doch in solchen Menschenlehren und Orden gelebt und heilig worden sind. — Zum Dritten bringen sie auf der Heiligen Auslegung über die Schrift, das soll auch ein Licht sein, da haften sie auch hart an und meinen, sie haben hie, das niemand verwerfen möge, lehren immer und immer, daß wir ja nicht zur lauteren Schrift kommen, fahen an und sagen, die Schrift sei finster und werden viel Ketzer draus. Ist das nicht ein Hauptstück aller Gotteslästerung? Wer sagt aber ihnen, daß die Väter nicht auch finster sind? Oder wer will uns gut dafür sein, daß die Väter nicht irren in ihrem Auslegen? Sintemal es offenbar ist, daß sie oft geirrt, oft wider sich selbst, oft auch wider einander und gar selten einträchtig stimmen. Das schickt Gott also und macht solch der Väter Auslegen auch ungewiß, wehret auf allen Seiten, daß wir ihm nicht aus seiner Schrift laufen: noch schlipfern wir dahin und lassen uns nicht halten. Darum sollen wir wissen, daß nicht wahr sei, das sie sagen: die Väter erleuchten die finstre Schrift, sie thun den Vätern Unrecht und belügen sie. Der Väter Werk ist nicht die Schrift erleuchten mit ihrer eigen Glossen, sondern klare Schrift herfürbringen, und also Schrift mit Schrift bloß, ohn alles ihr eigen Zusetzen beweisen."

Die Legenden der Heiligen sind dem Reformator vor allen Dingen gram und er hat volles Recht dazu, so gegen sie zu eifern, wie er es gethan hat. Denn diese Legenden sind zum größeren Theil, wie Dr. Martinus, der auch gern ein Späßchen machte, sie eigentlich benennt, Lügenden, ersonnene, erdichtete Fabeln und Geschichten und dazu vielfach recht abgeschmackt und kraß; und dann wurden sie nicht bloß an den Tagen der Heiligen, sondern auch an den Tagen des Herrn mit ganz entschiedener Vorliebe vorgetragen. In der epistolischen Kirchenpostille kommt in der dritten Fastenpredigt auf diese Legenden, die unter die Narrentheidunge gerechnet werden, die Rede. „Sonderlich ist das unchristlich, wo man solche Narrentheidung treibet in der Gemeinde, da man zusammenkommt, Gottes Wort zu hören und die Schrift zu lernen, wie sich's denn allezeit begibt, wo viel zusammenkommen. Ob sie gleich zuerst anfahen von ernsten Sachen, doch bald fallen auf leichtfertige, lose, lächerliche Theiding, damit man die Zeit verliert und Besseres versäumt. Wie denn bisher geschehen ist, daß man auf's Osterfest ein närrisch, lächerlich Geschwätz unter die Prediger gemenget hat, die Schläferigen damit wacker zu machen, und da man zu Weihnachten das Kindlein

gewieget und mit Reimen Affenſpiel getrieben hat, gleichwie auch mit den heiligen drei Königen, mit der Paſſion Chriſti, mit Dorothea und andern Heiligen geſchehen iſt. Hieher ſollte ich zählen auch der Heiligen Legenden und das große Lügengeſchwärm von Wunderzeichen, Wallfahrten, Meſſen, Heiligendienſt u. ſ. w., Ablaß und dergleichen, die auf der Kanzel denn Gewalt hatten, aber ſind ſie zu grob, denn es ſind nicht leichtfertige Lügen, die allein die Sitten verderben, von welchen hier S. Paulus ſaget, ſondern ſtürzen den Glauben und das Wort Gottes gar, daß keine Heiligen dafür bleiben mögen, ihr Scherz iſt allzu großer Ernſt, wie wohl bei denen, die ſie verſtehen, ſind es ja ſo leichtfertige und läſterliche Lügen als jene, daß ſie auch S. Paulus ſelbſt fabulas Märlein, als altwettelſche Theidinge nennet 1. Tim. 4, 7. Aber jenes ſind menſchliche Märlein, die man nicht glaubet, auch nicht drauf bauet, ſondern man lacht ihr, ohne daß ſie gleich wohl äußerliche Sitten verderben, und hindern Beſſers und machen kalte, laſſe Chriſten. Aber dieſe ſind teufeliſche Märlein, die man für Wahrheit glaubet und hält mit allem Ernſt, wie wohl ſein der Teufel lachet mit ſeinen Engeln."

Gottes Wort und nicht Menſchen Wort hat der Prediger zu verkündigen. Er iſt Gottes Geſandte, Gottes Mundbote, Gottes Herold. „Die Prediger," ſo lautet es in der Kirchenpoſtille in der Predigt über das Evangelium des Chriſttages, „ſollen Engel ſein, das iſt Gottes Boten, und ein himmliſch Leben führen, allezeit mit Gottes Wort umgehen, daß ſie ja nicht Menſchenlehre predigen. Es iſt ja ein unfüglich Ding, Gottes Bote zu ſein und nicht ſeine Botſchaft werben. Angelus aber heißt ein Bote und Lukas nennet ihn hie Angelus Domini, Gottes Bote. Es liegt auch mehr an der Botſchaft denn an ſeinem Leben. Führet er ein bös Leben, ſo ſchadet er ihm ſelbſt: bringet er aber eine falſche Botſchaft für Gottes Botſchaft, ſo verführet er und ſchadet Jedermann, der ihm zuhöret, und macht Abgötterei im Volk, daß ſie Lügen für Wahrheit, Menſchen für Gott ehren und den Teufel an Gottes Statt anbeten. Drum kein greuliche Plage, Jammer und Unglück auf Erden iſt, denn ein Prediger, der Gottes Wort nicht predigt: derer jetzt leider alle Welt voll iſt, und meinen doch, ſie thun wohl und ſeien fromm, und iſt nicht anders ihr Weſen, denn Seelen morden, Gott läſtern, Abgötterei aufrichten, daß ihnen viel ſeliger wäre, ſie wären dieweil Räuber, Mörder und die ärgſten Buben geweſen; ſo wüßten ſie doch,

daß sie übel thäten, aber nun gehen sie unter dem priesterlichen, bischöflichen, päpstlichen, geistlichen Namen und Schein dahin und sind nur reißende Wölfe in Schafskleidern, daß gut wäre, ihre Predigt würde von Niemand gehöret."

Gottes Wort, die Schrift ist der Grund, der die Predigt tragen muß, ist der Boden, in dem sie wurzelt, aus dem sie sich erhebt und ihre Nahrung zieht. Jedes Schriftwort hat die Kraft, eine Predigt zu treiben: kein Spruch der heiligen Schrift ist so arm, so ohnmächtig, daß nicht aus ihm eine vollständige, gediegene Predigt herauswachse. „So einer ein Wort Gottes hat," sagt Luther in seinen Tischreden, „und kann nicht eine Predigt daraus machen, der soll nimmermehr ein Prediger sein." Die Schrift ist verschieden, da sind Geschichten, da sind Lehrworte, da ist Gesetz, da ist Evangelium. Was hat der Prediger aus dieser Schatzkammer besonders hervorzutragen? Luther weiß, wonach der Sinn seiner Zeitgenossen stand: er ist aber weit davon entfernt, ihren Wunsch, ihre Neigung sich zum Gesetz zu machen. Er ist davon fest überzeugt, daß der Geschmack des Christenvolkes seiner Zeit ein falscher ist, und daß der Bote Gottes nicht zu predigen hat, wonach den Leuten die Ohren jücken, sondern was ihnen Noth ist zu hören. „Dem gemeinen Mann," so heißt es in den Tischreden, „und Haufen gefällt nichts besser, ist ihm auch nichts nutzer, denn das Gesetz und Exempel predigen. Die Predigt von Gottes Gnade, und vom Artikel der Justification, wie man vor Gott gerecht, fromm und selig wird, ist in ihren Ohren kalt." „Dazumal ward auch gedacht," lesen wir dort an einem andern Orte, „etlicher Prediger, welche von Etlichen auch Dr. Luther wurden vorgezogen, da sprach der Doktor: ich gebe ihnen gerne die Ehre und vergönne es ihnen nicht, aber das ist die Ursach, daß der Pöbel also urtheilt, wenn sie hören erzählen Historien und Exempel, so verwundern sie sich über sie. Wie Dr. Nikolaus war, der die Bücher Josua und der Könige predigte, da spielte er mit vielen Allegorieen und geistlichen Deutungen, das gefällt dem Volk und Haufen wohl, da will ich auch Meister sein. Aber wenn man vom Artikel der Rechtfertigung predigt, daß man allein vor Gott durch den Glauben an Christum gerecht und selig wird, da hält der gemeine Mann keinen für beredt, ja sie hören ihn nicht gerne. Und habt's für ein gewisses Zeichen, wenn man vom Artikel der Rechtfertigung predigt, so schläft das Volk und hustet, wenn

man aber anfähet Hiſtorien und Exempel zu ſagen, da reckt's beide Ohren auf, iſt ſtill und höret fleißig zu. Ich glaube, daß viel ſolcher Redner bei uns ſind, die mich unter die Bank und wieder herfür predigen." „Das wäre mein Rath," heißt es weiterhin, „daß man jetzt ſchlecht den Text leſe, ein Kapitel aus der Biblia, darnach betete und drauf die Leute vermahnte ad moralia, zu guter Zucht und chriſtlichem Leben, das wäre jetzt ſchier am Beſten gepredigt, wie die Welt iſt. Doch um der armen, betrübten Gewiſſen, die Gottes Zorn wider die Sünde fühlen, derer doch ſehr wenig ſind, muß man das Evangelium auch predigen und ſie damit tröſten. Der große Haufe will einen Moſes haben mit Hörnern."

Die Lehrworte verdienen den Vorzug vor den Geſchichten. „Wo die Hiſtoria und Worte bei einander ſind," hören wir in der Hauspoſtille, „da nehmen wir die Worte für das Hauptſtück. Und das iſt eine gewiſſe Regel: wer die Evangelia recht und wohl handeln will, der habe Achtung auf die Worte, ſonderlich, die Chriſtus redet." Die Geſchichte darf nie als bloße Geſchichte getrieben werden, es iſt alle Mal eine Lehre aus ihr zu ziehen. „Wenn man von den Leiden unſres Herrn Jeſu Chriſti will predigen," heißt es in den Paſſionspredigten, „ſo muß man nicht allein die Hiſtorie von Wort zu Wort den Leuten vorleſen, ſondern ſie auch lehren und vermahnen, daß ſie gedenken, warum Chriſtus alſo gelitten habe und wie ſie ſolches Leiden genießen ſollen. Denn die Weiſe taugt gar nichts, die man im Papſtthum gehalten hat, da die Prediger, ſonderlich die Mönche, allein ſich darauf gegeben haben, wie ſie es klüglich machen und die Leute zum Mitleiden und Weinen bewegen könnten. Wer ſolches wohl konnte, den hielt man für den beſten Paſſionsprediger. Derhalben hörte man in ſolchen Predigten nichts denn ein Judengeſchelte, und wie die Jungfrau Maria geweint, ihren Sohn geſegnet und anders dergleichen gethan hätte. Das iſt aber nichts denn gleißende Heuchelei, ohne Geiſt, da keine rechte Frucht noch Beſſerung aus folgen kann. Wenn wir aber auf der Apoſtel und Propheten Predigten ſehen wollen, ſo werden wir eine weit andere Weiſe finden, wie man von dem Leiden unſres Herrn Chriſti predigen ſoll, denn da ſieht man, daß ſie von der Hiſtorie nicht viel Worte machen, reden ſehr einfältig, kurz und ſchlecht davon; aber wie man ſolch Leiden anſehen, ſein genießen und es brauchen ſoll, da können ſie nicht genug davon reden. Wer es den Worten nach

rechnen will, so ist's eine sehr kurze Predigt, die Johannes von Christo thut, da er spricht: siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Joh. 1, 29. Aber man wickle sie aus einander, so wird man sehen, daß sie über die Maßen viel in sich faßt, sonderlich so viel den Nutz und Brauch betrifft, den wir davon haben, so wir dieselbe mit Glauben fassen. Wer nun solchem Spruch nach von dem Leiden unsres Herrn Jesu recht predigen oder gedenken will, der predige nicht allein, wie Christus den Heiden überantwortet, gegeißelt, verspeiet und an das Kreuz geschlagen sei. Solches ist die bloße Historia, die man wohl in alle Wege predigen und wissen soll, aber es ist noch nicht genug. Du sollst auch wissen und glauben, wie Johannes hier predigt, daß Christus solches um deiner Sünde willen gelitten habe, daß Gott dieselbe ihm aufgeladen und er sie in allem Gehorsam getragen und dafür bezahlt habe, auf daß du, wenn du erkennst, daß du ein Sünder seist und habest Gott erzürnet, dennoch nicht verzagest, sondern dich solches Leidens und Genugthuung unsers Herrn Christi tröstest. Alsdann kann man im Herzen einen Schmack von solchem Leiden haben, daß nicht allein dir die Augen übergehen, das Herz aber bleibet dürr und trocken; sondern das Herz wird dir übergehen; erstlich vor Leid, daß du mußt bekennen, die Sünde sei eine gräuliche Last, weil dieselbe allein durch ein solch groß Opfer hat können abgelegt werden; darnach auch vor Freuden, weil dieses Opfer für dich gegeben ist, daß du gewiß sollst sein, Gott wolle dich um deiner Sünde willen nicht verwerfen noch verdammen." „Wie wir gehört haben," so beginnt in der Kirchenpostille die Predigt über das Osterevangelium Mark. 16, 1—8, „in dem Leiden des Herrn, daß es nicht genug ist, die Historien und das Geschicht alleine zu wissen, also ist es auch nicht genug, daß wir wissen, wie und wenn der Herr Christus auferstanden ist, sondern man muß auch wissen den Nutz und Gebrauch beide des Leidens und der Auferstehung Christi, nämlich was er uns damit erworben hat. Denn wenn die Historien allein da ist, so ist's eine unnütze Predigt, die der Teufel und die Gottlosen so wohl wissen, lesen und verstehen als eben die rechten Christen; dann aber, wenn man predigt, wozu es dienet, so ist es eine nützliche, heilsame, tröstliche Predigt." „Viele," klagt Luther in der Auslegung der 22 ersten Psalmen bei Ps. 19, 1 und 2, „predigen Christum, aber also, daß sie dessen Nutzen und Wohlthat niemals verstehen, oder sagen, wie dergleichen die gemeinen

Prediger thun, die nur die Geſchichte von Chriſto predigen. Allein das iſt keine chriſtliche Predigt, wenn du Chriſtum nur hiſtoriſch predigſt und ſeine Geſchichte in der Predigt her erzähleſt. Das heißt nicht die Ehre Gottes predigen; ſondern wenn du lehreſt und zeugeſt, die Hiſtorie von Chriſto habe dieſes Abſehen, daß ſie uns, die wir glauben, nütze ſei zur Gerechtigkeit und Seligkeit, daß er nicht ſich, ſondern uns zu gute Alles gethan habe nach dem Willen Gottes des Vaters und daß wir wiſſen, alles dasjenige, was in Chriſto iſt, ſei unſer. Dieſer Glaube und Wiſſenſchaft von dem Herrn macht, daß wir ihn lieben, ihn rühmen und verherrlichen."

So wenig als Luther der verkehrten Neigung der Leute in Bezug auf Geſchichte und Geſchichten nachgeben will, verſteht er ſich dazu, die Predigt des Evangeliums hinter die Predigt des Geſetzes zurücktreten zu laſſen. Geſetz und Evangelium ſind nach ihm die beiden Angelpunkte der Predigt. „So iſt," heißt es in der evangeliſchen Kirchenpoſtille am letzten Adventsſonntage, „nun das ein rechter chriſtlicher Prediger, der nicht anders, denn was Johannes, predigt und beſtändig drauf bleibt. Nämlich, daß er zuerſt das Geſetz wohl predige, daran die Leute lernen ſollen, wie große Dinge Gott von uns fordere, der wir keines thun können aus Unvermögen unſrer Natur, durch Adams Fall verderbet, und alſo mit dem Jordan taufe. Denn das kalt Waſſer bedeutet die Lehre des Geſetzes. Die zündet nicht an die Liebe, ſondern löſchet ſie vielmehr aus, denn durch's Geſetz erkennt der Menſch, wie ſchwer und unmöglich das Geſetze ſei; darüber wird er ihm feind und erkaltet ſeine Luſt zu demſelben, daß er's fühlet, wie gar er dem Geſetze aus Herzensgrund wider iſt. Da muß er denn ſich demüthigen und bekennen, daß er ein verloren Menſch iſt und alle ſeine Werke Sünde ſeien mit ſeinem ganzen Leben. Damit iſt denn Johannes Taufe geſchehen und iſt recht wohl nicht alleine begoſſen, ſondern getauft. Da ſiehet er denn, was Johannes Wort will: thut Buße u. ſ. w. Da verſtehet er, daß Johannes recht ſage und Jedermann noth iſt, ſich zu beſſern oder Buße zu thun. Aber zu dem Verſtand kommen nicht, laſſen ſich auch nicht taufen die Phariſäer und Werkheiligen, meinen, ſie bedürfen keiner Buße; darum iſt Johannes Wort und Taufen vor ihren Augen ein Narrenwerk. Zum andern, wenn alſo die erſte Lehre des Geſetzes und die Taufe vollendet iſt, daß der Menſch, gedemüthiget durch ſein Selbſterkenntniß, an ihm ſelbſt

und alle ſeinem Vermögen muß verzagen: da gehet nun das andre Theil der Lehre an, daß Johannes auf Chriſtum die Leute von ſich weiſet und ſpricht: ſehet da, das iſt das Lamm Gottes, das der Welt Sünde auf ſich nimmt. Das iſt als ſo viel geſagt: ich hab' euch zuerſt durch meine Lehre Alle zu Sündern gemacht, alle eure Werke verdammt und geſagt, daß ihr an euch ſelbſt müſſet verzagen; aber, auf daß ihr auch nicht an Gott verzaget, ſehet da, ich will euch zeigen, wie ihr eure Sünde ſollt los werden und Seligkeit erlangen. Nicht könnt ihr eure Sünde ablegen oder euch durch Werke fromm machen, ein ander Mann gehört dazu; ich kann's auch nicht thun, doch zeigen kann ich ihn. Es iſt dieſer Jeſus Chriſtus, das Lamm Gottes. Der, der und ſonſt Niemand weder in Himmel noch auf Erden nimmt die Sünde auf ſich, ſo gar, daß auch du nicht die allerkleinſte Sünde könnteſt bezahlen. Er muß allein auf ſich nehmen, nicht deine Sünde allein, ſondern der Welt, ſie ſeien groß, klein, viel oder wenig. Das heißt denn das lauter Evangelium predigt und gehöret, und den Finger Johannis erkennet, damit er dir Chriſtum, das Lamm Gottes, zeiget. Kannſt du nun glauben, daß ſolche Stimme Johannis wahr ſei, und ſeinem Finger nachſehen und das Lamm Gottes erkennen, daß es deine Sünde auf ihm trage, ſo haſt du gewonnen, ſo biſt du ein Chriſt, ein Herr über Sünde, Tod, Hölle und alle Dinge; da muß dein Gewiſſen froh werden und dem zarten Lamm Gottes aus Herzen hold werden, und den himmliſchen Vater über ſolchem abgründlichen Reichthum ſeiner Barmherzigkeit, durch Johannem gepredigt und in Chriſto gegeben, lieben, loben, danken und auf's Allerwilligſt werden, ſeinen göttlichen Willen zu thun, was du kannſt aus allen Kräften." „Wie aber ein Unterſchied iſt unter den Perſonen," ſo leſen wir in der Auslegung des zweiten Pſalmes zu V. 12; „alſo ſind die Predigten auch unterſchieden. Die Gnadenpredigt von Gottes Güte und Barmherzigkeit gehöret auf die armen, erſchrockenen Gewiſſen, ſo Gottes Zorn wider die Sünde fühlen und bekümmert ſind. Dieſelbigen ſoll man aufrichten und tröſten. Aber die Zorn- und Strafpredigt gehört auf die Harten, Halsſtarrigen und Sichern; die muß man mit dem eiſernen Hammer des Geſetzes ſchlagen, mürbe und weich machen." „Dieſes iſt die Ordnung aller Propheten im Lehren," ſchreibt Luther in der kurzen Auslegung Jeſajas zu 28, 10, „die auch wir heut zu Tage halten. Zuerſt wird das Geſetz gelehret,

welches gebeut; hernach werden die Verheißungen von Chriſto hinzugethan, der dem Geſetz für uns genug gethan hat; alsdann auch die Verheißungen vom ewigen Leben, von der Gerechtigkeit u. ſ. w. Weil dieſe Verheißungen, ſo lange wir in dieſem Fleiſche ſind, nicht vollkommen können gefaßt, ſondern im Glauben erwartet werden müſſen und weil unſer Fleiſch allzeit wider den Glauben ſtreitet und lieber deſſen, was ſeine iſt, nämlich der gegenwärtigen Hülfe gebrauchen will, deßwegen ſind öftere Ermunterungen zum Glauben und Tröſtungen von Nöthen, daß wir nicht unterliegen, noch zweifeln, daß wir dasjenige, ſo verheißen wird, gewiß erlangen werden, wenn wir nur aushalten und in gewiſſer Hoffnung auf die Gerechtigkeit und das Leben warten. Daß alſo alle unſere Lehre in dieſen beiden Punkten beſtehet, in der Predigt des Geſetzes, welches gute Werke lehret, und in der Predigt des Evangelii, welches den Glauben lehret. Der dritte Punkt iſt, daß in beiden Arten der Lehre öftere Tröſtungen ſollen miteingemengt werden wider das Kreuz, welches alle Frommen nothwendig auf ſich nehmen müſſen."

Um aber Geſetz und Evangelium, überhaupt Gottes Wort predigen zu können, muß man von der Kraft des Gotteswortes ſelbſt Erfahrung gemacht haben. Wo dieſe Erfahrung, dieſe innere Erkenntniß des Wortes fehlt, da wird das Wort, wenn es auch nach dem Buchſtaben ganz richtig verſtanden wird, in ſeinem Grunde und Weſen gar nicht verſtanden. „Um unzweideutig und klar über einen Text zu reden, iſt vor Allem nothwendig, ſeinen Inhalt recht zu verſtehen," ſo leſen wir in der Auslegung von 1. Moſ. 16, 12. „Das Erkenntniß iſt zweierlei, eins der Worte, das andere der Sache. Wer nun das Erkenntniß der Sache oder Handels nicht hat, dem wird die Erkenntniß der Worte nicht helfen. Nach einem alten Sprichwort pflegt man zu ſagen: was einer nicht wohl verſteht und weiß, davon wird er auch nicht wohl reden können. Solcher Exempel hat unſere Zeit viel an den Tag gebracht. Denn viel ſehr gelehrte und beredte Leute geben überaus närriſche und lächerliche Dinge vor, nachdem ſie ſich unterſtehen von ſolchen Händeln zu reden, die ſie nie verſtanden haben. — Wer aber den Handel inne hat und verſteht, der lehrt recht und trifft die Herzen, ob er wohl unberedt und nicht fertig in den Worten iſt. Alſo that es Cato dem Cicero zuvor, wenn er im Rathe redete, ob er gleich ſolche Dinge grob und ohne allen Schmuck und Zierde vorbrachte, die ſich

in keines Menschen Verstand schickten und darauf niemand dachte. Nun soll man mir aber dieß nicht also deuten oder also verstehen, als verwürfe ich die Grammatik, die ganz nöthig ist; sondern so viel sage ich: wird einer neben der Grammatik nicht auch die Händel in der Schrift studiren, so wird er niemals ein guter Lehrer werden. Denn, wie jener sagte, soll einem Lehrer oder Prediger die Rede folgen und wachsen aus dem Herzen und nicht im Munde."

Jeder Text der heiligen Schrift, selbst wenn er nur aus einem einzigen Verse besteht, birgt eine Menge von Gedanken in sich: der Prediger hat den Hauptgedanken zu ermitteln und ihn festzuhalten und auszuführen. „Wer da will mit Frucht und Nutzen lehren und trösten," so hören wir Luther in den Tischreden, „der soll auf die Hauptsache sehen, davon er vornehmlich sagen soll. Als wer predigen will vom Evangelio von den fünf Broden, so am Sonntag Lätare zu Mittfasten gelesen wird: da stehet einer, der mittelmäßig gelehrt ist, auf einzelnen Stücken, schilt heftig den Geiz und handelt Sprüche, die nicht vornehmlich dazu gehören; wer aber auf die Hauptsache sieht und Achtung hat, der sagt: suchet am ersten Gottes Reich. Matth. 6, 33. Item: Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze. 1. Tim. 4, 8. Für die sorgt Gott und gibt ihnen Nahrung hier genug u. s. w. Wer auf den Zweck sieht, wie Gott für die Seinen sorgt und sich ihrer annimmt, schützt und vertheidigt sie, derselbe kann dieß Mirakel und Wunderwerk am besten und nützlichsten handeln. Also steht das Evangelium am Palmsonntage vornehmlich auf dem, daß man rede vom Reiche Christi; da ein Ungelehrter werde viel plaudern vom Gesange, Procession und Lobe des Volkes und stehen lassen die vornehmste Sache, des Propheten Spruch."

Hat der Prediger sich aus seinem Texte den Hauptpunkt festgesetzt, so darf er in seiner ganzen Rede diesen Hauptpunkt nie aus dem Auge verlieren. Luther sprach ein Mal über Tisch: „Dr. Jonas pflegte zu sagen: man soll die Kriegsknechte nicht alle ansprechen, die einem begegnen. Und es ist wahr, Dr. Pommer nimmt bisweilen etliche mit, so ihm begegnen. Aber das ist ein närrischer Prediger, der da meint, er will alles sagen, was ihm einfällt. Ein Prediger soll bei der Proposition bleiben und das verrichten, das er vorhat, auf daß man dasselbige wohl verstehe. Und gemahnt mich derselbigen Prediger, die alles wollen sagen, was ihnen einfällt, gleichwie der Mägde, die zu Markte gehen. Wenn ihnen eine

andre Magd begegnet, so halten sie mit ihr einen Taschenmarkt oder einen Ständerling: begegnet ihnen dann die andre Magd, so halten sie mit der auch eine Sprache; also thun sie mit der dritten und vierten auch: kommen also langsam zu Markte. Gleich also thun die Prediger auch, qui nimis procul discedunt a proposito und meinen, sie wollen alles gerne auf ein Mal sagen. Aber es thut's nicht." „Ich," sprach Dr. Luther ein ander Mal, „befleiße mich in meinen Predigten, daß ich einen Spruch vor mich nehme, dabei bleib ich, und daß ich's dem Volke also anzeige und ausstreiche, daß sie können sagen: das ist die Predigt gewesen. Das ist, ich bleibe in statu nur auf dem Artikel, Hauptpunkt und Materie allein, davon ich zu reden vorgenommen habe."

Die Wohlredenheit ist nach Luther in den Tischreden „nicht eine gesuchte und angestrichene Schminke der Worte", sondern ist „eine feine, geschmückte Rede, die ein Ding und Sache fein, geschicklich, klärlich und vornehmlich anzeigt, gleichwie ein schön Gemälde". Der Prediger muß ein Dialecticus und ein Rhetor zugleich sein: „Dialektika ist," sagt Luther in der Hauspostille, „der Körper, Rhetorika ist der Schmuck, damit der Körper geziert ist." „Ein Prediger," heißt es in den Tischreden, „soll ein Dialektikus und Rhetor sein, das ist, er muß können lehren und vermahnen. Wenn er nun von einem Dinge oder Artikel lehren will, soll er erstlich unterscheiden, was es eigentlich heißet. Zum Andern definiren, beschreiben und anzeigen, was es ist. Zum Dritten soll er die Sprüche aus der Schrift dazu führen, und damit beweisen und stärken. Zum Vierten mit Exempeln ausstreichen und erklären. Zum Fünften mit Gleichnissen schmücken. Zuletzt die Faulen ermahnen und munter machen, die Ungehorsamen, falsche Lehre und ihre Stifter mit Ernst strafen, also doch, daß man sehe, daß es aus keinem Widerwillen, Haß oder Neid geschehe, sondern allein Gottes Ehre und der Leute Nutz und Heil suche."

Luther erinnert in der Schrift über den freien Willen an das Wort des Augustinus, „daß christlichen Lehrern gebühre, klare, deutliche, reine, gewisse, dürre, einfältige Worte zu gebrauchen. Denn wo man andere Leute lehren will, da muß man gewiß und dürre ausreden und fassen, was die Summe von der Sache ist und wie sie es griechisch nennen, dialectice, davon reden, nicht mit köstlichen, verblümten Worten Umschweif machen, als gelte es Ueberredens."

Wie klar redet der Herr: von ihm kann's der Prediger lernen. „Den gemeinen Mann," sprach Luther eines Tages, „muß man nicht mit hohen, schweren Dingen und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht fassen. Es kommen in die Kirche arme, kleine Kinder, Mägdlein, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts davon. Und wenn sie schon sagen: ei, er hat köstlich Dinge gesagt und eine gute Predigt gethan; da man sie aber fragt: was war es denn? so sagen sie: ich weiß es nicht. Man muß den armen Leuten weiß weiß, schwarz schwarz sagen auf's Allereinfältigste wie es ist, mit schlichten, deutlichen Worten, sie fassen's dennoch kaum. Ach wie hat doch unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrete! Von Weinstöcken, von Schäflein, von Bäumen u. s. w. brauchte er Gleichnisse: alles darum, daß es die Leute verstehen, fassen und behalten könnten." Die Lehre der Schrift, die Wahrheit des Evangeliums muß hell und klar vorgetragen werden: darum verwirft Luther auch die Beweisführungen mittelst Allegorieen. „Figuren und Deutungen sind nicht genug," sagt er in der evangelischen Kirchenpostille am Sonntage nach Weihnachten, „den Glauben zu gründen; er muß zuvor gegründet sein mit klarer Schrift, einfältig verstanden nach Laut und Meinung der Worte. Und alsdann nach solchen Worten und Grund des Glaubens sind solch Deutungen der Geschichte auf den Glauben zu bauen, um ihn damit begießen und stärken."

Verständlich hat der Prediger sich auszudrücken: er hat keine neuen Worte in deutscher Sprache zu ersinnen, auch keine Ausdrücke und Sätze aus fremden Sprachen zu entlehnen. „Die neue Worte erdichten," heißt es in den Tischreden, „und vorbringen, die müssen auch neue Dinge und Sachen bringen: wie Scotus mit seiner Realität, Hiccität, die Wiedertäufer und Rottengeister mit ihrer Besprengung, Entgröbung, Gelassenheit u. s. w. Darum hüte man sich vor allen denen, die sich befleißigen neuer, ungewöhnlicher, ungebräuchlicher Worte; denn solche Art zu reden ist stracks wider die Wohlredenheit." „Ach wie bin ich den Leuten so feind," ruft er ein ander Mal aus, „die so viel Sprachen auf der Kanzel einführen, wie Zwingli, der redet hebräisch, griechisch, lateinisch auf dem Predigtstuhl zu Marburg, M. H. zu Jena (wer ist dieser?) und ihrer Viele haben den Brauch." Luther kann nicht müde werden zu mahnen, so einfach, so schlicht, so einfältig, wie nur irgend möglich, von den Ge-

heimnissen des Glaubens zu reden. Das ist die Kunst aller Künste, welche der Prediger verstehen muß! „Ein jeglicher Prediger soll sich gewöhnen, daß er schlecht und einfältiglich predige, und soll bei sich beschließen und gedenken, daß er muß predigen unverständigen Leuten, als Bauern, die eben so wenig verstehen, als die Jungen von 12, 13, 14, 22 Jahren, denen man auch allein prediget. Das ist der große Haufe, daß es dieselbigen verstehen oder etwas draus fassen mögen und ihr Leben bessern. Mir zwar und Philippo darf keiner predigen, wiewohl wir auch etwas draus lernen können, das uns von Nöthen ist. Man muß nicht predigen und tapfer herscharren mit großen Worten, prächtig und kunstreich, daß man sehe, wie man gelehret sei und seine Ehre suche. O nein, hie gilt's nicht. Man soll sich richten nach den Zuhörern und das fehlet gemeinlich allen Predigern, daß sie predigen, daß das arme Volk gar wenig draus lernet, wie Bucer und Zwingli thaten zu Marburg in großer Pracht daher und alles auf's Kunstreichste, daß sie das Lob davon hätten, als wollten sie sagen: siehe, Dr. Martin und Philippus sehen, wie ich so ein gelehrter Geselle bin. Einfältig zu predigen ist eine große Kunst. Christus thut's selber. Er redet allein von Ackerwerk, von Senfkorn u. s. w. und braucht eitel grobe, bäurische Gleichnisse." Als Doktor Erasmus Alberus, da er in die Mark ziehen wollte, Luthern bat, ihm eine Form und Art zu stellen, wie man vor Fürsten predigen solle, sprach der Doktor: „alle deine Predigten sollen auf's Einfältigste sein und siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albernen, groben und ungelehrten Leute, welches Tuches auch der Fürst sein wird. Wenn ich in meiner Predigt sollte Philippum Melanchthonem und andere Doktores ansehen, so machte ich nichts gutes, sondern ich predige auf's Einfältigste den Ungelehrten und es gefällt allen. Kann ich dann griechisch, hebräisch und lateinisch, das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammen kommen, da machen wir es so krause, daß sich unser Herr Gott darüber verwundert." „Ein Prediger," sagt er an einem andern Orte, „soll also geschickt sein, daß er fein, einfältig, rund und richtig lehren könne die Albernen und Ungelehrten, denn es gar viel mehr am Lehren, denn am Ermahnen gelegen ist. Wir sollen Säugammen sein, gleichwie eine Mutter ihr Kindlein säugt, die pappelt und spielet mit ihrem Kindlein und schenkt ihm aus dem Busen, da darf sie denn keines Weines noch Malvasiers zu, denn

wir nicht Schenken und Kretzschmarn sind. Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen, gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volk, das achten sie nicht. Denn mit hohen und prächtigen Worten Einherfahren ärgert und zerbricht mehr, denn es bauet." Entrüstet über diese Gelehrten, die er so gern Klüglinge nennet, ruft er aus: „Verflucht und vermaledeit sind alle Prediger, die in Kirchen nach hohen, schweren und subtilen Dingen trachten, und dieselben dem Volk vorbringen und davon predigen, suchen ihre Ehre und Ruhm, wollen einem oder zwei Ehrgeizigen zu Gefallen thun. Wenn ich in Wittenberg predige, lasse ich mich auf's Tiefste herunter, sehe nicht an die Doktores und Magistros, deren in die vierzig drinnen sind, sondern auf den Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde, der in die hundert oder tausend da sind. Denen predige ich, nach denselben richte ich mich, die bedürfen's, wollen es die Andern nicht hören, so stehet die Thür offen. Darum, mein lieber Bernhardt, befleißige dich, daß du einfältig, vernehmlich, lauter und rein predigst und lehrst." Trefflich ist, was Ratzeberger aus dem Gespräche mittheilt, welches Luther mit Bucer 1537 in Wittenberg hatte. „Ich erkenne meine Schwachheit," sagte er da, „und weiß keine so scharfsinnige und gelehrte Predigt zu thun wie Ihr. Aber wenn ich auf die Kanzel trete, so sehe ich, was ich für Zuhörer habe, denen predige ich, was sie verstehen können, denn die Meisten unter ihnen sind arme Laien und schlechte Wenden. Ihr aber sucht eure Predigt gar zu hoch und schwebet in Lüften, in Gaischt, Gaischt. Darum gehören eure Predigten nur für die Gelehrten, die können meine Landsleute allhier, die Wenden, nicht verstehen. Darum thue ich wie eine getreue Mutter, die ihrem weinenden und säugenden Kinde die Brüste bald in's Maul hänget und ihm Milch zu trinken gibt, davon das Kind besser gelabet und gewartet wird, als wenn sie ihm ein Zuckerrosat oder andern köstlichen Syrup aus den Apotheken wollte eingießen. Diesem Brauche soll ein jeder Prediger folgen und dahin sehen, was er für Zuhörer habe, ob sie das auch verstehen und fassen können, was er predigt, und nicht, wie er gelehrt sei."

Das einfältige Volk erwartet keine gelehrten Untersuchungen in der Predigt: was an sich schon klar ist, darf nicht erst in's Klare gebracht werden. „Es gilt hier nicht Disputirens," sagt er in der Hauspostille am Tage der heiligen Dreifaltigkeit, „ob es wahr sei,

ſondern es gilt das, ob ſolches in Gottes Wort gegründet ſei. Iſt's Gottes Wort, ſo laß dir nicht grauſen, er wird nicht lügen." Iſt etwas zu beweiſen, ſo ſind die ſchlagenden, die einleuchtenden Beweiſe den feinen und ſpitzfindigen bei Weitem vorzuziehen. „Solche gewaltige Argumente und Ueberweiſungen, die gleichſam auf einen Stoß danieder legen Alles, was man dawider aufbringen kann," bekennt Luther in der Auslegung von 1. Moſ. 18, 13 und 14, „habe ich ſehr lieb, nicht die rhetoriſchen, langweiligen Argumente, dazu viel Worte und Farben gehören. Darum iſt es nicht genugſam, daß man von Sachen ſcheinbarlich rhetoriſiren kann, ſondern man muß auch ein Dialektikus ſein und wiſſen, was wohlgegründete, ſtarke, gewiſſe und wahrhaftige Sprüche und Beweiſungen ſind, und nicht allein, was gleichmäßig iſt und der Wahrheit ähnlich ſcheint. Wenn nun daſteht der Grund einer feſten und gewiſſen Beweiſung, ſo thut man danach wohl, daß man auch die rhetoriſchen Umſtände dazu bringt, was leicht oder ſchwer, dienlich oder undienlich, löblich oder unlöblich ſei."

Muthig, unverzagt muß der Prediger ſein: nie darf es ihm an dem rechten Freimuthe fehlen. „Das gehört auch zu einem Prediger," ſo läßt ſich Luther in der Auslegung von Matth. 5, 1 und 2 vernehmen, „daß er nicht das Maul halte und nicht allein öffentlich das Amt führe, daß Jedermann ſchweigen müſſe, und ihn auftreten laſſe als den, der da göttlich Recht und Befehl hat, ſondern auch das Maul friſch und getroſt aufthue, das iſt, die Wahrheit und was ihm befohlen iſt zu predigen, nicht ſchweige, noch mummle, ſondern ohne Scheu und unerſchrocken bekenne und dürre herausſage, Niemanden angeſehen noch geſchonet, es treffe, wen oder was es wolle. Denn das hindert einen Prediger gar ſehr, wenn er ſich will umſehen und ſich bekümmern, was man gerne höret oder nicht, oder was ihm Ungunſt, Schaden oder Gefahr bringen möchte; ſondern wie er hoch auf einem Berge, an einem öffentlichen Orte ſtehet und frei um ſich ſieht, ſo ſoll er auch frei reden und Niemand ſcheuen, ob er gleich mancherlei Köpfe und Leute ſiehet, und kein Blatt vor's Maul nehmen, weder gnädige, noch zornige Herrn und Junker, weder Geld, Reichthum, Ehre, Gewalt, noch Schande, Armuth, Schaden anſehen, und nicht weiter denken, denn daß er rede, was ſein Amt fordert, darum er daſtehet. Denn Chriſtus hat das Predigtamt nicht dazu geſtiftet und eingeſetzt, daß es diene Geld, Gut, Gunſt,

Ehre, Freundschaft zu erwerben oder seinen Vortheil damit zu suchen, sondern daß man die Wahrheit frei öffentlich an den Tag stelle, das Böse strafe und sage, was zur Seelen Nutz, Heil und Seligkeit gehöret."

Auf das rechte Theilen des Wortes muß der Prediger sich gut verstehen: seine Predigt soll nicht bloß der Fassungskraft der Zuhörer angemessen sein, sondern sich auch nach ihrer Gemüthsart, nach ihrem Herzenszustande richten. Alles schickt sich nicht für Alle. „Darum muß man," mahnt er in der andern Predigt zu dem dritten Trinitatissonntage in der evangelischen Kirchenpostille, „allezeit predigen, darnach die Leute sind. Denn ich hab' gesagt, daß diese Lehre nicht dienet für einen groben, harten Menschen. Gleichwie es nicht nützet, daß man einem groben Drescher Zucker und köstliche Labsal gebe, die einem Kranken gehört, sondern ein gut Stück hart Brod und Käse und einen Trunk Wassers soll man ihm geben; aber andre weiche und niedliche Speise sparen für die Kranken oder jungen Kinder, die nichts Hartes verdauen können. Also mußt du auch hie zusehen, daß du es recht theilest und jeglichem sein Gebühr gebest, wie ein kluger Haushalter: also daß du Moses und des Gesetzes Predigt treibest, wo du harte, ruchlose Leute findest, die sicher und ohn Furcht leben; die laß nur grobe Drescherspeise essen, d. i. den zornigen Mosen hören, der darein donnert und blitzet vom Berge Sinai, die Kinder Israel würget und umbringt in den Wüsten, den König Pharao im rothen Meer ersäufet. Wo aber betrübte, schwache Herzen und Gewissen sind und nun verlorne Schäflein worden, da schweig nur von Mose und allen Werken Gottes, in dem Gesetz gethan, und sage allein von den Werken, durch Christum zur Zeit der Gnade gethan, und bilde dem armen Gewissen wohl ein, wie er sich gegen das verlorene Schäflein erzeiget, nämlich daß er sei der liebe, fromme Hirte, dem so angst und bange ist nach dem Schäflein, daß er Alles stehen und liegen läßt, daß er nur dasselbe wiederhole, und läßt nicht ab, bis daß er's wieder heimbringt. Denn es ist ihm leid, daß ein Mensch in Sünden stecket, betrübt und verzagt ist und kann's nicht leiden, daß er darin bleibe und verderbe, sondern locket dich mit seinem süßen Evangelio auf's Allerfreundlichste, daß du nur zu ihm kommest und lassest dich auf seine Schultern nehmen und tragen, und sein liebes Schäflein heißest. Denn jener Haufe muß nicht das verlorene Schaf heißen, der da sicher und im Sause lebet,

ſich nichts darum bekümmert, ob Gott droben zürne oder lache, ſondern iſt ein wilder Bock, der ſich weder hüten noch halten läßt, ſondern die heißen verirrete, verlorene Schafe, welche ihre Sünde drücket und im Kampfe des Glaubens ſtehen: da es nicht gilt Moſen zu verlieren, ſondern Chriſtum und ſeinen Hauptartikel, das iſt, da das Gewiſſen in Sorgen und Aengſten iſt, ob ihm Gott gnädig ſei."

So ſehr Luther für die Kürze iſt, ſo wenig will er doch aber auch aus der Predigt die wohlthuende Fülle, die Umſtändlichkeit verbannen. „Etliche," ſprach Dr. Martinus ein Mal, „plagen die Leute mit allzulangen Predigten, da es doch um das Gehör gar ein zärtlich Ding iſt, wird eines Dinges bald überdrüſſig und müde, wiewohl Dr. Pommer immerdar dieſen Spruch anzieht und zum Deckel nimmt ſeiner langen Predigten: wer aus Gott iſt, der höret Gottes Wort. Aber doch iſt Maß in allen Dingen gut." „Viel mit wenig Worten fein, kurz anzeigen können," lautet eine andere Aeußrung Luthers, „das iſt Kunſt und große Tugend. Thorheit aber iſt's, mit viel Reden nichts reden." „Eines guten Redners Amt oder Zeichen iſt, daß er aufhöre, wenn man ihn am Liebſten höret und meinet, es werde erſt kommen. Wenn man ihn aber mit Ueberdruß und Unwillen höret, und wollte gern, daß er aufhörete und zum Ende und Beſchluß käme, das iſt ein böſes Zeichen. Alſo auch mit einem Prediger, wenn man ſagt, ich hätte ihm noch wohl länger mögen zuhören, ſo iſt's gut: wenn man aber ſagt, er war in das Waſchen gekommen und konnte nimmermehr aufhören, ſo iſt's ein böſes Zeichen." Doch neben dieſer Kürze muß der Prediger, wie Luther das nennet, ſich auch des Ausſtreichens befleißigen. „Der heilige Geiſt beſchreibt die Geſchichte und Hiſtorien," ſagt er in der kurzen Auslegung des Propheten Jeſaja 37, 36, „mit kurzen Worten: aber wenn er die Leute vermahnt, erinnert und von künftigen Händeln redet, ſo braucht er über die Maße viele Worte. Denn der heilige Geiſt geht viel mehr damit um, daß er die Herzen und Gewiſſen erwecke und munter mache, denn daß er die Händel ausſtreiche und herausputze. Aber die Welthiſtorien beſchreiben, thun das Widerſpiel. Denn wie die Händel und Kriege ergangen ſind, dazu brauchen ſie viel Worte: wozu man es aber brauchen ſoll, ſich darnach zu richten und zu halten, übergehen ſie gemeiniglich. Denn weil die heilige, göttliche Schrift damit umgehet und ſich deß befleißigt, daß

der sie liest, hört oder lernt, zum Glauben und Vertrauen auf Gottes Gnade, Trost und Hülfe gebracht werde; so bedarf sie nicht weitläufiger Beschreibung. Denn wenn des Menschen Gemüth und Herz bereits erweckt und entzündet ist, so kann ein Mensch, der Gottes Wort liest, die großen, herrlichen Händel und Sachen, wenn sie gleich auf das Allerkürzeste beschrieben sind, dennoch wohl sehen."

Ueber die Form der Predigt hat sich Luther meines Wissens nie eingehend im Zusammenhange ausgesprochen: nur über den Anfang und den Schluß der Predigt schreibt er gelegentlich ein Mal dem Pfarrer Georg Kunzelt zu Eilenburg, welcher ihn darüber um seinen Rath gefragt hatte. „Was du verlangt hast, mein ehrwürdiger Vater, über den Anfang und den Schluß der Rede, das stimmt nicht mit dem Brauche der Andern. Denn ich lasse die wortreichen Eingänge weg und bediene mich in der Kürze dieser Worte: daß das Wort Gottes uns fruchtbar sei und Gott angenehm, so lasset uns zuvor seine göttliche Gnade anrufen und sprecht ein inniges Ave-Maria oder Paternoster. Darauf lese ich gleich den Text ohne irgend ein Thema vor, ich erkläre entweder den David, oder lege Lehren aus ihm vor. Am Ende sage ich also: Davon ist genug, oder: Ein ander Mal mehr, oder: Das sei davon gesagt, wir wollen Gott anrufen um seine Gnade, daß wir das mögen thun, oder so: Das helf uns Gott. Hernach mit ganz kurzen Worten: Lasset uns befohlen sein geistlichen und weltlichen Stand, sonderlich u. s. w., für die und alle, so wir schuldig sind, wollen wir beten ein Vater-Unser insgemein (Luthers Briefe von de Wette, 1, 455).

Was den Vortrag anlangt, so empfiehlt Luther, langsam zu sprechen. „Ein langsam Reden," heißt es in den Tischreden, „ist einem Prediger am Bequemsten und eine feine Tugend, denn er kann desto fleißiger und bedächtiger seine Predigt vortragen. Seneka schreibt von dem größten Wohlredner in der lateinischen Sprache, dem Cicero, daß er langsam und in's Herz geredet hat, wie ihr auch an Dr. Gregor Brück sehet." Von der Gestikulation hielt der Reformator nicht viel. Es ward bei ihm ein Mal gedacht der mancherlei seltsamen Weisen und Gebärden, so Etliche Prediger führten, und man sagte, wie Etliche in Italia wären, die mit Hin- und Herlaufen, mit Schreien und wunderlichen, häßlichen Gebärden sich erzeigten,

wie die Narren und Thoren. Das sprach Dr. Martinus: „Es will die Welt betrogen sein, dazu muß man Gebärde gebrauchen."

Den Spruch, in welchem man vielfach Luthers ganze Kanzelweisheit zusammengedrängt findet: Tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf! habe ich nirgends in seinen Schriften entdeckt. In den Tischreden stellt er mehrfach die Eigenschaften zusammen, die ein guter Prediger besitzen muß. Er sagt da das eine Mal: „Zum Ersten, daß er fein, richtig und ordentlich lehren könne. Zum Andern soll er einen feinen Kopf haben. Zum Dritten wohl beredt sein. Zum Vierten eine gute Stimme haben. Zum Fünften ein gut Gedächtniß. Zum Sechsten soll wissen aufzuhören. Zum Siebenten soll er seines Dings gewiß und fleißig sein. Zum Achten soll Leib und Leben, Gut und Ehre dran setzen. Zum Neunten soll er sich von Jedermann lassen vexiren."

Gehen wir nun zu den Predigten Luthers über, so besitzen wir deren eine große Menge in deutscher Sprache, einige wenige, aus seinen ersten Predigerjahren, in lateinischer Sprache. Wir lassen diese letzteren jetzt ganz außerhalb der Betrachtung. Es fragt sich aber sehr, ob wir aus jenen deutschen Predigten einen vollkommen klaren Einblick in die lutherische Predigtweise gewinnen können. Sehen wir uns nur das Inhaltsverzeichniß der Predigten in der Kirchenpostille an, so überzeugt uns ein Blick auf die dabei bemerkten Seitenzahlen, daß gar viele von ihnen nur in einer ganz überarbeiteten, vielfach außerordentlich erweiterten Gestalt uns vorliegen. Da gibt es Predigten, welche ein halb hundert Seiten in hoch Oktav füllen, wie z. B. die Evangelienpredigt am Sonntag nach dem Christfeste, ja die Predigt am Tage der heiligen drei Könige nimmt gar über hundert Seiten in Anspruch. Bestimmt wissen wir, daß die andre Predigt über das Evangelium des ersten Sonntags nach Ostern (S. 643—656) aus zwei in Borna gehaltenen Predigten zusammengesetzt ist. Und anderer Seits begegnen uns in dem epistolischen Theile Predigten, welche, wie die am zweiten Sonntag in den Fasten, am dreizehnten und am fünfundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis, mehr einem Entwurfe zu einer Predigt als einer wirklichen Predigt gleichen. Die Hauspostille veranschaulicht an Luthers Predigtweise nicht ganz genau, denn ein Mal hat der Reformator die Mehrzahl dieser Predigten nicht in der Kirche

ei dem Gottesdienste gehalten, sondern daheim in seinem Hause or Weib und Kind, Hausgenossen und Hausgesinde, Hausfreunden nd zugereisten Fremden. Er ließ sich da gehen, band sich an keine form und Norm — mit unsren Vorträgen in Bibelstunden ließen ich am Ende diese Predigten am Besten vergleichen. Einzelne Predigten der Hauspostille sind nun allerdings in der Kirche ge=alten worden, aber auch diese Kirchenpredigten rühren nicht von er Hand Luthers her. Er hat sie weder vorher noch nachher auf=ezeichnet: wie geschäftige Hände die Reden, welche er über Tisch hielt, vielleicht nach kurzen Notizen später auf das Papier warfen, so waren auch wieder befreundete Hände geschäftig, die Predigten, welche Luther in der Kirche hielt, so gut als es ging, nachzuschreiben. Dem Redner wurden diese Nachschriften vielfach gar nicht vorgelegt; es hätte auch nichts geholfen, er war mit andern Arbeiten zu sehr überladen, er mußte seine Freunde gewähren lassen, sie stellten aus den Nachschriften und ihren eigenen Erinnerungen die Predigt zu=sammen, füllten die bemerkten Lücken nach ihrem eigenen Gutdünken aus und gaben die Predigt dann ab zu der Hauspostille. Mit den Predigten, welche Luther bei so vielen Gelegenheiten im Lande hin und her hielt, geladen von Fürsten, beschäftigt mit Kirchenvisitationen und auf andern Reisen, liegt es wesentlich ebenso. Sie gingen unter Luthers Namen aus, aber oft sah Luther seine Predigt früher gedruckt, als er sie geschrieben gesehen hatte. Der alte Cruciger hatte ein ganz besonderes Geschick, in der angegebenen Weise luthe=rische Predigten zusammenzustellen und durch den Druck ausgehen zu lassen. Luther wäre es bei dem besten Willen nicht im Stande gewesen, seine gehaltene Predigt zu Papier zu bringen. Er hatte sich auf seine Predigt allerdings immer irgendwie vorbereitet, der Hauptpunkt war festgestellt, die Hauptgedanken geordnet, aber auf dem Papier stand nichts: er hielt die so meditirte Predigt und mit dem Halten war er sie auch wieder los. Es ging ihm zu viel durch seinen Kopf, seine Gedanken wurden von Stunde zu Stunde anderswohin gezogen: wie bald mußte er nicht wieder auf die Kanzel steigen? Die ganz natürliche Folge war von alle dem, daß die mit aller Sammlung gehaltene Predigt schon oft am folgenden Tage so in den Hintergrund gedrängt war, daß er sich nur noch dunkel auf das Thema und auf die Ausführung desselben besinnen konnte und das Bild der Predigt vor seinem inneren Auge verwischt und ver=

ſchwommen war. Er ſelbſt ſpricht dieſes aus, ſo in einem Brief a
ſeinen Buſenfreund, den Georg Spalatin, vom Thomastage 151
„Die Weimarſche Predigt," ſchreibt er hier, „welche du verlang
habe ich ganz vergeſſen außer bis etwa auf ein Stück, welches i
daß ich gewiß bin, daß ich gegen die Heuchler und Rühmer ihr
eigenen Gerechtigkeit nach dem Evangelium gehandelt habe, wie i
in Allem pflege, deren einen ganz ſonderlichen ich an jenem Ho
kenne: du kennſt ihn auch, wennſchon ich ihn nicht nenne. Den
nichts iſt den Großen und Gewaltigen ſchädlicher, als dieſe Art v
Menſchen, welche, da ſie durchaus nichts gelernt haben, denno
Alles lehren, ſogar gewiſſe Gottesdienſte der Engel. Dieſen Satzung
habe ich mit Fleiß widerſprechen wollen. Nur ſo viel weiß i
Ich werde mir aber Mühe geben, wenn das Gedächtniß noch etw
mehr davon behalten hat, und werde es ſo bald als möglich ſchicken.
(Luthers Briefe von de Wette 1, 200.) Weiteres erfahren wir a
den Tiſchreden. Da Dr. Martinus in Wörlitz vor den ho
geborenen Fürſten von Anhalt und dem jungen Markgrafen ei
Predigt gethan hatte, aus 1. Tim. 1, welche darnach gedruckt i
fragte ihn M. Vitus, ob er alle Stücke derſelben Predigt vorh
hätte begriffen, denn es wäre eine ſehr gute, ſchöne Vermahnu
zu dem höchſten und vornehmſten Gottesdienſte, nämlich Gott
Wort zu hören. Darauf antwortete Dr. Martinus und ſprac
„Ich pflege nicht alle Stücke in Sonderheit zu faſſen, ſondern alle
den Hauptpunkt, darauf die Summa der ganzen Predigt ſtehet, a
nämlich in dieſer Predigt hab ich die Vermahnung gerichtet zu de
höchſten und größten Gottesdienſt, als Gottes Wort hören. Darna
im Reden fällt mir ſolches ein, darauf ich zuvor nicht ſonderli
gedacht habe, denn da ich alle Worte ſollte faſſen und von all
Stücken in Sonderheit reden, ſo würde ich nicht ſo kurz hindur
gehen. Darnach, da er dieſelbe Predigt las, verwunderte er ſi
wie er alſo geredet hatte, und lobte M. Kaſpar Kreutziger's Geſchi
lichkeit, der ſeine Worte und Art zu reden alſo auffahen und b
greifen könnte, und ſagte: ich halte, er hat's beſſer gemacht, de
ich gepredigt habe; da ich die Predigt that, waren nicht zehn Baue
in der Kirche ohne die drei Fürſten und ihr Hofgeſinde." S
meine, dieſe beiden Ausſagen Luthers legen es ganz klar, wie
allermeiſten ſeiner Predigten, welche auf uns gekommen ſind, e
ſtanden ſind. Hat er, da er vor Fürſten predigte, ſeine Vortr

nicht concepirt, so wird er auch für gewöhnlich nicht dazu gekommen sein, sie auf das Papier zu werfen: hat er dem Dr. Cruciger es hier überlassen, aus seinen Notizen eine Predigt für den Druck zusammenzustellen, so wird das überhaupt die Regel gewesen sein. Dieß wird übrigens durch Luthers Vorwort zu der letzten Ausgabe der Kirchenpostille, welche bei Luthers Lebzeiten 1543 veranstaltet wurde, noch ausdrücklich bestätigt: hier lesen wir: „Diese jetzige (Postille), so mein guter Herr und Freund D. Caspar Creuziger gebessert und vermehret hat."

Fehlt uns daher am Ende eine wortgetreue Wiedergabe der lutherischen Predigten fast vollständig, so können wir doch immerhin Luthers Art zu predigen aus den gedruckten Predigten völlig erkennen; gibt der Reformator doch selbst zu, daß seine Worte und seine Weise zu predigen zumal von Dr. Cruciger ganz richtig getroffen sei. Ich bemerke, daß ich mich bei der Charakteristik der lutherischen Predigtart vornehmlich an seine Kirchenpostille (KP. = Kirchenpostille, Predigten über die Evangelien: EKP. = Kirchenpostille, Predigten über die Episteln) halte: aus der Hauspostille berücksichtige ich nur solche Reden, die bei dem Gemeindegottesdienste gehalten worden sind.

Wir können nichts anders erwarten, als daß Luther seinen Predigten einen Abschnitt der heiligen Schrift zu Grunde legt, betont er ja fort und fort, daß der Predigt Aufgabe die Verkündigung des Wortes Gottes sei. Allein er hat auch ohne einen Schrifttext gepredigt, so haben z. E. die so gewaltigen Predigten, mit welchen er, von der Wartburg zurückgekehrt, 1522 die Schwärmer in Wittenberg niederschlug, keinen Text, auch in der Hauspostille hat die erste Predigt am Michaelistage keinen Schriftabschnitt sich ausersehen. Der Reformator sagt ein Mal in seinen Tischreden: „Der beste Prediger ist der, von dem man kann sagen, wenn man ihn gehöret hat, das hat er gesagt, wenn er gleich nicht viel Sprüche aus der Schrift führet und anzieht, wenn es nur recht ist, das er predigt und dem Glauben ähnlich und gemäß." So hielt er es auch nicht für schlechterdings geboten, daß ein Wort der Schrift in jeder Predigt zur Lehre oder zur Vermahnung verwandt würde: wenn die Lehre oder Vermahnung nur schriftgemäß war, so gab er sich schon zufrieden. Aber jene textlosen Predigten sind nur Ausnahmen von der Regel und zwar sehr seltene Ausnahmen: Regel ist und

bleibt: jede Predigt hat einen Text, hat ein Schriftwort. D
meisten predigt Luther über die Evangelien des betreffenden Tag
sodann über die Episteln; freie Texte begegnen uns nicht häu
In den Nebengottesdiensten der Woche predigte er am liebsten ü
ganze Bücher der heiligen Schrift, so hat er den ersten und zwei
Brief Petri, das erste Buch Mose, den ersten Timotheusbrief u. s.
durchgepredigt, öfters nahm er aus einem Bibelbuche auch nur ei
längeren Abschnitt vor, so die Bergpredigt, die letzten Reden
Herrn bei Johannes, 1. Corinther Kap. 15, das Vater-Unser,
Dekalog. Die Evangelien und Episteln wurden bevorzugt, n
weil der Prediger von der Unübertrefflichkeit derselben vollkomm
überzeugt war; sondern weil diese Abschnitte der Schrift dem Vo
am Besten bekannt waren und Luther durch seinen Vorgang
geistreichen Predigern nicht Thor und Thür öffnen wollte, wel
durch die heilige Schrift fliegen und nach ihrem Geschmacke
Wohlgefallen aus derselben herausholen, was sie dem Christenv
vortragen wollen. Die Perikopen sollten diesen freien Geist
Gewalt anthun und der Gemeinde, welche durch Postillen in
Verständniß dieser Schriftstücke eingeführt war, einen Maßstab
die Hand geben, um die Geister zu prüfen. Außerdem dachte Lut
auch bei seinen Predigten an die vielfach so gering gebildeten P
diger: er wollte ihnen vor allen Dingen in seinen Kirchenpostil
ein Handbuch über die Perikopen, eine predigtmäßige Verarbeitu
derselben darreichen, daß sie daraus die rechte Form der Pred
lernten und fruchtbare Gedanken schöpften.

Auf die Eingänge zu den Predigten legt Luther kei
großen Werth: er ist hier ganz anderer Ansicht, als die Kirch
redner in griechischer Zunge, welche einen guten Eingang schon
eine halbe gute Predigt hielten. Gar oft verschmäht er jeden Eing
und springt mit beiden Füßen mitten in seinen Text hinein: a
er verschmäht auch, wenn sich ein passender von selbst bietet, die
Anfang der klassischen Rede nicht. Vielfach geht er in dem G
gange von der vorgelesenen Schriftstelle in der Weise aus, daß
die Wahl dieses Wortes lobt und seinen Text preist. So begi
er in der KP. die Predigt über das Evangelium am Kirchwe
tage: „Ich halte, daß es aus sonderlicher Gottes Vorseh
geschehen sei, daß die lieben Väter dieß Evangelium auf diesen
zu lesen und zu predigen verordnet haben, da sie die Larven

räng der äußerlichen Kircheinweihung eingesetzt haben, wiewohl mit einem durstigen Frevel das menschliche Herz, so mit äußeren Dingen gefangen ist, merklich sehr verhindern, daß es nicht eres indeß bedenken kann. Doch zeiget das Evangelium, welches ist und Leben ist, an, daß der Tempel solle Gott geheiligt sein." as ist," so hebt der Prediger auf den zweiten Pfingsttag der KP. an, „der besten und herrlichsten Evangelien eines, sie sonderlich S. Johannes pfleget zu schreiben und billig sollte es jeden Christen tägliche Lektion und Betrachtung sein, in seinem bet ihm selbst fürzusprechen, seinen Glauben zu stärken und Herz damit zu erwecken zur Anrufung, denn es sind Worte, da können aus Traurigen fröhlich, aus einem Todten lebendig chen, so nur das Herz festiglich daran glaubet." „Das ist auch schön Evangelium," so beginnt die andere Predigt über das angelium von Trinitatis, „und handelt das fürnehmste und uptstück der Lehre in der Christenheit, nämlich den Artikel, wie n vor Gott fromm und gerecht wird." Vgl. in der EKP. Predigt des Sonntags nach Weihnachten, zu Neujahr, am . und 17. Sonntag nach Trinitatis. Er spricht sich in der leitung öfters auch darüber aus, was die Wahl gerade dieſen Abschnitt der Bibel gelenkt habe. So sagt er gleich zu fang der Predigt über das Evangelium des Sonntags Invavit in der KP.: „Dieß Evangelium wird heute gelesen im fange der Fasten, daß man das Exempel Christi den Christen bilde und die Fasten halte, welches ist ein lauter Affenspiel." l. die Predigt über das Evangelium von Rogate. Ganz ähnlich innt die Epistelpredigt auf den ersten Sonntag nach Ostern: ieſe Epistel ist darum auf diesen Sonntag erstlich verordent zu en, daß sie redet von der Taufe und der neuen Geburt derer, da sind Christen und gläubig geworden, weil vor Zeiten in der che diese Gewohnheit gehalten, daß man auf diese Zeit bald Ostern diejenigen, so nun den Glauben Christi angenommen, desſelben unterrichtet waren, sämmtlich pflegte zu taufen, daher n auch diesen Sonntag Dominicam in albis heißet, und wir utschen den weißen Sonntag genennet haben, darum daß die, so auft waren, in weißer Leinewand gekleidet gingen, zum Zeichen Bekenntniß ihrer Taufe und neuen Geburt, wie man noch den uften Kindlein weiße Westerhemden anzieht."

Wiederholt klagt Luther in dem Eingange, daß der Text falsch abgegrenzt sei: so beginnt er die dritte Predigt in der KP. zu Pfingsten mit den Worten: „Dieß Evangelium sollte man wohl höher anfahen, weil man auf diesen Tag von dem heiligen Geiste predigen soll, an dem, das vorhergehet, so man sonst zur Messe des Pfingstabends hat gelesen, da Christus spricht: liebet ihr mich" u. s. w. Mit einer gleichen Klage beginnen die Predigten in der EKP. zum zweiten Advente, zu dem siebenten und neunten Trinitatissonntag.

Gelegentlich ist der Eingang harmonistisch, sei es so, daß der Prediger den inneren Zusammenhang des Evangeliums und der Epistel des Tages in's Licht stellt, sei es, daß er mit der Texterzählung die Berichte der andern Evangelisten vergleicht. Die Predigt auf den zweiten Sonntag nach Ostern in der EKP. beginnt: „Dieß ist eine schöne apostolische Epistel und darum ohne Zweifel auf diesen Tag zu lesen verordnet, daß sie am Ende übereinstimmt mit dem Evangelio von dem guten Hirten, da S. Petrus spricht: ihr seid bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen." Vgl. auch die Epistelpredigt des elften Sonntags nach Trinitatis. Mit einem Versuche einer Evangelienharmonie beschäftigen sich die Eingänge der ersten und dritten Himmelfahrtspredigt und die Predigt zu dem fünfundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis in der KP. „In diesem Kapitel ist beschrieben der Ausgang," so hebt die letzte an, „und das Ende der beiden Reiche, des Judenthums und auch der ganzen Welt. Aber die zwei Evangelisten, Matthäus und Markus, werfen die beiden in einander, halten nicht die Ordnung, die Lukas gehalten hat."

Auf den Context wird hingewiesen, wie in der zweiten Predigt über das Evangelium des achten Trinitatissonntags und in der Predigt über die zweite Osterepistel: eine Prophetenstelle, Hagg. 2, 7 f. gibt am Christtage den Ausgangspunkt der Predigt über das Festevangelium her. Aehnlich leitet Luther die erste Predigt über das Evangelium des ersten Pfingsttages mit einer Auslegung der Pfingstgeschichte, also der Epistel, ein.

Bei andern Predigten gedenkt der Eingang der Auffassungen der Väter: so beginnt die Predigt über das Gleichniß von den Arbeitern in dem Weinberge: „Dieß Evangelium haben etliche

Väter gezogen auf die Prediger von der Welt an bis an's Ende, daß die erste Stunde sei Adam's Zeit, die dritte Noä's Zeit, die sechste Abraham, die neunte Mose, die elfte Christi und der Apostel. Solch Geschwätze ist gut, die Zeit zu vertreiben, weil man sonst nichts zu predigen hat. Denn das will sich übel reimen, daß der Pfennig soll das ewige Leben sein, daran sich die Ersten, als Adam und die ersten heiligen Patriarchen, nicht lassen begnügen, und sollen im Himmelreich solch heilige Leute murren, dazu vom Hausvater gescholten und für die Letzten, das ist, verdammt gehalten werden. Darum lassen wir solche Fabel fahren und bleiben bei der einfältigen Lehre und Meinung Christi." Wie es Luther hier für nothwendig erachtet hat, die falschen Auslegungen der Väter mit starker Hand über den Haufen zu stoßen, so hält er es anderwärts wieder für unerläßlich, falsche Auffassungen seiner Zeitgenossen sofort in dem Anfang zu bestreiten. „Ehe wir zur Auslegung greifen," so heißt es in der Predigt über die zehn Aussätzigen, „müssen wir zuvor aus dem Weg räumen das Unkraut falscher Lehre, so aus diesem Evangelio gezogen und die Leute damit betrogen sind. Nämlich dieweil Christus die Aussätzigen zu den Priestern weiset, geben sie für, es sei damit geboten die heimliche Beichte." Dieß Ausräuten geschieht sehr gründlich: es nimmt zehn Seiten in Anspruch.

Häufig geht die Einleitung davon aus, daß in den Evangelien und in den Episteln zwei Dinge zu merken sind. „Zum ersten," so orientirt gleich die erste Adventspredigt in der KP. über alle Evangelien des Kirchenjahres, „die Werke Christi, uns zur Gabe und zu Gute geschenkt, daran der Glaube sich hängen und üben soll. Zum andern dieselbigen Werke als zu einem Exempel und Fürbild dargethan, denen wir folgen und gleich werden sollen. Also daß alle Evangelien zum ersten zu dem Glauben, und darnach die Werke lehren erkannt werden." Ebenso instruktiv ist der Eingang der ersten Predigt in der EKP. „Diese Epistel," heißt es hier, „lehret nicht vom Glauben, sondern von den Werken und Früchten des Glaubens, und zeiget an, wie ein christlich Leben soll äußerlich nach dem Leibe auf Erden unter den Menschen sich halten. Denn wie im Geist und vor Gott der Mensch soll wandeln, lehret der Glaube, von welchem er vor dieser Epistel reichlich und ganz apostolisch schreibet und lehret. Und wenn

wir die Epistel eben ansehen, so lehret sie nicht, sondern reizet, vermahnet, treibet und wecket auf, die da schon wissen, was sie thun sollen. Denn S. Paulus theilet das Predigeramt in zwei Stücke, Röm. 12, 7, 8, Lehre und Vermahnen. Lehre ist, so man prediget, das unbekannt ist, und die Leute wissend oder verständig werden; Vermahnen ist, so man reizt und anhält an dem, so jedermann schon wohl weiß. Beide Stücke sind noth einem Prediger, darum sie auch beide S. Paulus übet."

Mit dem Nachweise, daß der Text einen Hauptartikel unseres Glaubens berühre, beginnen andere Predigten, so die Predigt auf den dritten Weihnachtstag über den so unergründlich tiefen Text Joh. 1, 1—14. „Dieß ist das höchste Evangelium unter allen, doch nicht, als Etliche meinen, finster oder schwer. Denn allhie der hohe Artikel von der Gottheit Christi auf's Allerklarste gegründet ist, das billig alle Christen wissen sollen und auch wohl verstehen mögen. Dem Glauben ist nichts zu hoch. Drum wollen wir's, soviel wir mögen, auf's Deutlichste handeln und nicht wie die Schullehrer mit ihren erdichteten Subtilitäten vor dem gemeinen Mann verbergen oder jemand abschrecken. Es bedarf nicht viel spitziger und scharfer Trachtung, sondern nur schlechte, einfältige Aufmerkung auf die Worte." So hebt die erste Predigt auf Himmelfahrt in der KP. an: „Man begeht heut den Artikel des Glaubens, darin wir sprechen: ich glaube an Jesum Christum, der da aufgefahren ist gen Himmel und sitzet zu der rechten Hand Gottes des Vaters. Dieselbige Historia überläuft dieß Evangelium kürzlich." In der Predigt über das Trinitatisevangelium wird, ehe an das Evangelium selbst herangegangen wird, von der heiligen Dreieinigkeit ausführlich gesprochen. „Man begeht heute das Fest der heiligen Dreifaltigkeit," so bahnt sich der Redner seinen Weg, „welches wir auch wenig müssen rühren, daß wir's nicht umsonst feiern, wiewohl man diesen Namen, Dreifaltigkeit, nirgend findet in der heiligen Schrift, sondern die Menschen haben ihn erdacht und erfunden."

Vielfach betont der Eingang, daß es nicht genüge, die Geschichten zu hören und zu wissen, man müsse den Nutz und den Brauch derselben beherzigen, so der oben schon angezogene Anfang der ersten Osterpredigt in der KP. Eine ernste Mahnung, von dem Wissen zum Thun fortzuschreiten, wird vorausgesandt; so in der Predigt über den Gichtbrüchigen. „Dieß Evangelium, meine Freunde

Christi, wie wir es alle Jahre haben und hören, also hoffe ich, ihr verstehet es auch und wisset, was uns darinnen wird vorgebildet. Wollte Gott, daß dem Wissen also nachfolgte das Leben, wie wir denn das mehrere Theil das Evangelium allein hören mit den Ohren, daß wir's wissen, und nicht, daß man darnach lebe, so es doch dahin gerichtet soll werden, daß wenig Worte, aber eitel Leben daraus würde. Wie sollen wir ihm thun? Wir können nicht mehr denn predigen, nicht weiter heben noch tragen, müssen's predigen und so lange treiben, bis daß Gott auch einst komme, gebe uns seine Gnade dazu, daß der Worte wenig werde und das Leben vorgehe und wachse."

In andern Eingängen geht Luther von ganz allgemeinen Betrachtungen aus, so leitet er in der KP. am vierundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis von dem Evangelium im Allgemeinen zu dem bestimmten Tagesevangelium über. „Lieben Freunde, ihr wisset, daß das Evangelium nichts anders ist, denn eine Predigt von der einigen Person, die da Christus heißt. Und wiewohl sonst viele Bücher hin und wieder geschrieben und viel Predigten geschehen sind von mancherlei Leuten, beide von Heiden und Christen, ja auch von der Mutter Gottes, von S. Peter, von den Engeln und von vielen andern Heiligen: aber das sind nicht Evangelia, sondern das ist allein das rechte Evangelium, wenn es uns den Christum fürhält und lehret, was wir uns Guts zu ihm versehen sollen." So stellt er in der Einleitung zu der Predigt über das Evangelium des vierten Trinitatissonntages dar, daß der Glaube hinein und hinaufgehe, die Werke aber herunter und herauf, womit das Verhältniß zwischen dem Glauben und den Werken klargelegt ist.

Merkwürdig sind die Anfänge der Predigten auf Heiligentage. Luther weist in denselben die Legende weit von der Hand. So sagt er am Andreastage: „Man begeht heute das Fest des heiligen Apostels S. Andreas. Der Legende, die von ihm geschrieben ist, wollen wir schweigen, sintemal daß sie stinket nach Fleisch und Blut; es ist genug, daß wir wissen, daß er ein Apostel sei und zu dem hohen Amte berufen." „Die Legende von S. Barbaren," sagt er an dem Tage dieser Heiligen, „wollen wir fahren lassen, denn kaum eine lausiger ist in dem ganzen Legendenbuch, als eben diese; es ist Alles erstunken und erlogen mit dem Hirten, der sie verrathen

hat, daß er zu einem Stein sei geworden, und mit den Schafen, daß sie sind in Heuschrecken verwandelt: es ist mehr poetisch und einer Fabel ähnlich, denn christlich."

Wir sehen, die Eingänge in den Predigten Luthers sind nicht über einen Leisten geschlagen: es herrscht in ihnen eine reiche Mannichfaltigkeit. Sie führen immer, bald schneller bald langsamer, je nachdem es das Bedürfniß seiner Zuhörer erforderte, zu dem Hauptpunkte, welchen er für seine Predigt in das Auge gefaßt hatte. Was nun diesen Hauptpunkt, das Thema der Predigt anlangt, so hält es der Redner nicht für seine Pflicht, dasselbe in jeder Predigt bestimmt anzukündigen und auszusprechen. Jede Predigt hat ein Thema, einen festen Kern, um welchen sich alles Andere schließt, eine lebendige Seele, welche alle Theile der Rede durchdringt und beherrscht; ein Hauptgedanke wird entwickelt, aus einander gelegt und in die Herzen hineingedrückt, aber Luther überläßt es häufig seinen Zuhörern, diesen Hauptpunkt selbst zu finden und in Worte zu fassen. Er muthete ihnen damit nicht zuviel zu, denn was er in den Tischreden mehr als ein Mal bekannt hat, daß er nämlich den Hauptpunkt in seinen Predigten nie aus den Augen verliere, sondern alle sich ihm aufdrängenden Nebengedanken zurückweise, um sich von der Hauptsache nicht abführen zu lassen, hat er wirklich auch festgehalten; er springt nicht ab, er hält den Fuß bei dem Male, er verfolgt unaufhaltsam das vorgesteckte Ziel. Stellen wir eine Anzahl seiner Hauptsätze zusammen! Die zweite Weihnachtspredigt in der KP. kommt mit diesen kurzen Worten zum Thema: „Das Evangelium ist fast leicht aus des vorigen Auslegen zu vernehmen, denn es zeigt an ein Exempel und Vollziehung der Lehre, die im vorigen Evangelium gegeben ist, da die Hirten gehan und gefunden haben, wie ihnen von den Engeln gesagt ist. Drum hält das Evangelium innen, was die Folgen und Früchte sind des Wortes Gottes, und welches die Zeichen sind, dabei man erkennet, ob das Wort Gottes in uns hafte und gewirkt habe." Die dritte Weihnachtspredigt über den Anfang des Evangeliums Johannis behandelt den hohen Artikel von der Gottheit Christi. „Viererlei Schüler des Wortes" ist das Thema der Predigt über das Evangelium von dem Säemann. Das Evangelium des ersten Sonntags nach Ostern preist die Frucht des Glaubens und zeig seine Art und Natur an. In dem Rogatevangelium zeiget de

Herr, fünferlei an, „die zum rechten Gebet noth sind.“ „Höret von dem Zeugniß des Glaubens und von dem Kreuze, das hernach folgt,“ so beginnt die Evangeliumspredigt von Exaudi. „Auf daß wir aber dasselbe desto baß fassen, müssen wir uns diese beiden fürbilden, den reichen Mann und den armen Lazarus; in dem reichen Mann sehen wir die Art des Unglaubens, an Lazaro die Art des Glaubens.“ „Wie sie sich der Sünder sollten annehmen und ihnen dienen,“ zeigt das Gleichniß von dem verlorenen Schafe und Groschen. „Dieß Evangelium ist leicht denen, die den Glauben haben,“ so beginnt die Predigt über Lukas 5, 1—11, „und hält uns zwei Stücke für, nämlich den Glauben und die zeitlichen Güter, darnach den Glauben und die ewigen Güter.“ Die zweite Predigt über Mark. 8, 1—9 hebt ganz ähnlich an. „Dieß Evangelium gibt uns abermals beide, Lehre und Trost wider die Anfechtung der Bauchsorge oder zeitlichen Nahrung und Erhaltung der Kirchen auf Erden.“ „Wer ein Christ sein will, der muß diese beiden Stücke wissen,“ so lautet es in der Predigt über Matth. 22, 34—46, erstlich, was das Gesetz sei und wozu es diene, zum andern, was Christus sei und was er von ihm zu gewarten habe.“

Sehen wir uns diese Themata näher an, so müssen wir gestehen, daß Luther sich wenig kümmert um eine genaue, strenge, kunstgemäße Formulirung desselben. Er setzt, wie gleich in der zweiten Weihnachtspredigt, eigentlich zwei Themata hin, das zweite ist nur eine Umschreibung des ersten: das Thema der dritten Weihnachtspredigt ist viel zu allgemein, der Redner handelt nicht von der Gottheit Christi nach allen Seiten, sondern nur nach den Seiten hin, welche der Text ihm zeigte. Eine Menge von zweitheiligen Hauptsätzen erscheint, der Hauptgedanke liegt aber offenbar über dieser Trennung, Luther verschmäht es aber, diese höhere Einheit zu suchen. Die Regeln der homiletischen Kunst waren dem Reformator nicht unbekannt; er ließ sie aber dem praktischen Interesse zu lieb außer Acht. Was nun aber den Inhalt der Themata anlangt, so ergibt sich, daß Luther nie Nebensächliches des Textes zu dem Hauptpunkt seiner Predigt sich erwählte; er ist ein trefflicher Schütze und trifft mit ganz seltenen Ausnahmen stets mit seinem Hauptsatze in den Mittelpunkt des zu behandelnden Schriftstückes, in das Herz des Textes. Wir können uns darüber nicht einen Augenblick wundern. Wer war mit der Schrift vertrauter bekannt

als Luther? Wer ſetzte mehr wie er allen Fleiß und alle Kraft daran, in der Schrift zu forſchen nach dem ewigen Leben? Wer hat den Pulsſchlag des Wortes Gottes beſſer als er gefühlt und in der Bibel ſo unverrückt wie er auf die Hauptſache, auf den Hauptartikel ſein Auge geheftet? Wo hält ſich Luther bei der Schale auf, wo treibt er ſich auf der Peripherie herum, wo verliert er ſich in Nebendingen? Er iſt der Sohn eines wackern, trefflichen Berghauers, der ſich nicht bei gleißendem, ſchillerndem Geſteine aufhält, auch nicht durch verſprengtes Erz, und ſich im harten, unfruchtbaren Geſteine verlierende Metalladern von dem Hauptgange abbringen läßt. Die Schrift will Luther in ſeinen Predigten auslegen und den in Sonderheit treiben, von welchem alle Schrift zeuget: die beherrſchende Idee ſeines Textes iſt um deßwillen auch die beherrſchende Idee ſeiner Predigt, die Einheit des Textes die Einheit ſeiner Rede. Es kommt daher mehrfach der Fall vor, daß ſeine Predigt nur eine formale und nicht eine materiale Einheit beſitzt. So unterläßt er es in der Predigt über das Evangelium von der Zerſtörung Jeruſalems zwiſchen dem Weherufe des Herrn und der Reinigung des Tempels eine Brücke zu ſchlagen, deßgleichen führt er in dem erſten Sermon über das Evangelium der Himmelfahrt ganz unvermittelt zu dem zweiten Theile über.

Luther hält es nicht für geboten, alle Mal den ganzen Text auszulegen: der Text iſt manchmal zu groß und zu reich, er iſt auch bisweilen zu ſehr in die Tiefe, gelegentlich auch in die Breite gegangen, als daß er in einem Vortrage ſein Schriftſtück einiger Maßen ausbauen könnte. Er begnügt ſich, ſo bei den Evangelien mehrfach mit einem Theile, ja ſelbſt hin und wieder mit einem einzigen Verſe ſeines Textes — ſo in der andern Predigt über Joh. 16, 16—23, wo er ſelbſt zum Beſchluß anmerkt: „Was von dieſem Evangelium nach dem Texte weiter zu ſagen wäre, das magſt du ſelbſt leſen in der Auslegung über die drei Kapitel Johannes," in der andern Predigt über Joh. 16, 5—15, wo nur die Verſe 8—11 beſprochen werden: die zweite Predigt über das Evangelium vom ſechſten Sonntage nach Trinitatis geht ſogar nur auf die Worte des Matthäus 5, 22: wer mit ſeinem Bruder zürnet, ein, und ſpricht von viererlei Grad des Zornes. In den Epiſtelpredigten wird ohne Ausnahme der ganze Schriftabſchnitt durchgenommen; ſie ſchmiegen ſich überhaupt viel enger an den Text an, als die

Predigten über die Evangelien, in welchen der Redner sich in der Ausführung mehr Freiheit gestattet: eine Erscheinung, welche uns nicht erst bei Luther begegnet, sondern bei früheren Kanzelrednern schon zu Tage tritt. Die Epistelpredigten haben von jeher in der christlichen Kirche mehr den Charakter von einfachen Schriftauslegungen an sich getragen, während die Evangelienpredigten sich mehr der freien, ungebundenen Rede näherten.

Wir können die Texte, welche Luther in seinen Predigten behandelt, in zwei Klassen theilen: entweder sind es geschichtliche Texte, oder Lehrtexte. Die geschichtlichen Texte werden in der Regel so behandelt, daß die Geschichte, welche darin berichtet wird, als eine Stütze des Glaubens und ein Exempel des Lebens betrachtet und daß zum Schluß das tiefe Geheimniß, die geistliche Bedeutung derselben in's Licht gezogen wird. Luther folgt hierin wieder den alten Vätern, welche außer dem sogenannten moralischen Sinn auch noch den mystischen Sinn der Geschichten in der Schrift zu ermitteln suchten. Er folgt ihnen aber nicht ohne Bedacht und Verstand: er weiß ein Mal, daß die Geschichte auch als Geschichte, als einfache Erzählung des Thatsächlichen Werth und Bedeutung hat; sodann bemüht er sich, die allegorische Schriftauslegung der Willkür, den zufälligen Einfällen und geistreichen Spielereien zu entrücken, und sie dagegen auf feste Principien zu gründen; und endlich legt er auf diese mystische Auslegung nicht den Nachdruck, sie ist ihm nicht ein nothwendiger Gang, sondern nur ein anmuthiger Spaziergang.

In der Predigt über die Epistel des 12. Sonntages nach Trinitatis betont er den ersten Punkt. „Also," lesen wir hier, „hat am ersten Origenes in der Schrift gespielet und viel Andre nach sich gezogen, daß dieß für die höchste Kunst gehalten ist, wer nur solches Deutelns viel könnte machen und damit die Kirchen gefüllet, haben in dem S. Paulus wollen nachahmen, der da Gal. 4, 22, 23, 24 deutet die Geschichte, daß Abraham hat gehabt zwei Söhne, einen von der Freien oder Frauen im Hause, den andern von der Magd, also, daß die Frauen sind die zwei Testamente; das eine, das nur Knechte machet, welches eben ist, das er hier das Amt des Buchstabens nennet, das andre, das da führet zur Freiheit oder, wie er sagt, das Amt des Geistes, so da lebendig machet; und die zwo Söhne sind die zweierlei Leute oder Völker, deren eines allein bei dem Gesetze bleibet, das andere das Evangelium fasset und

glaubet. Das ist wohl eine andere Deutung, denn die Geschichte und der Text an ihm selbst lautet, wie S. Paulus selbst sagt, es sei eine Allegoria, das ist eine verdeckte Rede oder heimliche Deutung, aber das saget er nicht, daß darum der Text sei an ihm selbst der Buchstabe, der da tödte, und die Allegoria oder heimliche Deutung der Geist sei, wie sie allenthalben in der Schrift vorgeben, der Text oder die Historie an ihm selber sei nichts, denn ein todter Buchstabe, aber ihre Deutung sei der Geist, und haben doch solche Deutung nicht weiter geführt, denn auf die Lehre des Gesetzes, das doch nichts anders ist, denn eben das S. Paulus den Buchstaben heißt." Den andern Punkt bespricht Luther in der KP. zu dem Evangelium von den zehn Aussätzigen zum Schlusse. „Zum ersten will ich," bekennt er sehr bescheiden, „nicht zusagen, daß ich diese Figur recht treffe, denn ich hab droben gesagt, wo man nicht aus dem Neuen Testament der Figuren Deutung klärlich finden kann, soll man sich nicht darauf bauen: denn der böse Geist ist ein Meister auf Figurdeuten außer der Schrift. Wo er eine Seele ergreift, daß sie deutet ohn Grund der Schrift und drauf baut, die kann er hin und her werfen wie einen Würfel, welches er nicht thun mag, wo Grund der Schrift da ist, oder also gedeutet wird, daß man nicht darauf sich bauet. Welcher verführerischer Deutung er fast viel im geistlichen Recht und durch Schullehrer aufgebracht hat, als da sie den Papst durch die Sonne, den Kaiser durch den Mond deuten. Wo nun nicht klare Schrift ist vorhanden, ist die Deutung die beste und nächste, da die Gleichnisse am Besten sich reimen: also doch daß die Figur leiblich und die Deutung geistlich sei. Was wäre es sonst für eine Figur und Deutung, so sie beide leiblich und äußerlich wären? Gleichwie die thun, die durch den Hohenpriester im Gesetz deuten den Papst, die alle beide leiblich und äußerlich sind. Und daß ich es herausſage, Figurdeutung mag nach dreierlei Weise geschehen. Zum ersten, wenn die Schrift selbst deutet, als da S. Petrus die Taufe deutet durch die Sündfluth und Arche Noä und Christus sein Kreuz durch die Schlange, Joh. 3. Solche Deutungen zwingen und sind Artikel des Glaubens. Die andre ist, da die Schrift nicht selbst deutet, sondern da eines jeglichen Gläubigen Verstand die Figur einführt und gründet um ihres Gleichnisses willen auf etliche klare Sprüche. Als hie, da S. Augustinus den Aussatz zeucht auf die Ketzerei; wiewohl nun hie die

Schrift selbst nicht sagt, daß der Aussatz Ketzerei bedeute und solche Deutung nicht zwingt als einen Artikel des Glaubens, so ist doch das wahr, daß die Schrift von Ketzerei klärlich sagt, darum auch dasselbe zwingt für sich selbst allein, die Figur und Deutung bleiben, wo sie wollen, der Grund steht ja fest, ob das Gebäude nicht gelte. Also mag ein jeglicher deuten ohne alle Fährlichkeit, denn ob seine Deutung fehlet, so fehlet doch die Schrift nicht, darauf er die Deutung zeucht. Die dritte Weise ist eine bloße Deutung aus eigenem Gutdünken, da die Figur allein ist und sonst nichts davon in der Schrift steht, das sie dadurch wollen deuten. Diese Deutung ist Irrthum und des Teufels und Papsts eigen mit den Seinen. Als wenn sie durch Aaron den Papst deuten, so die Schrift doch an keinem Orte vom Papst oder Papstthum sagt einen Buchstaben; wenn sie aber zuvor einen Spruch vom Papstthum hätten und alsdann die Figur von Aaron darauf zögen, wäre es zu leiden; wiewohl dennoch solche Figur und Deutung nicht zwänge, so zwänge doch der Spruch, darauf sie deuteten."

Was den dritten Punkt anlangt, so verweise ich auf folgende Stelle aus der Evangelienpredigt auf den Sonntag nach Weihnachten: „Wie kommt's aber, daß der Glaube oder das geistliche Leben des innerlichen Menschen, der ohne Gesetz, eine Wittwe ist ohne Mann, durch vier und achtzig wird bedeutet. Hier wollen wir, wie S. Augustinus pflegt, ein wenig spaziren und spielen gehen geistlich." Dauert der Spaziergang bisweilen, wie in der angezogenen Predigt, auch etwas lange, so ist doch von dem Redner deutlich genug gesagt, daß er, was er nun redet, nicht für einen Glaubensartikel, nicht für eine mit Nothwendigkeit aus dem Texte hervorgehende Heilswahrheit ausgibt, sondern daß er nur bei dieser Gelegenheit ein geistreiches Gedankenspiel zum Besten gibt.

Nach dieser Auffassung der Geschichte sollten eigentlich alle lutherischen Geschichtspredigten im Großen und Ganzen in zwei Theile zerfallen, in einen, in welchem der moralische, und in einen andern, in welchem der geistliche Sinn der Geschichte aufgedeckt wird, denn dem Redner kann es doch nicht in den Sinn kommen, den buchstäblichen Sinn der Geschichte mit andern Worten noch ein Mal zu umschreiben und, sei es aus den Quellen seiner Phantasie, sei es aus andern Geschichtsquellen, die Erzählung der Thatsachen bereichern zu wollen. Allein wir finden in den wenigsten Geschichts-

predigten dieſe Partition. Oefters läßt Luther den myſtiſchen Theil, die geiſtliche Deutung, ganz aus, ſo fehlt ſie ganz in der erſten Predigt über das Evangelium des ſiebenten Sonntags nach Trinitatis — die Speiſung der Viertauſend: die zweite Predigt ſtellt es frei, den Schleier, der über dieſer Geſchichte geheimnißvoll ruht, zu lüften, und ſchließt mit den Worten: „Die Deutung dieſer Geſchichte iſt in der Poſtille des Sonntags Laetare genug gehandelt, daher magſt du ſie wieder holen.“ Der Fiſchzug Petri, welchen die Väter ſo reichlich ausnutzen, bleibt in den KP. wenigſtens ohne geiſtliche Deutung: Luther legt ſich ſelbſt nicht gern ein Joch auf, er hält ſich die Hände frei, um anzurühren und anzugreifen, was er am gegebenen Orte für zweckmäßig hält, und wegzulaſſen, was ihm unzweckmäßig erſcheint. Das vierte Adventsevangelium iſt in der KP. der erſte Text, welcher zuerſt nach ſeiner Geſchichte und dann nach ſeinem Geheimniß betrachtet wird. „Erſtlich wollen wir ſehen,“ heißt es in der Predigt über den Taubſtummen, „die einfache Hiſtorien, darnach, ſo es die Zeit geben wird, auch den geiſtlichen Verſtand ein wenig handlen.“ Gewöhnlich aber wird der erſte Theil, welchen wir erwarten, zu zweien erweitert. Luther liebt es, aus den evangeliſchen Geſchichten hervorzuholen, was ſie uns hinſichtlich des Glaubens und was ſie uns hinſichtlich des Lebens, der Liebe, der guten Werke lehren. So ſagt er in dem Eingange der erſten Adventspredigt in der KP. gleich im Eingange: „Darum wollen wir das Evangelium in drei Stücke theilen, zum erſten den Glauben, zum andern die guten Werke, zum dritten die geiſtliche Bedeutung in dieſer Geſchichte Chriſti lernen.“ Die Predigt über das zweite Adventsevangelium theilt ſich auch nach dieſen Geſichtspunkten, denn ſie redet zuerſt von den Zeichen, ſodann von dem Troſte, den die Gläubigen wider ſolche Zeichen haben, und ſchließlich von dem geiſtlichen Verſtande des Abſchnittes. Das Evangelium von Chriſti Seefahrt hält uns nach der Hiſtorien zuerſt vor ein Exempel des Glaubens und Unglaubens, zum andern zeigt es uns die Liebe, die der Herr hat, und endlich hat Chriſtus darin „fürgebildet das chriſtliche Leben, ſonderlich das Predigtamt.“ Doch von Schablonen weiß Luther nichts. So handelt er in dem Evangelium von der Hochzeit zu Kana dieſe drei Stücke ab; das erſte vom Troſt, den die Ehelichen haben ihres Standes halber aus dieſer Geſchichte: das andre

vom Glauben und Liebe, die dieß Evangelium zeigt, das dritte von geistlicher Bedeutung dieser Hochzeit. So erklärt er das Evangelium von der Gesandtschaft des Johannes an den Herrn erst nach seinem geschichtlichen Inhalte und geht dann im zweiten Theile darauf aus, das Evangelium sich und seinen Zuhörern nütze zu machen, daß der Glaube gespeist und die Liebe geübt werde. Oefters geben die Personen, welche in der Geschichte auftreten, den Grund zur Eintheilung her: so sagt er über das Evangelium von dem Sonntage nach Weihnachten: „Wir wollen es in zwei Stücke theilen, eines von dem Simon, das andre von der Hanna lassen sein." Aehnlich behandelt er die evangelische Perikope des dritten Epiphaniensonntages also, daß er zuerst die zwei Exempel des Glaubens und der Liebe, eines in dem Aussätzigen, das andre in dem Hauptmann betrachtet, und dann noch auf etliche Stücke im Texte sieht.

Was nun die Lehrtexte anlangt, so werden die Episteln von Luther meist nicht disponirt, sondern seine Rede bewegt sich bald langsamer, bald geschwinder, bald nur umschreibend, bald aber gründlich eingehend, von Vers zu Vers vorwärts. Die Lehrtexte in den Evangelien werden zum Theil in derselben Weise behandelt, wie z. E. die Evangelien zwischen Ostern und Pfingsten, welche aus den letzten Reden des Herrn entnommen sind; hier wird Vers für Vers ausgelegt: wenn nicht, wie z. B. in den Predigten über das Rogateevangelium, von dem Texte im Ganzen nur ausgegangen und das Thema entlehnt wird. Die ältere Predigt über dieses Evangelium beginnt gleich mit den Worten: „Daß ein Gebet recht, gut sei und erhört werde, sind zum ersten fünf Ding von Nöthen. Das erste, daß man von Gott eine Verheißung und Zusage habe und dieselbe zuvor bedenke. — Zum andern ist noth, daß man ja nicht zweifle an der Zusagung des wahrhaftigen und getreuen Gottes. — Zum dritten, so jemand also bittet, daß er zweifelt an der Erhörung Gottes und allein dahin setzt auf Abenteuer sein Gebet, es geschehe oder es geschehe nicht, der thut zwei böse Stück. Zum vierten sprechen Etliche: ja ich wollte wohl vertrauen, mein Gebet würde erhöret, wenn ich es würdig wäre und wohl machte. Zum fünften soll man sich in diesem Vertrauen also halten, daß man Gott nicht ein Ziel stecke, Tag oder Stätte bestimme, noch die Weise oder die Maße setze seiner Erhörung, sondern das Alles seinem Willen, seiner Weisheit und Allmächtigkeit heimgeben, nur

fröhlich warten der Erhörung, doch nicht wissen wollen, wie und wo, wie bald, wie lang und durch welche.“ In der späteren Predigt über dasselbe Bittevangelium zeigt Luther zuerst fünf Stücke an, so zum Gebet noth sind, wenn es rechter Art sein soll: das erste ist Gottes Verheißung, welche ist das Hauptstück, Grund und Kraft aller Gebete. Das andre Stück, welches gehört auf die Verheißung, nämlich der Glaube, daß man glaube, die Verheißung sei wahr, und nicht zweifle. Das dritte, man muß etwas meinen, das man Gott vortrage und darum bitte. Das vierte, man muß dasselbige auch begehren oder wünschen, daß es geschehe. Das fünfte, daß man in Christi Namen bitte. Nachdem dieß geschehen ist, geht er noch kurz und bündig das Evangelium durch. Das Evangelium von dem guten Hirten am Pfingstdienstage Joh. 10, 1—11 gruppirt sich Luther, wie es Andre vor ihm schon gethan hatten, nach den darin erscheinenden Personen. „Es sind sonderlich dreierlei Lehre, die er hier rühret, unter welchen nur eine die Seele selig macht. Die erste ist derer, die er nennet Diebe und Mörder, die andre des Thürhüters am Schafstalle, die dritte des rechten Hirten, dem der Thürhüter aufthut und läßt ihn hineingehen.“ Ich habe schon früher erwähnt, daß er das Gleichniß von dem reichen Mann und dem armen Lazarus ebenfalls nach den Personen aus einander legt, und ebenso verfährt er mit dem Gleichnisse von dem Pharisäer und Zöllner im Tempel. Die Gleichnisse werden mit großem Geschick behandelt, das Nebensächliche bleibt unberührt, nur auf die Hauptpunkte, die Grundzüge der Parabel läßt sich die Rede ein. Merkwürdig ist die Predigt über den ungerechten Haushalter: Luther geht nämlich auf das Gleichniß eigentlich gar nicht weiter ein, sondern beschäftigt sich lediglich mit dem Epiloge: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon! um die katholischen Widersacher heimzuleuchten, welche auf das: macht euch Freunde! den Finger legten und sprachen: wir müssen wirken, daß wir fromm werden, und dann aus den folgenden Worten: auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten: schlossen, die Werke empfingen Lohn, nicht aber der Glaube, und die Heiligen verhülfen in den Himmel. Diese Predigt gehört zu den wenigen, in welchen Luther sich der synthetischen Predigtweise bedient, wie in der zweiten, der früheren Predigt über das Rogateevangelium. Diese Bemerkung läßt sich dahin erweitern, daß überhaupt in den älteren Predigten Luthers mehr Fleiß verwandt

wird auf die Theilung der Predigt als in den späteren, und wir finden darin nicht einen Rückgang, sondern einen sehr erfreulichen Fortschritt bei dem Prediger. Die gelehrte, die scholastische Predigtweise, wie sie vor der Reformation bis auf die wenigen Ausnahmen der mystischen und volksthümlichen Prediger, wie z. B. Tauler in seiner zweiten Periode und Geiler von Kaisersberg, herrschend war, suchte ihre Ehre darin, daß sie in möglichst viele Theilchen und Untertheilchen den Vortrag zerspaltete, sie kümmerte sich weder darum, ob diese Zerspaltung der Predigt ihre Kraft raubte und dem Zuhörer das Behalten außerordentlich erschwerte, noch darum, ob diese Zertheilung auch nach richtigen Grundsätzen erfolgt sei. Man betrachte noch ein Mal die oben angeführte Partition der älteren Predigt über das Gebet, und man wird mir zugestehen müssen, daß die Partition weder nach logischen noch nach oratorischen Grundsätzen erfolgt ist. Luther erinnert in seinen Tischreden an das Sprichwort: Die Gelehrten, die Verkehrten: ja hier ist diese Weisheit von der Gasse ganz in ihrem Rechte, diese gelehrte Predigtweise war eine ganz verkehrte. Sehr bald erkannte Luther den Grundschaden dieser scholastischen Predigtkunst, und nun ließ er den gelehrten und so verkehrten Krimskrams zur Seite liegen: seine Predigten wurden immer kunstloser, schlichter, einfacher, volksthümlicher. Alles ordnete er dem einen Zweck unter, das Wort Gottes so auszulegen, daß es die Herzen der Gläubigen im Glauben befestige, zu guten Werken treibe, mit einem Worte, erbaue.

Luther läßt es sich in seinen Predigten vor allen Dingen angelegen sein, daß er allgemein verstanden werde, daß das Wort Gottes den Zuhörern kein dunkles Wort mehr sei, daß er klar spreche. Daher kommt es, daß wir in seinen Predigten so außerordentlich vielen Erklärungen begegnen. Es kommt uns wohl bisweilen der Gedanke, hierin sei des Guten zu viel geschehen: allein dieser Gedanke ist ganz falsch. Wir dürfen den Maßstab unsrer Zeit nicht an jene Zeit anlegen: eine ganze Menge von Wörtern sind jetzt bei uns geläufig und verständlich, die damals noch unbekannt waren und die erst durch Luthers Bibelübersetzung und Postille, welche auf den Sprachgebrauch einen ganz eigenartigen Einfluß ausgeübt haben, Gemeingut geworden sind. Die Begriffsbestimmungen, welche der Reformator oft für unerläßlich hält, mögen in unseren Tagen nicht mehr so unentbehrlich sein: wenn derselbe aber mit diesen

Begriffen in seinen Predigten hätte rechnen wollen, so wäre kein Resultat, kein Facit gewonnen worden, denn diese Begriffe waren damals noch unbenannte und unbekannte Zahlen, und noch keine benannten und bekannten Größen, was sie bei uns durch den Unterricht in der Schule und in der Kirche geworden sind. Wir werden gestehen müssen, daß Luther mit Erklärungen noch sehr an sich gehalten hat, wenn wir die damals herrschende Unbekanntschaft mit der Schrift und Verwirrung und Verdunkelung der elementarsten Begriffe des christlichen Glaubens und Lebens, wie sich's gebührt, in Rechnung bringen.

In beiden Postillen aber, am häufigsten natürlich in dem epistolischen Theile, begegnen wir Worterklärungen. Der Reformator läßt sich wohl über die Bedeutung hebräischer, griechischer und lateinischer Ausdrücke, ja selbst deutscher von ihm gebrauchter Wörter aus. Er erklärt in der Predigt über das erste Adventsevangelium: „In der hebräischen Sprache lauten die zwei Worte, arm und sanftmüthig, nicht fast ungleich, und heißt einen solchen Armen, nicht der Gebrechen an Geld und Gut leidet, sondern der da im Herzen jammerig und geniedrigt ist, bei welchem man auch gewißlich keinen Zorn und Hochmuth, sondern eitel Sänfte und Mitleiden findet." In der Predigt über das Evangelium auf den Sonntag nach Weihnachten lesen wir bei den Worten: sie dankte Gott: „Die hebräische Zunge braucht das Wort „bekennen" fast weit und breit, das wir mit drei Worten kaum erlangen, als beichten, bekennen, danken; drum wenn sie will dankſagen, so spricht sie bekennen. Und ist auch nicht übel noch uneben geredet." Vgl. noch die Erklärung von Alphe und Aluph bei den Weisen aus dem Morgenland. In der tiefsinnigen Predigt über den Prolog des johanneischen Evangeliums sagt Luther: „Weiter spricht er: wir haben seine Ehre gesehen, das ist, seine Gottheit in seinen Wunderzeichen und Lehren. Das Wörtlein Ehre haben wir droben in der Epistel auch gehöret, da er sagt von Christo: er ist ein Schein seiner Ehren und nennet die Gottheit also. Wenn ich aber auf recht deutsch sagen sollte, spräche ich, daß dieselbe Ehre, die auf hebräisch Cabod, auf griechisch Doxa, auf lateinisch Gloria heißt, auf deutsch hieße Herrlichkeit. Denn also sagen wir von einem Herrn und großen Mann: er habe es herrlich ausgerichtet und sei mit großer Herrlichkeit zugegangen, wenn es köstlich, reichlich und

doch tapferlich ist zugegangen. Also daß Herrlichkeit nicht allein heiße ein groß Geschrei oder weitrüchtige Ehre, sondern auch die Dinge davon solch Ruhm gerühmt wird." So werden von ihm in der Predigt über das dritte Adventsevangelium die Worte Messias, Christus, Unctus erklärt; weiterhin auch der Ausdruck Evangelium: „Das Wort ist griechisch und heißt auf deutsch eine fröhliche Botschaft, darum daß darinnen verkündigt wird die heilsame Lehre des Lebens von göttlicher Zusagung und angeboten wird Gnade und Vergebung der Sünden." Später wird Angelus als Bote gedolmetscht, „nicht ein Botenläufer, der Briefe trägt, sondern der gesandt wird, mündlich zu werben die Botschaft." Die erste Weihnachtspredigt erläutert, was unter Katalyma zu verstehen ist. Aus den Episteln will ich nur auf die Erklärung von Oeconomüs und Mysteria in der dritten Adventspredigt, von Epiikia in der vierten und Asebia in der ersten Weihnachtspredigt verweisen; in dem Evangelientheile merke ich nur noch eine Hauptstelle an, wo sich Luther über die Bedeutung von Paracletus eingehend ausläßt — die dritte Predigt auf den Pfingsttag. Auch lateinische Worte werden näher bestimmt, ich habe schon im Vorbeigehen mehrere angegeben, ich verweise noch auf diese Stelle aus der ersten Adventsevangelienpredigt. „Ich wollte auch, daß das Wörtlein justus, justitia in der Schrift noch nie wäre in's Deutsche auf den Brauch gebracht, daß es gerecht, Gerechtigkeit hieße, denn es heißt eigentlich fromm und Frömmigkeit, und das wir auf deutsch sagen, das ist ein frommer Mann, das saget die Schrift, der ist justus, rechtfertig oder gerecht." Selbst die Bedeutung von deutschen Wörtern, deren Luther sich in seinen Predigten bedient, muß festgestellt werden, damit jedem Miß- und Unverstande gewehrt werde. So sehen wir den Reformator in der letzten Adventspredigt in der EKP. das Wort Lindigkeit so bestimmen: „Daß sich einer lenket und schicket, gemäß und eben macht einem Andern und ist Einem wie dem Andern und Jedermann gleich, der nicht sich selbst zum Leisten und zur Regel macht und will, daß sich Jedermann nach ihm lenken, schicken und mäßigen soll." „Ich kann heutiges Tages," bekennt er zu der Epistel des dritten Sonntages im Advent, „kein Deutsch finden auf das Wort Mysterion, und wäre gleich gut, daß wir blieben bei dem griechischen Wort, wie wir bei vielen mehr sind geblieben. Es heißet ja so viel als Secretum, Arcanum, ein solch Ding, das

aus den Augen gethan und verborgen ist, das Niemand siehet und gehet gemeiniglich die Worte an; als wenn etwas gesagt wird, das man nicht verstehet, spricht man: das ist verdeckt, da ist etwas hinten, das hat ein Mysterion, da ist etwas Verborgenes. Eben dasselbige Verborgene heißt eigentlich Mysterium, ich heiße es ein Geheimniß."

Diese Liebe, die dunklen Wörter zu erklären, spiegelt sich auch darin wieder ab, daß Luther nicht ungern etymologisirt. In der Predigt über das Evangelium des ersten Christtages legt er ganz richtig die Grundbedeutung von Judaea und Bethlehem bloß, „Judäa heißt auf Deutsch Bekenntniß oder Danksagung, als wenn wir bekennen, loben und danken Gott, daß alle unsre Güter seine Gaben sind." „Beth heißt ein Haus, Lehem heißt Speise oder Brod, Bethlehem ein Brodhaus." Doch die meisten hebräischen Etymologien sind ganz in dem Geschmack seiner Zeit, gezwungen und lächerlich. In der Predigt über die Weisen aus Morgenland wird gut der Name des Königes Herodes so erklärt: „In griechischer Sprache nennet man Heroes die großen Leute von großem Geschrei und Thaten, als da ist gewesen Hercules, Hector, Achilles und ihresgleichen, welche auf Deutsch wir Riesen heißen oder auf sächsisch Kerle, daher der Name Carolus kommet, der so viel gilt bei uns als Heros oder Herodes bei den Griechen. Denn Herodes kommt von Heros und heißt kerlisch, riesig, großthätig, ein Diedrich von Bern oder Hildebrand oder Roland oder wie man sonst dieselben großen Mörder und Leutefresser nennen will."

Häufiger noch als diese Worterklärungen finden wir in Luthers Predigten Sach- und Begriffserklärungen. Er bietet diese Begriffserklärungen auf sehr verschiedene Weise; das eine Mal beschreibt er den Begriff nach seiner Bethätigung im Leben, das andre Mal bringt er ihn dadurch in's Klare, daß er das Gegentheil ihm zur Seite stellt, dann unterscheidet er ihn von verwandten Begriffen, endlich sagt er rund heraus, ich verstehe darunter das und das. Die Epistel des fünften Sonntages nach Epiphanias gibt ihm die beste Gelegenheit sich als Meister in dieser Kunst zu definiren und zu beweisen. „Demuth," sagt er hier, „meine ich, sollte nun fast bekannt sein, was sie sei, nämlich, daß ein jeglicher sich für den geringsten halte und den andern höher denn sich, und wie Christus saget, unten sitzen zur Hochzeit. Und dasselbige aus rechtem Grund des Herzens, auch

gegen die, so es nicht verdient oder auch Feinde sind, wie Christus vor seinem Verräther und uns allen sich gedemüthigt hat und nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen. Ob nun diese Tugend seltsam ist, das ist nicht Wunder, sintemal Alles, was christlich ist, auch seltsam ist und am Wenigsten bei denen, die am Meisten wissen wollen, was Christus sei, und alle Christen wissen zu tadeln, es heißt ein Gottes Geheimniß, wie S. Paulus sagt, da bleibt es auch wohl bei." „Sanftmuth ist wider den Zorn, daß man sich nicht lasse erzürnen, fluche nicht, schlage nicht, hasse nicht und thue noch wünsche Niemand etwas arges, auch dem Feinde, das ist Kunst. Denn den Freunden sanfte sein und die dir Gutes thun, können die Heuchler auch wohl und alle Welt; aber recht sanftmüthig und demüthig sein, will wohl bleiben allein bei den Auserwählten und lieben Heiligen Gottes, wie hie S. Paulus sagt. Und dazu unter denselbigen viel sind, die gebrechlich werden sein an denselbigen Stücken allen oder ja etlichen, auf daß die Heuchler etwas zu tadeln haben und sich ärgern mögen an den lieben auserwählten Heiligen Gottes und die rechten Heiligen etwas haben, daran sie ihre Barmherzigkeit, Demuth, Sanftmuth und Langmuth üben. Denn sie sind darum nicht unheilig noch verworfen und gehasset, die hier S. Paulus Auserwählte, liebe Heilige heißt, ob ihnen etwas mangelt an Demuth, Sanftmuth und Barmherzigkeit." „Langmuth scheidet S. Paulus etwas von der Geduld, als Röm. 2, 4: verachtest du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmuth. Das ist aus der hebräischen Sprache genommen, da Gott hin und wieder gerühmt wird im Psalter und andern Orten, langsam zum Zorn, das ist, daß er nicht allein geduldig ist und das Uebel leidet, sondern auch immer und immer aufzeucht die Rache, und sich stellet, als der lieber vergeben denn strafen wollte, ob er wohl fast gereizt wird und Recht dazu hat. Also, daß Langmuth sich etwas weiter strecke, denn Geduld; nämlich daß Geduld sei, so man Uebeles und Unrecht leidet, Langmuth aber, so man auch harret und nicht zu strafen gedenkt, noch sich zur Zeit rächen will, noch jemand Böses zur Rache wünscht, als man wohl findet, die viel leiden und geduldig sind, aber doch daneben gedenken, es werde wohl gerochen werden zu seiner Zeit. Aber Langmüthigkeit wünschet auch, daß ungerochen bleibe und der Sünder gebessert werde." „Darum heißt es eine Freude in dem Herrn," lesen wir in der Predigt über die Epistel des vierten Ad-

vents sonntages, „nicht an Silber und Gold, nicht in Fressen u
Saufen, nicht in Lust noch Singen, nicht in Stärke noch Gesun
heit, nicht in Kunst noch Weisheit, nicht in Gewalt noch Ehren, nic
in Freundschaft noch Gunst, ja auch nicht in guten Werken un
Heiligkeit: denn das sind eitel betrügliche, falsche Freuden, die nimme
des Herzens Grund rühren noch fühlen, davon man wohl sage
mag: der freuet sich und sein Herz erfähret nichts. Aber an den
Herrn freuen, das ist, sich verlassen, rühmen, trotzen, pochen au
den Herrn als auf einen gnädigen Vater, solche Freude verachte
Alles, was nicht der Herr ist, auch die eigne Heiligkeit. Davon
spricht Jerem. 9, 24: es rühme sich nicht der Starke seiner Stärke,
noch der Reiche seines Reichthums, noch der Weise seiner Weisheit,
sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich er
kennet und weiß. Item Paulus 1. Cor. 1, 31: wer sich rühmet,
der rühme sich des Herrn." In derselben Predigt kennzeichnet er
den Frieden Gottes, welcher höher als alle Vernunft ist, also: „Das
mußt du nicht also verstehen, daß ihn Niemand fühlen noch em
pfinden möge. Denn sollen wir mit Gott Friede haben, so müssen
wir es ja fühlen im Herzen und Gewissen: wie könnte sonst unser
Herz und Sinn bewahret werden durch ihn? Sondern also sollst
du es verstehen, wenn Trübsal und Widerwärtigkeit kommt über
die, so nicht wissen mit Gebet zu Gott zu fliehen und sorgfältig
(voller Sorgen) sind, so fahren sie zu und suchen auch Friede, aber
nur den, den die Vernunft begreifet und erlanget. Die Vernunft
aber weiß von keinem Frieden, denn von dem, wenn das Uebel auf
höret. Dieser Friede schwebt nicht über Vernunft, sondern ist ihr
gemäß. Darum toben und streben sie auch der Vernunft nach, bis
daß sie denselbigen Frieden durch Abthun des Uebels erlangen, es
sei mit Gewalt oder mit List. Also, wer eine Wunde hat, der ver
steht und sucht die Gesundheit. Aber die an Gott sich freuen, lassen
ihnen begnügen, daß sie mit Gott Friede haben, bleiben männlich in
Trübsal, begehren nicht den Frieden, den die Vernunft stimmet, näm
lich des Uebels Aufhören, sondern stehen fest und warten der in
wendigen Stärke durch den Glauben, fragen nichts darnach, ob das
Uebel kurz, lang, zeitlich oder ewig sei und bleibe, denken und sorgen
auch nicht, wie das Ende werden wolle, lassen Gott walten immer
hin, wollen nicht wissen, wenn, wie, wo und durch welchen." Nich
gern läßt Luther irgend ein Wort der Schrift unerklärt, wenn e

annehmen durfte, daß Einem der Sinn desselben verborgen sei. Alles soll klar sein, selbst wenn das, worüber Mißverstand obwalten konnte, längst schon vergangen ist. So macht er in der andren Predigt über das Evangelium des dritten Sonntages nach Trinitatis seinen Zuhörern klar, was im Neuen Testamente ein Zöllner für ein Mann ist: so sagt er in der Predigt über das Evangelium des S. Stephanustages, was ein Prophet, ein Weiser, ein Schriftgelehrter sei. „Propheten," so lautet es hier, „sind, die aus bloßer Eingebung des heiligen Geistes predigen, die es nicht aus der Schrift oder durch Menschen geschöpft haben, als Moses und Amos waren. Und das sind die höchsten und besten, die sind weise und konnten Andere weise machen, Schrift setzen und auslegen. Der Art sind gewesen fast alle Väter vor und mit Mose, und nach ihm auch viel, sonderlich die Apostel, die da Laien und schlecht ungelehrte Leute, wie Lukas Apostelg. 4, 13 sagt, der Schrift unkundig waren. Die Weisen sind, die es nicht bloß aus Gott, sondern durch Schrift und Menschen haben, und sind die Jünger und Folger der Propheten, doch die mit dem Mund und lebendigen Wort selbst predigen und lehren. Ein solcher war Aaron, der da redet Alles, was ihn Mose hieß, wie 2. Mos. 4, 15 und 16 Gott zu Mose sagt: gib mein Wort in seinen Mund und laß ihn für dich predigen dem Volk und du sollst ihm ein Gott sein. Also sollen auch alle Priester sein, wie Zacharias 11 sagt. Die Schreiber oder Schriftgelehrten sind, die mit Schriften und Büchern lehren, wo sie gegenwärtig, mündlich nicht lehren konnten. Als die Apostel auch gewesen sind, zuvor die Evangelisten und ihre Folger, als die heiligen Väter, doch daß sie nicht ihr Dünkel, sondern Gottes Wort schreiben und handeln, welches sie von den Weisen und aus der Schrift erlernt haben. Das sind nun die drei Weisen, darin die Wahrheit mag geoffenbart werden, Schrift, Wort, Gedanken, Schrift durch die Bücher, Wort durch den Mund, Gedanken durch das Herz. Man kann sonst mit nichts mehr fassen die Lehre, denn mit Herz, Mund und Schrift."

Meisterhaft versteht Luther sich darauf, die Bilder der heiligen Schrift ausmalend zu erklären. Trefflich ist es, was er in der Predigt über die erste Adventsepistel über das Bild des Apostels Paulus: die Nacht ist vergangen, der Tag herbeigekommen, bemerkt. „Habt Acht auf die Worte Pauli, so beschreibt er das allerlieblichste und lustigste Stück des Tages, nämlich die liebe, fröhliche

Morgenröthe und Aufgang der Sonne. Denn Morgenröthe ist, wenn die Nacht hin und vergangen und der Tag herbeigekommen ist, da sehen wir, daß von der Morgenröthe alle Vögel singen, alle Thiere sich regen, alle Menschen sich erheben, daß gleich siehet, als werde die Welt neu und alle Dinge lebend, wenn der Tag anbricht und die Morgenröthe daherfähret. Darum wird in der Schrift an vielen Orten die tröstliche, lebendige Predigt des Evangelii der Morgenröthe und dem Aufgange der Sonne verglichen, zuweilen mit Figuren, zuweilen mit öffentlichen Worten, als hier Paulus mit klaren Worten nennet das Evangelium den anbrechenden Tag." Sehr schön läßt er sich auch in der Predigt über das zweite Advents-evangelium über das Bild von dem ausschlagenden Feigenbaume also aus. „Eitel Trostworte sind das. Er gibt nicht ein Gleichniß von dem Herbst oder Winter, da alle Bäume kahl werden und betrübte Zeit angehet, sondern von dem Lenze und Sommer, das eine fröhliche und lustige Zeit ist, da sich alle Creaturen aufthun und fröhlich sind: damit er ja klärlich genug lehret, daß wir uns des jüngsten Tages sollen mit solcher Lust und Begierde versehen und trösten, als sich alle Creatur auf den Lenz oder Sommer freut."

Lehrhaft im höchsten Grade sind die Predigten Luthers, was sich schon daraus ergibt, daß sowohl in ältester als auch in neuster Zeit aus ebendenselben ganze, große Stücke der heiligen Schrift vollständig commentirt worden sind. Ich erinnere daran, daß die Auslegung der Bergpredigt und der letzten Reden des Herrn bei Johannes unter Luthers Augen aus seinen über diese Abschnitte gehaltenen Predigten entstanden ist und daß Eberle aus Luthers Kirchenpostille eine treffliche Erklärung der Evangelien in unsren Tagen geliefert hat. Es versteht sich bei dieser so eminent lehrhaften Art der lutherischen Predigten von selbst, daß er in denselben die Lehre der Wahrheit nicht nackt ausspricht, nicht einfach hinstellt; er muß die Lehre der Widersacher des Evangeliums in ihrer Falschheit erweisen und die Lehre, welche er dagegen aufstellt, als die reine, lautere Lehre erweisen. Das markige Wort, welches der Reformator auf dem Reichstage zu Worms den Anklägern seiner Lehre entgegenschleuderte: „es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der heiligen Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde," zeigt uns, daß nach ihm nur zwei Beweisführungen möglich sind, entweder aus der Schrift oder aus andern hellen Gründen, welche die Geschichte, die

Lebenserfahrung, die Vernunft darbietet. Es hieße, Waſſer in den Rhein tragen, beweiſen zu wollen, daß die Sonne leuchtet, wenn ich erſt den Nachweis liefern wollte, daß Luther mit der entſchiedenſten Vorliebe bei ſeinen Argumentationen die heilige Schrift anwendet. Gottes Wort bleibt in Ewigkeit, Gottes Wort hat in allen Stücken Recht, Gottes Wort offenbart die unfehlbare Wahrheit: das war die Ueberzeugung, welche Luther beſeelte und die ihm, wenn er auch noch ſo ſehr in ſeinem Glauben angefochten wurde, unerſchütterlich feſtſtehen blieb. Und dieſe ſeine Ueberzeugung ſucht er in die Herzen ſeiner Hörer zu pflanzen alle Wege: er iſt der Zuverſicht, daß es für einen Chriſtenmenſchen keinen feſteren, gründlicheren, überzeugenderen Beweis der Wahrheit geben kann, als daß man ihm nachweiſt, daß die heilige Schrift ſo ſpricht, daß ſo Gottes Wort klar und deutlich über dieſen Punkt ſich ausläßt. Gleich in der erſten gewaltigen Predigt, mit welcher er die Schwärmer zu Wittenberg auf das Haupt ſchlug, ſagt er: „Hierinnen müſſen wir einen klaren, ſtarken Spruch haben, ſolches bezeugend. — Und wiewohl ihrer viel ſind in der Bibel, will ich euch doch nicht mit viel Sprüchen überſchütten.“ Nicht bloß bei den hohen Artikeln des Glaubens, wie vor allen Dingen bei dem von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, weiſt Luther nach, wie ſie in der Schrift Alten und Neuen Teſtamentes gegründet ſind: er iſt hier auch in dem Kleinen treu. Ich erinnere an die oben mitgetheilten Begriffsbeſtimmungen von Demuth, Sanftmuth, Geduld, wo er ſeine Erklärung entweder zum Schluß durch ein ſchlagendes Wort der Schrift verſiegelt oder aus der Schrift ſelbſt gewinnt. Ein Mann wie Luther, welcher in der Schrift zu Hauſe war, wie keiner vor ihm und nach ihm, kann nie in Verlegenheit kommen, wo er in der Schrift die Beweismittel ſuchen ſoll; dieſelben drängen ſich ihm von ſelbſt auf, ſo daß er nur in die Gefahr kommen kann, daß er ihrer zu viel in ſeine Rede aufnimmt und ſie ſo ungebührlich überfrachtet. Es iſt erſtaunlich, wie die ſchlagendſten Sprüche, die zutreffendſten Beiſpiele ihm aller Orten zur Hand ſind: es iſt keine Lehre des Glaubens, es iſt keine Seite des Lebens, des äußeren, der Welt zugekehrten Lebens, wie des innern, in Gott und ſein Reich verborgenen Lebens, welche nicht aus der heiligen Schrift ihr Licht empfinge. Wie ſchlagend, wie zermalmend iſt nicht für die Radikalen in Wittenberg das Beiſpiel des Apoſtel Paulus, welches er ihnen zu Gemüthe

führt. „Paulus, da er ein Mal gen Athen kam, in eine mächtige Stadt," so sagt er in der zweiten Predigt gegen diese Schwarmgeister, „da fand er im Tempel gebaute Altäre. Da ging er von einem zu dem andern und besah sie alle, aber er rührte keinen mit keinem Fuße an, sondern trat mitten auf den Platz und sagte, daß es eitel abgötterische Dinge wären, bat sie, sie sollten davon stehn, riß auch deren keinen mit Gewalt ab. Da das Wort ihre Herzen faßte, fielen sie von selbst ab. Also wenn man das Wort zuvor wollte treiben, so zerfiele das Ding von ihm selber. Also wenn ich hätte gesehen, daß sie hätten Messe gehalten, so hätte ich wollen predigen und sie vermahnen. Hätten sie sich daran gekehret, so hätte ich sie gewonnen. Wo aber nicht, so hätte ich sie dennoch nicht mit den Haaren und Gewalt davon gerissen, sondern das Wort lassen handlen und für sie gebeten. Denn das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge, das muß es thun und nicht wir armen Sünder. Summa Summarum, predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's. Aber zwingen, dringen mit der Gewalt will ich Niemanden. Denn der Glaube will willig, ungenöthigt angezogen werden."

Es nimmt uns Wunder, daß Luther in seinen Predigten aus der reichen Schatzkammer der Weltgeschichte, in welcher er, wie wir aus andern Schriften und vornehmlich seinen Tischreden ersehen, gut zu Hause war, so wenig zum allgemeinen Besten hervorträgt. Einige große Namen aus der Weltgeschichte, wie Karl der Große, Theodosius, werden gelegentlich erwähnt, aber eben auch nur gelegentlich. Es mag dieser Umstand wohl darin seinen Grund haben, daß der Reformator am liebsten an allgemein bekannte Thatsachen erinnern und aus ihnen seinen Beweis entlehnen wollte: denn diese Ueberführungen aus längst Bekanntem sind kräftiger, durchschlagender als die aus unbekanntem Stoffe her genommenen. Und keine Frage kann darüber entstehen, ob die Geschichten der heiligen Schrift oder die Geschichten der Völker dem Volke damals, und wir können getrost noch hinzufügen, auch jetzt noch, näher liegen. Während die Weltgeschichte auffallend in diesen Predigten vernachlässigt wird, tritt die Geschichte der Heiligen mehr in den Vordergrund. Luther ist mit ihr sehr wohl vertraut, er scheidet aus ihr alle fabelhaften, mythischen Elemente und hält den gesunden Kern in ihnen für ersprießlich zur Erbauung der Gemeinde. „Hier gehören," sagt er in

der Predigt über die Epistel des dritten Sonntags im Advente, „die zwei Exempel, welche meines Achtens die besten sind, die in den ganzen actis patrum stehen. Das Erste von S. Antonio, dem kund ward, daß ein Ledermacher zu Alexandria, ein schlichter, ehrlicher Handwerksmann, und nichts sonderlich that, dennoch weit über S. Antonium war um solches seines Herzens Niedrigkeit willen. Das Andere von Paphnutio, der einem Pfeifer und zwei Ehefrauen gleich war mit all seinem strengen Leben. Welche zwei Exempel Gott aus besonderen Gnaden zu der Zeit ließ rüchtig werden, da die Möncherei am Höchsten war und die Werke wunderschön gingen, auf daß er unsre Augen von dem Richten und Urtheilen der Werke behielte und lehrte uns, allerlei Werke gleich halten und einer dem Andern sich unterwerfen." In der Predigt über die neunzehnte Trinitatisepistel erinnert er an den Kaiser Theodosius, welcher, von S. Ambrosius gestraft darüber, daß er zu Thessalonich aus Zorn viele Leute hatte umbringen lassen, ein Ausschreiben erließ, „daß man auch auf seinen Befehl oder Gebot sollte keinen richten, bis ein ganzer Mond darnach vergangen wäre, damit mittler Zeit das Urtheil könnte widerrufen werden, wo es aus Zorn wäre übereilet." In der Evangelienpredigt auf den Sonntag Quinquagesimä sagt er: „Ich muß deß ein Beispiel und Erfahrung sagen, die wohl hieher dienet und nicht zu verachten ist. Es war ein guter Einsiedeler auch in solchem Glauben menschlicher Verdienste erzogen, der sollte einen ehrbaren Mann trösten in seinem Sterben und fuhr zu kühnlich und tröstete ihn also: mein lieber Freund, leidet nur den Tod geduldiglich und williglich, so will ich euch meine Seele zu Pfand setzen, ihr sollt ein Kind des ewigen Lebens sein. Wohlan der verhieß ihm und starb also auf solchen Trost geduldiglich dahin. Aber über drei oder vier Tage ward der Einsiedler auch tödlich krank, da kam der rechte Meister, Ehr Reuling, und that ihm die Augen auf, daß er sehe, was er gemacht und gelehrt hatte, lag, bis er starb und klagte seinen Rath und Trost, den er jenem gegeben hatte: o wehe, was habe ich dem gerathen! Leichtfertige Leuten lachten sein, als der selbst nicht thäte, das er einem andern hatte gelehrt; hieß jenen auf seine Seele tröstlich sterben und er verzagte nun selbst nicht allein vor dem Tode, sondern auch an dem Rath, den er gegeben hatte so sicherlich, und nun so öffentlich strafte und widerrief." An die Monika, die fromme Mutter des Augustinus, welche „neun

Jahre nach einander um ihren Sohn geweint hat", wird öfters, wie in der erſten Predigt über das Evangelium des zweiten Oſtertages, erinnert: gern gedenkt der ehemalige Eiſenacher Gymnaſiaſt der dort ſo hoch geehrten heiligen Eliſabeth. In der Predigt über die Epiſtel des Stephanustages leſen wir: „Ich will hier ſagen ein Exempel von der heiligen Frauen, S. Eliſabeth, die kam ein Mal in ein Kloſter und ſahe, daß unſers Herrn Leiden war hübſch gemalet an den Wänden und ſprach: die Koſtung ſolltet ihr geſpart haben zur Nahrung des Leibes, denn ſolches ſollte in euren Herzen gemalt ſein. Siehe da, wie einfältig, kräftig und göttlich Urtheil das iſt über die Dinge, die doch Jedermann köſtlich achtet. Wenn ſie es jetzt redete, ſollten ſie die Papiſten gewißlich verbrennen, als die da Chriſti Leiden läſterte und gute Werke verſprochen hätte; ſie müßte eine Ketzerin ſein, wenn ſie zehn Heiligen werth wäre." „Iſt nun das nicht ein fein edles Gebot," ruft er in der Predigt über die vierte Epiphaniasepiſtel aus, „das ſo ungleiche Menſchen ſo fein gleich macht? Iſt's nicht ein wunderlicher Troſt, daß ein Bettler ſolche herrliche Diener und Liebhaber hat, daß ſeiner Armuth muß ein ſo reicher König zu Dienſte ſtehen? Seinem Stank und Wunden muß ſolche ſchöne Krone und ſüßer Geruch königlicher Pracht unterthan ſein? Wie wunderlich ſollte es ſtehen, wenn wir ſehen ſollten, wie Könige und Fürſten, Königinnen und Fürſtinnen den armen Bettlern und Ausſätzigen dienten, wie wir von S. Eliſabeth leſen." Die Legende von dem heiligen Chriſtophorus iſt Luthern beſonders lieb, man erſieht dieſes aus der umſtändlichen Weiſe, wie er ſie erzählt. „Daß man ſolches baß verſtehen möge, will ich ein Exempel ſagen, darinnen ihr fein ſehen möget, wie der Chriſten Leiden abgemalt und entworfen ſind. Ihr wiſſet alle wohl, wie man S. Chriſtoffeln malet hin und wieder; ſollt aber nicht gedenken, daß je ein Mann geweſen ſei, der alſo geheißen habe, oder leiblich das gethan, was man von Chriſtoffeln ſaget; ſondern der dieſelbige Legende oder Fabel gemacht hat, iſt ohne Zweifel ein feiner, vernünftiger Mann geweſen, der hat ſolch Bild dem einfältigen Volk wollen vormalen, daß ſie hätten ein Exempel und Ebenbild eines chriſtlichen Lebens, wie dasſelbe gerichtet und geſchickt ſein ſoll, und hat es alſo eben fein abgemalt und getroffen. Denn ein Chriſt iſt wie ein großer Rieſe, hat große und ſtarke Beine und Arme, wie man den Chriſtoffel malet. Denn er trägt auch eine ſolche Laſt, welche die ganze Welt, kein Kaiſer,

, und Fürſt möchte ertragen. Daher heißt auch ein jeglicher
t Chriſtophorus, das iſt ein Chriſtträger, darum daß er den
ben annimmt. Wie geht es ihm aber darüber? Alſo, wenn
den Glauben annimmt, ſo läßt ſich einer nicht dünken, daß es
chwer, hart Ding darum ſei; es dünket einen ein kleines Kind-
ſein, das hübſch und wohlgeſtaltet iſt und leicht zu tragen, wie
Chriſtoffel geſchah; denn das Evangelium läßt ſich am erſten
)en, daß es eine feine, liebliche, freundliche und kindliche Lehre
Wie wir denn ſahen im Anfang, da es anging, platzte jeder-
n darauf und wollte auch evangeliſch ſein. Da ward alſo ein
angen und Durſt darnach, daß kein Backofen ſo hitzig iſt, als
Leute dazumal waren. Aber wie ging es? Es ging eben zu,
mit dem Chriſtoffel, der erfuhr nicht eher, wie ſchwer das Kind-
war, bis er in's Waſſer kam, da es am Tiefſten war. Alſo
mit dem Evangelio: da es einriß, gingen die Wellen daher,
t, Biſchöfe, Fürſten und das tolle Geſinde ſetzten ſich dawider,
ühlte man allererſt, wie das Kindlein ſo ſchwer zu tragen wäre.
n es kommt dem guten Chriſtoffel ſo nahe, daß er ſchier drob
uft. Wie ihr ſehet, daß es jetzt auch gehet, daß auf jener Seite,
)em Worte entgegen ſind, ſo viele Praktiken, Fündlein, Trug und
iſt, Alles dahin gerichtet, daß ſie uns im Waſſer erſäufen
ten. Da iſt ein ſolch Dräuen und Schrecken, daß wir uns zu
e möchten fürchten, wenn wir nicht einen andern Troſt dagegen
en. Wohlan, wer den Chriſtum, das liebe Kindlein, auf ſich ge-
n hat, der muß ihn entweder gar hinüber durch das Waſſer
urchtragen oder erſäufen, da iſt kein Mittel. Erſäufen iſt nicht
darum wollen wir mit dem Chriſto durch das Waſſer hindurch,
n es gleich noch ein Mal das Anſehen hätte, als müßten wir
nnen bleiben. Wir haben ja die Verheißung: Wer Chriſtum
ſich auf ihn verläßt und glaubt, daß derſelbe frei mit David
n kann Pſ. 27, 3: Ob ſich wider mich ein Heer leget, ſoll ſich
mein Herz nicht fürchten, ob ſich Streit wider mich erhübe,
ich mich darauf verlaſſen. Laß ſie ſcharren und pochen, dräuen
ſchrecken, wie ſie wollen; wäre das Waſſer noch ſo tief, ſo
en wir mit dem Chriſto hindurch." Luther war ein Kind ſeiner
t, obſchon er der Führer, das geiſtige Haupt ſeiner Zeit war,
ſo wundern wir uns nicht, wenn er, der ſonſt in den Legenden
edle Metall von den Schlacken ſo gut zu unterſcheiden wußte,

hin und wieder sich vergreift und Spukgeschichten aus denselben zum Besten gibt. So spricht er zum Schluß der Predigt über das Evangelium des ersten Trinitatissonntages: „Also, daß wir auch ein Exempel sagen, lesen wir in der historia tripartita, von einem Bischof, der gen Korinth kam, da er zum Concilium zog, und als er nicht füglich Herberge fand für sich und sein Gesinde, sah er ein wüst Haus stehen verschlossen und fragte, ob man daselbst nicht könnte herbergen? Da ward ihm geantwortet, es wäre so ungeheuer darinnen, daß Niemand darinnen wohnen könnte und wären vielmals die Leute des Morgens todt darinnen gefunden. Da machte er nicht viel Worte und hieß stracks einziehen und lag die Nacht darinnen; denn er sah wohl, daß es Teufels Gespenst war und hatte einen festen Glauben, daß Christus des Teufels Herr wäre, darum verachtete er ihn und zog zu ihm ein. Da ward das Haus durch sein Beten und Herbergen frei, daß hinfort kein Rumpeln noch Ungeheuer darinnen gehört ward. Siehe, da siehest du, daß es Teufel sind die Rumpelgeister und daß nicht viel mit ihnen zu disputiren ist, sondern mit fröhlichem Glauben soll man sie verachten, als wären sie nichts. Item, also lieset man von dem Bischof Gregorio Cappadociae, daß er über das welsche Gebirge zog und herbergte bei einem heidnischen Kirchner, der hatte einen Abgott, der antwortete ihm, was er fragte, und nährte sich desselbigen Handels, daß er den Leuten heimliche Dinge sagte. Davon wußte nun der Bischof nichts und zog Morgens seine Straße. Aber der Teufel konnte des heiligen Mannes Gebet und Gegenwärtigkeit nicht leiden und floh aus dem Hause, daß der Kirchner hinfort nicht mehr konnte weissagen, wie vorhin. Da er nun seinen Abgott rief und heulte um seinen Schaden, erschien ihm das Teufelein im Schlaf und sprach, es wäre seine Schuld, daß er den Bischof geherbergt hätte, vor welchem er nicht hätte können bleiben. Der Kirchner eilte dem Bischof nach und klagte ihm, daß er seinen Gott und Nahrung ihm verjagt hätte und der Herberge übel gedankt. Da nahm der Bischof Papier und schrieb kurz also: Gregorius dem Apollini meinen Gruß zuvor. Ich erlaube dir zu thun, das du vorhin gethan hast. Gehab dich wohl. Den Brief nahm der Kirchner und legte ihn bei seinen Abgott; da kam der Teufel wieder und that wie vorhin. Zuletzt gedachte der Kirchner: welch ein geringer Gott ist mir das, der sich von diesem Gast, der ein Mensch ist,

treiben und führen läßt? Und machte sich auf zu dem Bischof und ließ sich lehren und taufen und nahm also zu, daß er ein trefflicher Bischof ward zu Cäsarien in Kappadocien nach dieses Bischofs Tod. Siehe, so einfältig gehet der Glaube daher und handelt doch so freudig, sicher und mächtig einher. Also thu auch deinen Poltergeistern!"

Gern beruft sich Luther in seinen Predigten auf die Sprichwörter, in welchen sich die allgemeine Erfahrung einen kurzen, prägnanten Ausdruck gegeben hat. Ich stelle aus dem Evangelientheile der Postille eine kleine Anzahl zusammen: Die Gelehrten, die Verkehrten (zweiter Advent); Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über und bei dem Gesang kennt man den Vogel, denn er singet, wie ihm sein Schnabel gewachsen ist (dritter Weihnachtstag); ein Fürst oder Herr ist Wildpret im Himmel (S. Johannistag); die von fernen Landen lügen, die lügen mit Gewalt und Cunz Hildebrand, der große Wallfisch, trägt die Welt auf dem Schwanz (drei Könige). Gelegentlich führt Luther auch lateinische Sprichwörter an, so: qualis quisque est, talia loquitur und oratio est character animi (Evangelium am dritten Weihnachtstage); de male quaesitis non gaudet tertius haeres (zweites Evangelium am dritten Sonntage nach Trinitatis. Hiermit ist verwandt, seine Neigung aus alten Klassikern und Kirchenvätern sogenannte dicta probantia zu entlehnen. In den alten Klassikern war Luther wohl bewandert und es wäre ihm ein Kleines gewesen, seine Predigten mit Citaten aus ihnen zu stopfen, wenn er mit den gelehrten Predigern seiner Zeit hätte wetteifern wollen. Er hält sehr an sich, die Geister sollen ja den Propheten unterthan sein, doch erinnert er in der Predigt über die Trinitatisepistel an ein schönes Wort Homers: „Wie auch der Heide Aristoteles solches schleußt in seinem besten Buche, aus dem Spruche ihres weisesten Poeten Homeri: es könne kein gut Regiment sein, darinnen mehr denn ein Herr ist." An Horaz Sat. 1, 1, 110 hat Luther sicher gedacht, wenn er in der Kirchenpostille am S. Johannestage sagt: „Und ist gar eine gemeine Plage, daß sich Niemand an dem Seinen genügen läßt, daß auch der Heide spricht: wie geht es zu, daß in eines Andern Feld allezeit bessere Früchte, und des Nachbarn Vieh mehr Milch gibt, denn das unsere?" Oefter finden wir Aussprüche von Kirchenvätern und Kirchenlehrern beigebracht, gelegentlich freilich sind sie auch nur angezogen, um sie

zu berichtigen. An Tertullianus schönes Wort: „Das Christenblut ist der Same, daraus die Christen wachsen," erinnert die Predigt über das Evangelium des dreiundzwanzigsten Trinitatissonntages: die dritte Predigt über das Evangelium des sechsten Trinitatissonntages gedenkt des Wortes Bernhards: „Dolor est, sed contemnitur: es thut wohl wehe, aber es muß gelitten und verschmerzt sein." Tauler war Luthern ganz besonders lieb, er hat seine Sprache und seine Theologie gründlich studirt und erwähnt ihn in den Predigten mehrfach als einen Zeugen der Wahrheit. So heißt es in der Kirchenpostille am achten Trinitatissonntage: „Taulerus hat das auch erkannt, daß die Gläubigen und Ungläubigen oft so gleich sind in äußerlichem Schein, daß sie Niemand scheiden kann noch keine Vernunft urtheilen, sondern einer habe denn den Geist Gottes." In der Epistelpredigt am Tage S. Johannes lesen wir: „Durch den Glauben verstehet er alle Dinge recht und durch die Anfechtung versucht er dasselbe Alles, daß er gewiß wird; darum kann er darnach gewißlich davon sagen, jedermann Unterricht geben, daß wohl Taulerus sagt, ein solcher Mensch könnte die ganze Welt richten und lehren."

Hin und wieder wird auf ein Kirchenlied aus alter und neuer Zeit hingewiesen, so in der Kirchenpostille in der Christtagspredigt auf ubere de coelo pleno, in der Hauspostille am Ostertag auf die schöne Ostersequenz: agnus redemit oves, und in der evangelischen Kirchenpostille am dritten Sonntag nach Ostern auf das uralte deutsche Lied: Nun bitten wir den heiligen Geist.

Es ist bekannt, welche große Stücke Luther auf Aesops Fabeln hielt; auch in seinen Predigten macht er gelegentlich von Fabeln Gebrauch, wie z. B. in der evangelischen Kirchenpostille am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. „Also," sagt er hier, „haben die alten Poeten und Weisen gespielet von den Grillen oder Heuschrecken, die kamen im Winter, da sie nicht mehr zu essen fanden, zu den Ameisen und baten, daß sie ihnen auch etwas mittheilten, was sie gesammelt hätten. Und da diese sprachen: was habt ihr denn im Sommer gethan, daß ihr nicht auch habt eingetragen. Wir haben gesungen, sprachen sie; da mußten sie wieder hören: habt ihr des Sommers gesungen, so tanzet nun dafür des Winters. Also soll man solchen Narren antworten, die da nicht wollen weise werden, noch verstehen lernen, was Gottes Wille ist."

Bilder aus dem gewöhnlichen Leben kann kein Redner verhmähen: Luther bedient sich ihrer auch zur Veranschaulichung, aber nge nicht so reichlich als sein so hochverehrter Tauler. Während auler und vornehmlich der Dr. Geiler von Kaisersberg, der größte edner, welcher dem Reformator der Zeit nach am Nächsten steht, n Bildern fast unerschöpflich sind, also daß zumal bei dem Letzteren as Bild zu viel Platz einnimmt, scheint uns Luther in Bildern fast es Guten zu wenig zu thun. Es gibt eine große Menge von Preigten, in welchen wir vergebens nach einem Bilde, das so wesentche Dienste bei der Veranschaulichung leistet, spähen. Ich kann icht sagen, daß alle Bilder Luthers schön und edel sind, so gefällt ir das Bild von der Schweinsblase in der dritten Predigt über as Evangelium des ersten Ostertages wenig: „Gleichwie man eine Schweinsblase mit Salz reiben und zumartern muß, daß sie weit erde, also muß er auch unsre alte Haut wohl durchsalzen und lagen, daß wir um Hülfe schreien und rufen und uns also recken nd dehnen, beide durch innerliche und auswendige Leiden, daß wir och also hinankommen und solch Herz und Muth, Freude und Trost on seiner Auferstehung erlangen mögen." Im Allgemeinen aber nd Luthers Bilder schlicht, klar und zutreffend und seinem Zuörerkreise sehr nahe liegend. Wir theilen einige mit. „Es wird iemand," heißt es sehr wahr in der Christtagspredigt über das vangelium, „mehr Nutz davonbringen, denn die ihr Herz stille alten, alle Dinge ausschlagen und mit Fleiß drein sehen, gleichwie ie Sonne in einem stillen Wasser gar eben sich sehen läßt und räftig wärmet, die im rauschenden und laufenden Wasser nicht also esehen werden mag, auch nicht also wärmen kann." „Es muß," agt er in der schon oft angezogenen Predigt über den Anfang des vangeliums Johannes, eines von Tauler schon gebrauchten Bildes ch bedienend, „der ganze Mensch in das Evangelium kriechen und lda neu werden, die alte Haut ausziehen, wie die Schlange thut; enn ihre Haut alt wird, sucht sie ein enges Loch im Felsen, da eucht sie hindurch und zeucht ab ihre Haut selbst und lässt sie ußen vor dem Loch. Also der Mensch auch in das Evangelium nd Gottes Wort sich begeben muß, getrost folgen seiner Zusagung, s wird nicht lügen." In dem andern Sermon auf den Ostertag emerkt er: „Gleichwie auf dem Meer eine Bülge nach der andern auft und stößt, als wollten sie das Ufer umstoßen, aber sie ver-

gehen und quetschen sich ab; also bemühen sich auch die Sünden a
uns und wollten uns gern verzagt machen, aber zuletzt müssen s
ablassen, werden matt und verschwinden alle." Und kurz vorher
„Nehmet ein Gleichniß an den Fischen im Wasser. Wenn sie i
das Netz gekommen und gefangen sind, so führt man sie fein leis
daher, daß sie sich auch nicht anders dünken lassen, sie sind noch i
Wasser, aber wenn man sie herauszeucht an das Ufer, da sind s
bloß, da zappeln sie denn und fühlen erst, daß sie gefangen sind
Also gehet's hie auch zu mit den Seelen. Wenn sie mit dem Evan
gelio, welches Christus einem Netze vergleichet, gefangen sind, u
nun das Herz eingenommen ist, so knüpft dasselbige Wort das arm
Herzchen auf Christum und führet es fein gemach und still aus de
Hölle und aus der Sünde, wiewohl die Seele noch die Sünde fühle
und meinet, es sei noch darinnen." In der Predigt über die 1
Aussätzigen sagt er zutreffend: „Da sind wir an Stiften, Bauen
Singen, Läuten, Leuchten, Kleidern, Räuchern und was Bereitun
zu Gottesdienst mehr sind, geblieben hangen, bis daß wir solche Be
reitung achten den rechten Hauptgottesdienst und wissen von keinem
andern zu sagen. Und thun also weislich, als wer ein Haus baue
wollte, und verbaute an der Rüstung all sein Gut und käme sei
Lebenlang nimmer so fern, daß er einen Stein zum Hause legte
rathe, wo will derselbe zuletzt wohnen, wenn das Gerüste wird ab
gebrochen? Aber das ist der rechte Gottesdienst: wiederkommen
mit großer Stimme hoch loben." In der Predigt über die Neu
jahrsepistel bemerkt er: „Nimm ein grob Gleichniß. Wenn ei
junger Knabe ein Schusterhandwerk lernete und überkäme eine
solchen Narren oder Schalk zu einem Meister, der ihn lehrte, w
das Handwerk wäre ein Weg fromm und selig zu werden, und de
Knabe glaubte ihm und triebe das Schusterhandwerk der Meinung
daß er dadurch müßte selig werden und möchte ohne solch Schu
machen nicht selig werden, ließe darüber alle anderen Wege, Glaube
und Liebe: was wolltest du hie thun? Sollte dich nicht des Knabe
erbarmen? Solltest du nicht dem Meister feind sein und alles Un
glück wünschen? Nun wie willst du dem Knaben helfen? Will
du sagen: lieber Sohn, Schusterhandwerk thut es nicht, es gilt nic
Schuster im Himmel, du mußt ein Schneider werden; so führest
ihn aus einer Hölle in die andere, und bist ebenso fromm als jen
Meister: wie die thun, die da rathen einem Pfaffen, daß er e

Mönch werde, einem Mönch, daß er in einen anderen härenen Orden gehe, und werfen also die Seelen und Gewissen aus einer Bratpfanne in die andere. Sondern also mußt du ihm helfen: lieber Sohn, es ist hier weder Schuster noch Schneider, sondern du mußt an Christum glauben und darnach deinem Nächsten thun, wie du glaubest, daß dir Christus gethan hat; darnach bleib ein Schuster oder werde ein Schneider, wie du willst." Bei der Epistel des vierten Sonntags nach Trinitatis erinnert er: „Was thut ein Waghals, ein Landsknecht? Nimmt einen Monat vier Gulden und setzet sich wider Spieß und Büchsen in den gewissen Tod hinein. Also ein Kaufmann, der läuft und rennet die Welt hindurch und wieder herdurch, um Geldes und Gutes willen, wagt darüber Leib und Leben, Gott gebe, der Stumpf bleibe dahinten oder nicht. Was muß einer zu Hofe leiden, ehe er dahin kommt, geräth es anders, wo er hindenkt? Also kann man in der Welt Alles thun und leiden um Ehre, Gut und Gewalt willen: denn es vor Augen und offenbar ist. Aber hier, weil es nicht offenbar ist, da wird es dem alten Menschen gar schwer zu glauben, daß Gott am jüngsten Tage mir einen so schönen Leib, fröhlichen Muth und reine Seele geben werde, und daß ich ein größerer Herr soll werden, denn jetzt kein größerer König auf Erden." „Wie der Fuhrmann," führt Luther zur Epistel des andern Epiphaniensonntages aus, „nicht säumig, schläfrig, noch laß, sondern wacker und sorgfältig sein muß, wenn seine Fahrt glücklich ablaufen soll, so muß auch der, welcher regieret, helle Augen haben, sonst ist kein Gutes zu gewarten und zu hoffen, sonderlich in solchen gefährlichen Straßen und Wegen, als die Christenheit zu fahren hat, unter den Teufeln, die sie alle Augenblicke gern stürzen und umbringen wollten." In der Predigt über die vierte Epiphanienepistel lenkt Luther noch ein Mal auf den Fuhrmann unsren Blick. „Weil nun wir ohne Werke auf Erden nicht sein sollen noch mögen, müssen auch mancherlei Gebote sein, damit die Werke verfasset werden; also doch daß Liebe ihre Macht behalte und Oberherr sei über solche Fasser und heiße die Werke lassen und fassen, wo es für sie dienet und kein Wort bleibe noch gehe, sie wolle denn. Das laßt uns an einem Fuhrmann lernen, der hat Pferde und Wagen am Zaum nach seinem Willen; wo nun derselbige damit wollte zufrieden sein, daß die Pferde im Zaum gingen und er nicht auf den Weg sehen, daß er Pferde, Zaum und Wagen lenket nach dem Wege,

da ſollte gar bald das Geſchirr auf einem Haufen liegen mit Roß und Wagen, Zaum und Fuhrmann und dann in einer Pfütze er ſaufen, oder über Stock und Stein den Hals ſtürzen: wo er aber ſo klug iſt, daß er das Geſchirr alles nach dem Wege lenket und ſiehet, wo es der Weg mag oder nicht mag leiden, der fähret recht. Welcher aber will ſtracks zufahren, das iſt der kluge Fuhrmann, der den Weg will nach dem Wagen lenken und der Weg ſoll ſich ihm ſchicken, wie ſein Wagen will, das wird er wohl ſehen, wie fein er es treffen wird." In derſelben Predigt veranſchaulicht er in origineller Weiſe, daß des Geſetzes Erfüllung die Liebe iſt und die Liebe über den Werken ſteht. „So ſollten nun allerlei Geſetz dazu gegeben, verordnet und gehalten werden, daß ſie nicht für ſich ſelbſt, noch um der Werke willen gehalten würden, ſondern allein um Uebung willen der Liebe, welche auch iſt die rechte Meinung des Geſetzes, wie hier S. Paulus ſagt: wer den Andern liebt, hat das Geſetz erfüllt; alſo daß, wo man ſehe, daß es nicht zum Nutz des Nächſten gereicht, ſondern zum Schaden, ſollte es unterbleiben. Denn es kann wohl einerlei Geſetz auf eine Zeit dem Nächſten nütze, auf eine andere Zeit ſchädlich ſein. Darum ſoll es gehen nach des Nächſten Nutz, und iſt gleich mit den Geſetzen umzugehen als mit Speiſen und Kleidern und anderer Leibesnothdurft. Da muß ich nicht ſehen auf Kleider und Speiſe, ſondern auf Nutzen und Noth des Nächſten, der geſpeiſt und bekleidet ſoll werden, daß ich aufhöre zu ſpeiſen und zu kleiden, wo ich ſehe, daß er's nimmer mag oder ertragen kann. Wenn du nun ſolch einen Narren ſieheſt, der bei ſich ſelbſt gedächte: ei, Speiſe und Kleider ſind ein gut Ding, und dächte nicht weiter und führe zu und nähme arme Menſchen für ſich und thäte nicht mehr und füllete immer in denſelbigen alle das Brod und Bier, das er kriegen könnte, bis daß der Menſch erwürgete oder erſtickte, und doch damit noch immer einpfropfte und immer kleidete ohne Aufhören. Und ſo jemand zu ihm ſpräche: höre auf, du haſt den erſtickt, Speiſen und Kleider iſt ihm zu viel und iſt nun eitel verlorene Arbeit: er aber führe zu und ſpräche: du Ketzer, willſt du gute Werke wehren? Speiſe und Trank und Kleiden iſt ein gut Ding, darum ſoll man nicht aufhören und kann es nicht zu viel machen, und führe immer fort mit Speiſen und Kleiden; ſage mir, was wollteſt du von dem halten? Unſinnigkeit wäre ſelbſt nicht ſo raſend und toll, als ein ſolcher Narr. Eben ſolche Leute ſind jetzt

unsre Geistlichen gewesen und noch allesammt die mit Werken und Gesetz umgehen allein der Meinung und mit solcher Blindheit, daß es um die Werke zu thun sei, ersticken Leib und Seele, und sehen nicht, daß es um Uebung willen der Liebe zu thun ist. Setzen also die Werke über die Liebe, die Magd über die Frau, daß es Jammer ist zu gedenken, geschweige denn zu hören und sehen, oder selbst thun und leiden."

Auf seine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen kommt Luther in seinen Predigten häufig zu reden: was seine Zuhörer durchmachen, das hat auch er durchgemacht, er hat in der Finsterniß, wie sie, sich befunden, seine eigene Gerechtigkeit mit allerlei Gottesdienst und gutem Werke aufzurichten versucht, er hat in großen Sorgen gesteckt, die schwersten Anfechtungen erfahren, er empfindet noch tief seine Sünde und Missethat. „Nehmet ein Exempel von mir," so ruft er den Schwarmgeistern in der zweiten Rede zu, „ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewesen, aber mit keiner Gewalt, ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben, sonst hab ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken habe, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach geworden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich hab nichts gethan, das Wort hat es Alles gehandelt und ausgerichtet." In der Predigt über die dritte Trinitatisepistel spricht er: „Was würde ich gethan haben, auf daß ich ein Exempel von mir gebe, da ich erst anfing die Ablaßlügen und hernach des Papstthums Irrthum zu strafen, wenn ich hätte wollen hören und achten, was mir alle Welt auf's Schrecklichste schrieb und sagte, was ich für Gefahr auf mich lüde und wie mir's darob gehen würde; wie oft habe ich müssen hören: so ich wider diese und jene treffliche Leute schreiben würde, ich würde einen Unlust anrichten, der mir und ganzem deutschen Lande zu schwer würde; aber weil ich es nicht von mir selbst angefangen, sondern meines Amts halben dazu gezwungen, sonst hätt ich auch viel lieber still geschwiegen, und hinein geführet, mußte fortfahren, hab ich auch die Sache Gott befohlen, und ihn lassen sorgen." „Solche sind wir bisher alle gewesen," bekennt er bei der Epistel zu Trinitatis, „denn auch ich, als ein geistlicher, gelehrter Doktor, nichts anderes gewußt noch verstanden, sondern geträumt, meine Mönchkappe sollte Gott gefallen

und wäre der Weg zum Himmel: meinte, ich hätte des Herrn Sinn wohl erkannt und wollte auch sein Rathgeber sein und ihm abverdienen, daß er mir vergelten müßte; aber nun sehe ich, daß solches falsch und Blindheit ist, und muß aus seinem Worte lernen, daß nichts anders vor ihm gelte, denn glauben an den gekreuzigten Christus, seinen Sohn, und in solchem Glauben leben und thun, was eines jeden Beruf und Stand fordert." „Ich habe auch wollen," sagt er in der Epistelpredigt des achtzehnten Trinitatissonntages, „ein heiliger, frommer Mönch sein und mit großer Andacht mich zur Messen und zum Gebet bereitet; aber wenn ich am Andächtigsten war, so ging ich ein Zweifler zum Altar, ein Zweifler ging ich wieder davon; hatte ich meine Buße gesprochen, so zweifelte ich doch, hatte ich sie nicht gebetet, so verzweifelte ich abermal, denn wir waren schlecht (ganz) in dem Wahn, wir könnten nicht beten und würden nicht erhöret, wir wären denn ganz rein und ohne Sünde, wie die Heiligen im Himmel." „Ich habe auch wohl zuweilen gedacht in meinen Anfechtungen," bekennt er in der Predigt über die dritte Trinitatisepistel, „ich wollte mit S. Petro und Paulo disputiren, ob sie hätten schwerer angefochten werden können denn ich. Denn das thut der Teufel, wo er sonst nichts mehr kann, daß er den Menschen dahin treibe, daß er nichts anders, denn nur sein Leiden und Noth ansehen kann, und mit solchen Gedanken drücke, es sei kein Mensch so gar von Gott verworfen oder so tief in Angst und Noth gesteckt. Er hat mich auch oft mit solchem Disputiren so müde gemacht, daß ich ihm habe können kein Argument solviren und schlechts müssen von mir zu Christo weisen, der ihm kann Ueberdisputirens genug geben. Und wo wir auch diesen nicht bei uns haben, so ist er uns viel zu stark und weit überlegen, daß es nicht möglich ist, sein Widerreden zu schweigen. Er hat bald alle meine Kunst zurückgestoßen und mich mit meinem eignen Schwert geschlagen." „Du darfst nicht denken," mahnt er in der ersten Predigt über das Evangelium des Ostermontages, „wie du dich wohl wolleſt bereiten, daß du des Sakramentes würdig wäreſt zu empfahen, sondern biſt schon jetzt bereitet, wenn du fühleſt, daß du gern dir wolleſt helfen laſſen, und dich die Noth bringt, daß du hinzu geheſt. Es ist mir auch oft begegnet, daß ich mich davor gescheuet hab und damit nur mehr davon getreten: bis ich sahe, daß nichts half, so hab ich müssen hinzugehen. Also werdet ihr auch finden, daß ihr sehet, daß es Teufels

Gespenst ist, der die Leute also davon zeucht, daß je mehr sie sich scheuen und warten wollen, bis sie den Glauben im Herzen fühlen, je weiter sie davon kommen, daß zuletzt, wenn sie in dem Sinne bleiben, alle Lust und Begierde verlöschet zum Evangelio und Sakrament, daß sie nimmer hinzukommen." In der Predigt gegen die Schwärmer, Reminiscere gehalten, ruft er energisch aus: „Aber dennoch will ich mir die heimliche Beichte Niemand lassen nehmen, und wollte sie nicht um der ganzen Welt Schätze geben. Denn ich weiß, was Trostes und Stärke sie mir gegeben hat. Es weiß Niemand, was sie vermag, denn wer mit dem Teufel oft und viel gefochten hat. Ja ich wäre längst vom Teufel erwürgt, wenn mich nicht die Beichte erhalten hätte."

Was nun die Sprache in diesen Predigten anlangt, so ist sie nach Aller Urtheil über alles Lob erhaben. Luther ist geradezu eine klassische Größe: er hat den Wortschatz unserer jetzigen Sprache gesammelt, er hat die Redewendungen normirt, er hat den Satzbau geregelt. Nur hin und wieder begegnet uns in seinen Reden ein Wort, welches wir tilgen möchten, weil es den guten Geschmack beleidigt und gar zu sehr die ungeschliffene Derbheit seiner Zeit widerspiegelt. So bekommt der Papst mit seinen Bischöfen, Priestern und Mönchen manche epitheta, welche nicht gerade ornantia sind. „Solches wollen unser Papsteſel, Säu und Löffel," heißt es in der Predigt über Joh. 16, 5 ff., sie sind „unsres Herrgotts rechte Mastsäue auf seinem Koben" nach der Evangelienpredigt des Sonntags nach Weihnachten. In der Predigt über das Evangelium des dreiundzwanzigsten Trinitatissonntages reißt ihn sein Eifer gegen die Werkgerechtigkeit und den Heiligendienst zu einer Unanständigkeit fort: „Was ist der Heiligen Dienst und Eifer anders gewesen denn ein lauter teufelisch Ding! Denn also ist man einhergegangen: dieser Mann ist heilig gewesen, das hat er gesagt, das hat er gethan, darum wollen wir ihm nachfolgen und auch also lehren und thun. Hieronymus, Augustinus, Gregorius haben das gesagt, darum ist's recht, ich will es glauben. Franciscus, Benedictus, Dominicus, Bernhardus haben also gelebt, haben dieß und das gethan, darum will ich auch also leben und thun, was sie gethan haben. Item Augustinus ist durch diese Regel selig geworden. O wie arm, unbeständig, elend Ding ist das, eitel Lügen und Menschenträume sind es: wird doch nicht allhie mit einem Worte Christus noch seines

Worts gedacht, sondern es sind lauter Menschentheiding. Ich thäte (concacarem) S. Augustin in seine Regel, wenn er sie darum hat aufgerichtet, daß er dadurch wollte selig werden." Auch in den Epistelpredigten fehlt es an solchen saftigen Stellen nicht: in der zum zehnten Trinitatissonntage wird von der Welt gesagt: „ob sie gleich auch Gottes Gaben hat und brauchet aller seiner Creaturen nicht anders, denn wie eine Sau, die zu ihrem Troge läuft und mit allen Vieren drein fällt, denkt nicht mehr, denn wie sie darin fresse und wühle, kann nicht ein Mal ihre Augen oder Gedanken erheben, woher sie es habe und wem sie dafür danken solle." Es genüge an diesen Beispielen. Im Ganzen aber sind solche Ausfälle und Auswüchse bei Luther sehr selten und er ragt darin, daß er auf der Kanzel den Anstand und die gute Sitte bewahrt, hoch über seine Zeitgenossen hervor. Matthesius erzählt uns dazu noch, daß derselbe, als ihm in der Hitze des Vortrags ein Mal ein unanständiges Wort entfahren war, heftig erschrocken sei und sich vor der Gemeinde sofort entschuldigt habe.

Der Satzbau ist bei Luther meisterhaft: er versteht die Kunst trefflich, je nach dem Inhalte der Rede seine Worte zu fügen. Er kann in kurzen, knappen Sätzen, in wahrhaft lakonischem Style sprechen und wieder, wenn es die Gelegenheit erfordert, ergießt sich der Strom seiner Rede in voller Breite. Er liebt selbst in durchaus lehrhaften Predigten nicht den ruhigen Ton der Belehrung, des Vortrags, er knüpft gern ein Gespräch mit seinem Zuhörer an, macht Worte und Begriffe zu Personen und redet sie an, um sich mit ihnen aus einander zu setzen, und läßt die handelnden Personen in Monologen die geheimsten Gedanken ihres Herzens aussprechen. Alle seine reichen Naturgaben verwendet er wie ein treuer Haushalter zu dem Dienste am Worte: sein großes mimisches Talent, sein reiches Wissen, seinen schlagfertigen Witz, seinen scharfen Verstand.

Im Schildern, im Beschreiben und Ausmalen bekundet Luther eine ungemeine Fertigkeit. Wie vortrefflich beschreibt er nicht in der Predigt über die Weisen aus Morgenland das Land Arabien, wie meisterhaft ist nicht seine Schilderung der Zerstörung Jerusalems! Wie sinnig und schön führt er nicht das Wort des Herrn, welches uns auf die Vögel unter dem Himmel und auf die Lilien des Feldes achten heißt, weiter aus, um unsre Herzen von allen Sorgen zu ent-

ledigen! Wer ſieht nicht die Henne in voller, wahrer Natürlichkeit vor Augen, wenn er in der Predigt über das Stephanusevangelium lieſt: „Es nimmt ſich kaum ein Thier ſeiner Jungen ſo hart an; ſie wandelt ihre natürliche Stimme und nimmt an eine jämmerliche und klagende Stimme; ſie ſucht, ſcharrt und lockt den Küchlein; wo ſie etwas findet, das iſſet ſie nicht, läßt es den Küchlein; mit ganzem Ernſte ſtreitet und ruft ſie wider den Weih und breitet ihre Flügel ſo williglich aus und läßt die Küchlein unter ſich und über ſich ſteigen, mag ſie ſo gar wohl leiden und iſt ja ein feines, liebliches Bild.“

Die Zuhörer werden häufig angeredet mit: eure Liebe, meine Freunde, lieben Freunde, meine Freunde Chriſti: häufig ſpricht er aber einen Einzelnen unter den Vielen an, um ſo einem jeden das, was er ſagen will, recht warm an das Herz zu legen, oder, indem er die Bedenken eines Einzelnen beſeitigt, Allen zu helfen, da heißt es denn: Lieber, lieber Menſch, lieber Geſell, Du da. Die Rede geht vielfach ſehr lebhaft zwiſchen dem Redner und dem Hörer hin und her. Vgl. z. B. die Predigt über die Neujahrsepiſtel. Luther liebt dieſes Verfahren ſehr, wie wir aus jenen herrlichen vier Predigten über 1. Cor. 15, 35—57 erſehen, welche er in den letzten Jahren hielt, in denen ſich aber die Kraft und Macht ſeiner Rede auf einer Höhe zeigt, welche, wenn man ſein Alter und ſeine Leibesſchwachheit in Rechnung bringt, reinweg in Erſtaunen ſetzt, vgl. die zweite von ihnen. Einen Hans Pfriem läßt er in ihr auftreten, welcher Alles, was ſich gegen eine Auferſtehung der Todten ſagen läßt, vorbringt. „Ein Bauer geht auf den Acker, hat ſein Tuch am Halſe, darinnen trägt er Weizen, Roggen, Gerſten, und greift getroſt mit der Hand in den Samen und wirft um ſich und beſäet den Acker. Hinter ihm her folgt ein Knabe, der führet die Egge und ſcharret den Samen, der geſäet iſt, zu, daß er mit der Erde wohl bedeckt werde. Solchen Samen wollen wir entgegenſetzen einem groben Tölpel und unverſtändigen Narren, der wohl trefflich klug ſein will und Gott im Himmel reformiren und meiſtern darf: wie man von dem Fuhrmann Hans Pfriem ſaget, daß er im Paradieſe alles habe wollen überklügeln und meiſtern. Derſelbe Hans Pfriem ſieht den Bauer mit dem Tuche und den Knaben mit der Egge, fahet an und ſpricht: lieber Mann, was machſt du da? Biſt du auch klug? Du wirfſt das gute Getreide in die Erde, haſt du daheim nicht Kinder, Ge-

ſinde und Vieh, die eſſen können? Warum verdirbſt du denn das gute Korn ſo ſchändlich und wirfſt es in die Erden? Und haſt dazu daran nicht Genüge, ſondern ein Anderer folgt dir nach, der zutritt und zutemmet alles mit den Pferden und ſcharret alles zu mit der Eggen; was gehet dich an, daß du das feine Getreide ſo jämmerlich umbringeſt, daß es Niemand zu Nutze kommt? Wäre der Bauer ungeduldig und kurz angebunden, wie man ſolcher viel findet, die da heiß ſind vor der Stirne und nichts leiden können, ſo ſollte er wohl auffahren und meinen Hans Pfriem gröblich abweiſen und ſagen: was haſt du Narr mit mir zu ſchaffen, gehe du deines Weges, laß mich zufrieden, ſollte auch wohl einen Erdenklos nehmen und ſolchen Meiſter Klügel damit grüßen, daß er auf dem Rücken läge und die Augen verkehrte, wie ein Ochſe, den man jetzt ſchlachten will. Aber der vernünftige Bauer thut das nicht, ſondern ſpricht: Lieber, ſchweig ſtille, du verſtehſt jetzt nicht" u. ſ. w. So iſt das Geſpräch eingeleitet, welches ſpannend durch die ganze Predigt durchgeführt wird.

Perſonificationen kommen nicht ſelten vor: ich habe früher ſchon eine Stelle angeführt, in welcher die Reue als Ehr Reuling auftritt, neben Hans Pfriem, den Meiſter Klügel, können wir aus der evangeliſchen Kirchenpoſtille den Meiſter Klügling von Quinquageſimä ſtellen. Der Junker Geiz macht in der Predigt über die zehn Ausſätzigen, und der Junker Zorn in der dritten Predigt über Matth. 5, 20 ff. ſeine Aufwartung: Junker Cain in der Epiſtelpredigt auf den Sonntag nach dem Chriſttag erinnert mich an Bruder Berthold. Frauen befinden ſich auch in dieſem Kreiſe, da ſehe ich in der letzten Stelle Frau Hulde „mit der Potznaſen, die Natur, die um ſich ihren alten Trödelmarkt hängt, den Strohharniſch, das natürliche Licht, die Vernunft, den freien Willen, die natürlichen Kräfte": noch ein Mal tritt ſie hervor dieſe liebe Frau Hulde als „die heidniſche Kunſt, die in den hohen Schulen ſitzt und das Maul aufwirft," in der Predigt über das zweite Adventsevangelium; unter dem Namen Frau Putze ſtellt ſich dieſelbe Dame auch bei den Weiſen aus dem Morgenlande ein. Frau Casbi aus der Evangelienpredigt des Sonntages nach Weihnachten, die Patronin der Lüge, und Frau Iſabel, „die Klügelin, die natürliche Vernunft" in der Predigt über das Neujahrsevangelium leiſten ihr Geſellſchaft und der Herr Omnes aus der Predigt über Matth. 24, 15 ff. bildet ihr Gefolge. Der Bauch, gelegentlich auch Herr Bauch angeredet, wird in der Predigt über

das Evangelium von der Zerstörung Jerusalems scharf zur Rede gesetzt. „Pfui dich des schändlichen Bauchs! Soll ein Groschen bei mir mehr gelten und mir auch einen größeren Muth machen denn Gott selbst, der Himmel und Erde unter ihm hat, der uns Luft und Wasser gibt, lässt uns das Korn wachsen und gibt uns alle Dinge. Warum denkst du nicht: der Gott, der mich erschaffen hat, wird mich wohl ernähren, will er mich lebendig haben: will er nicht, ei, so will ich nichts haben. Ja, sagt der Bauch, ich finde keinen Gott in meinem Kasten. Du toller Esel, wer macht dich gewiß, daß du morgen leben wirst.“ Die Stelle Gal. 5, 17: Das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch, dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt, gibt zu folgendem scharfen Wortwechsel zwischen Fleisch und Geist Anlaß. „Denn der Geist oder Seele sagt: ich bin der Sünde todt und will nicht mehr sündigen. Das Fleisch sagt: ich bin noch nicht todt, ich muß meines Lebens brauchen, weil ich's habe. Der Geist sagt: ich glaube, daß mir Gott meine Sünden vergeben und von mir genommen hat durch Christum. Dagegen sagt der Leib: was weiß ich von Gott und seinem Willen? Die Seele sagt: ich muß milde, züchtig, keusch, demüthig, geduldig sein und nach dem künftigen Leben trachten. Das Fleisch belfert dagegen: ei, was Himmel, hätte ich hier Mehl und Brod, Geld und Guts genug.“ In der ersten Predigt über das verlorene Schaf, um noch ein Beispiel zu geben, führt er einen Mönch redend ein, welcher über Alle, die in der Welt leben, die Nase rümpft. Luther liebt solcherlei Monologe und Dialoge, welche so sehr zu Veranschaulichung beitragen.

Luthers ganz außerordentliche Darstellungsgabe ist bekannt, wie kindlich schreibt er nicht an seinen Sohn Hänschen von Coburg; wie erhaben ist nicht sein Brief an den Churfürsten Friedrich den Weisen, als er heimlich von der Wartburg wegzog! Er trifft alle Mal den rechten Ton, er braucht sein Instrument nicht erst zu stimmen und zu sinnen, wie er den Vortrag einrichten soll. Das rechte Wort, die rechte Weise fand sich von selbst ein ohne sein Suchen darnach. Ist der Gegenstand seiner Rede das süße Evangelium, so wird seine Rede mild, sanft, lockend, erquickend, ist er aber bei Mosen, so wird seine Rede stark, gewaltig, Blitze zucken dann nach allen Seiten und nie verfehlen sie das Ziel. Nie ein kalter Schlag, stets ein niederschmetternder, ein zündender Schlag! Er ist ein Meister in jeder

Tonart und ſeine Stimme verſagte ihm nie den Dienſt. Das Mächtigſte, was ich in ſeinen Predigten gefunden habe, das finden wir in jenen vier Predigten über die zweite Hälfte des 15. Kapitels des erſten Korintherbriefes. Hier iſt Luther am Erhabenſten, ſeine Predigt ſelbſt iſt die Poſaune des Gerichtes: als er auf der Kanzel das Taratantara der Trompete nachahmte und die Donner rollen ließ, muß er auf ſeine Zuhörer einen ganz überwältigenden Eindruck hervorgebracht haben. „So geht es zu zu Felde in der Heerſchlacht," heißt es hier in der dritten Rede. „Wenn man die Schlacht anfähet und die Feinde angreift, ſo bläſt man die Poſaunen oder Drommeten, ſchlägt die Trommel und gehet daher die Taratantara, man macht ein Feldgeſchrei: her, her, her, her! Der Oberſtleutnant oder Hauptmann, dem der Kriegsfürſt das Feld befohlen hat, vermahnt das Kriegsvolk, die Feinde ritterlich anzugreifen: hui, hui, hui, hui! Und das Kriegsvolk ſchreiet: friſch an ſie, friſch an ſie, friſch an ſie! Schlag todt, ſchlag todt, ſchlag todt! Daher kommt's, wenn ein Theil gewonnen hat, ſo ſpricht man: der andre Theil iſt kleines Lauts geworden. Wenn die Türken an die Schlacht gehen, ſo iſt ihre Loſung: Allah, Allah, Allahu, Mahometh Regil Allah! Es iſt kein Gott denn Gott, Mahometh iſt Gottes Knecht. Alſo thaten die Griechen auch im Streit, hatten ihre Loſung und Geſchrei, ihre Poſaunen und Drommeten. Auf dieſelbe griechiſche Manier redet hier S. Paulus und ſpricht: am jüngſten Tage, wenn Chriſtus vom Himmel herabkommen wird, wird ein Feldgeſchrei werden: hui, hui, hui! Der große Engel wird die Trommel ſchlagen, es ſei nun der Engel Gabriel oder ein anderer Engel. Denn Gabriel iſt die höchſte Macht unter den Engeln, der höchſte Heerführer im Himmel, der das Schwert führet, der des Kaiſers Marſchall iſt, der des Kaiſers größte Macht hat zu Felde, wie der Name mitbringet: Gabriel, Gottes Kraft, Gottes Macht. Wenn er ſeine Gewalt will üben, ſo ſchlägt er Alles todt, was auf Erden lebt. Solcher Erzengel oder auserleſener Engel vor andern Engeln, der Gottes Macht iſt, der wird die Heertrommel ſchlagen und ſeine Stimme hören laſſen und Gott wird ſeine Poſaune blaſen. Es wird aber nicht ein ſolch ſchwach Feldgeſchrei ſein, noch ſolche geringe Stimme, auch nicht ſolche Poſaune von Meſſing oder von Kupfer gemacht, wie auf Erden, oder von Silber, wie die Poſaunen Moſis waren, ſondern es wird ſein ein ſtark, kräftig, himmliſch und göttlich Feldgeſchrei,

Stimme und Posaune. So wird's zugehen: Christus, der Herr, wird vom Himmel herabfahren mit seinem Feldgeschrei, mit des Erzengels Stimme und Posaunen Gottes. Es wird eine schwarze Wolke aufgehen. Daraus wird solch Blitzen und Donnern folgen, daß der ganze Erdkreis beben und alle Menschen auf Erden erschrecken und zittern werden. Das wird die Posaune und Trommel sein, daß ein Donnerschlag wird in einander gehen, bis der letzte Donnerschlag wird kommen, der Himmel und Erden und Alles in einen Haufen werfen wird. — So wird's nun zugehen, wenn Christus vom Himmel herabkommen wird in seiner Herrlichkeit, eine Schlacht zu halten mit seinen Feinden, das ist, Rache zu geben über die Gottlosen, dann wird der Erzengel, es sei nun der Engel Gabriel, der Gottes Macht ist, oder ein anderer Engel, Blitz und Donner gehen lassen und Gott wird seine Posaunen und Taratantara blasen, wird seine Trommel schlagen, daß es in der Luft mit aller Macht daherklirren wird. Dann wird das Feldgeschrei geschehen und werden nicht allein die Engel, sondern auch die Creaturen sammt ihnen zuschreien: hui, hui, hui, frisch an sie, frisch an sie! Herr, die Feinde haben deinen Namen lange genug gelästert, haben genug deiner Heiligen Blut vergossen; es ist Zeit, daß du dich an ihnen rächest und sie gerichtet werden. Dran, dran, dran! Schlag todt, schlag todt! Alsdann wird Himmel und Erde fallen in einen Haufen mit großem Krachen, die Elemente werden vor Hitze schmelzen, die Erde und die Werke, die darinnen sind, werden verbrennen. — So war es, als Sodom und Gomorra untergingen, da war, meine ich, Gottes Stimme und Posaune: sobald der fromme Loth mit seinen zwei Töchtern in das Städtlein Zoar kam und die Sonne aufging, flugs ging ein Wetter daher. — Da war nicht Zeit Geld zu zählen, noch mit der Metze herumzuspringen: sondern in einem Augenblick war Alles, was lebte, todt und versunken. Da war Gottes Posaune und Drommete, da ging's pumperlepum, plitz, plitz, schmir, schmir. So ging's auch zu, als der König Pharao mit seinem Heere ertrank. — Denn wenn Gott donnert, so lautet es schier wie eine Pauke Pumperlepum, und die Donnerschläge scherzen nicht. Wenn nun solche Stimme und letzte Posaune Gottes erschallen wird, so werden Sonne, Mond und alle Creaturen zuschreien: schlag todt, lieber Herr Gott, schlag todt! Da sind die Gottlosen, die dich nicht kennen, und die Christen, die nicht sind gehorsam gewesen dem Evangelio Christi, die haben alle-

ſammt deinen Namen geläſtert, deine Heiligen auf Erden ve
und getödtet: ſchlage todt, es iſt hohe Zeit, mache des Weſen
Ende. Das wird ſein das Feldgeſchrei und die Taratantara G
daß der ganze Himmel und alle Luft wird gehen: kir, kir, pum
pum! Denn es wird ein gräulich, unerhört Wetter ſein, desgl
nicht geweſen iſt von Anbeginn der Welt und alle Creaturen w
ſich dermaßen ſtellen, daß das Ende da ſei. Alsdann wird die
Poſaune kommen, das iſt der letzte Donnerſchlag: dieſer wird
groß, kräftig und allmächtig ſein und ganz durchdringen und
treffen. Gott wird alsdann reden in ſeiner Majeſtät und Her
keit, nicht wie Chriſtus am Kreuz redet, da er ſpricht: Vater, v
ihnen, welche Stimme Gottes Zorn ſtillet und die Welt noch heu
Tages erhält; ſondern wird reden in ſeiner göttlichen Majeſtät
unleidlichen Sprache, mit Donner und Blitz; pumperlepum,
kirr, ſchlage todt; dazu dann alle Creaturen ſchreien werden: N
und Ja!"

Seinem Witze läßt Luther nicht ſelten den Zügel ſchießen
leuchtet hin und wieder auch mit bitterer Ironie ſeinen Widerſa
heim. In der Predigt über die Weiſen aus dem Morgenlande
er: „O wie ſicher ſind ſie, wie plumpen ſie einher, wenn ſie ſo
Heiligen Exempel aufgebracht haben, da meinen ſie, ſie haben
rechte Lucern angezündet. Wenn ich nun zu ihnen ſagte: ſ
Heiligen haben auch Eſſen, Trinken, Schlafen und Kleider ge
wäre es nun nicht auch eine Meinung, wir richten auf einen
orden, Trinkorden, Schlaforden und Kleiderorden." Es ſchließ
nun ein längerer Dialog zwiſchen dem Sprecher und den angegrif
Verehrern der Heiligen an. Ueber Ariſtoteles, „das edle Lich
Natur, den heidniſchen Meiſter, den Erzmeiſter aller natürl
Meiſter, der jetzt alle hohen Schulen regiret und lehret an Chr
Statt", gießt er an vielen Stellen ſeine beißende Lauge reichlich
„der hat ſie gelehret und lehret ſie, daß ein Stein ſchwer iſt
eine Feder leicht, das Waſſer ſei naß und das Feuer ſei tro
(vgl. dieſelbe Predigt). Die ſpitze, ſchneidige Waffe der Ironie
in der Predigt über die dritte Adventsepiſtel tapfer gebraucht:
heißt es das eine Mal: „Aber noch eine hübſchere Treue iſt
auch im Gebrauch unter denſelbigen geiſtloſen Herren und t
Haushaltern, die iſt geſchäftig in geiſtlichen Gütern der Seelen:
ſind allererſt die rechten treuen Haushalter. S. Peter im Hi

mag sich vorsehen, wie er vor ihnen seinen Stuhl behalte, sie sind wohl so heilig. Das sind unsre geistlichen Väter, Pfaffen, Mönche und Nonnen, die sich üben im Gehorsam des Papstes, der heiligen Kirche und allerlei Menschengesetz, Orden und Statuten. Und unter diesen ist der Fürbund, der Ausbund, der Kern, das Mark, der Grund, wie kann ich ihre ehrlichen Titel alle erzählen? die sich nennen und halten von der Observanz, ja weit genug von der Observanz: das schöne Kätzlein da hat einen glatten und hübschen Balg." Weiterhin sagt er: „Es ist aber ja ein undankbarer Apostel, daß er nicht einen Sack voll Bullen hinschicket und segnet sie und theilet Ablaß aus als denen, die den apostolischen Stuhl in billiger Ehre und Würden haben gehalten; der Papst würde sich viel apostolischer haben gehalten, ja er würde sie verflucht haben, wo sie nicht solchen menschlichen Tag hätten angezündet und gesagt: ich bin päpstisch, der Papst ist der Höchste, der Heiligste, der Mächtigste. Wenn S. Paulus hier hätte gewollt, so wäre er Papst und Oberster geworden, mit einem Worte, wo er denen zugefallen wäre, die sich an ihn wollten hängen, die andern hätten sich müssen bücken; aber nun er mehr sucht Treue, denn Höhe in seinem Haushalten, muß er ein schlechter Teppichmacher bleiben und zu Fuße gehen."

In Antithesen ist Luther auch stark. Ich erinnere an das mitgetheilte Zwiegespräch zwischen Geist und Fleisch und bringe aus der Predigt über die vierte Epiphanienepistel noch folgende Stelle bei, wo sein Scharfsinn nebenbei auch so klar hervortritt. „Darum ist die Rede des Apostels eben, als wenn ich spreche: seid Jedermann schuldig, auf daß ihr Niemand schuldig seid, seid allerlei schuldig, auf daß ihr nichts schuldig seid. Die lauten wider einander, aber ein Theil siehet auf die Liebe vor Gott, das andre auf das Recht und Regiment vor der Welt. Denn wer durch Liebe sich zum Knechte und schuldig machet gegen Jedermann, der thut so viel, daß Niemand in der Welt etwas über ihn klagen darf, ja, er thut vielmehr, denn jemand begehret; darum wird er dadurch los und bleibet Niemandem nichts schuldig, eben damit, daß er sich selbst Jedermann allerlei schuldig gibt. Solche Weise zu reden würde der Geist auch halten in andern Sachen, als wenn ich spreche: thut kein gut Werk, auf daß ihr eitel gute Werke thut; seid nimmer fromm noch heilig, auf daß ihr fromm und heilig seid. Und wie Paulus Röm. 12, 17 sagt: haltet euch selbst nicht für klug, das ist, wie er auch 1. Cor. 3, 18

ſaget: welcher ſich unter euch dünket weiſe ſein, der werde ein Narr in dieſer Welt, daß er möge weiſe ſein. Ebenſo iſt das auch geredet: ſeid Jedermann ſchuldig, auf daß ihr Niemandem ſchuldig ſeid; oder: ſeid Niemandem nichts ſchuldig, ohn daß ihr euch liebet. Denn ſolches alles und dergleichen iſt auf die zweierlei Regiment geſagt. Wer recht gute Werke vor Gott thun will, der hüte ſich vor den guten Werken, die vor der Welt gleißen und dadurch die Leute meinen, fromm zu werden. Und wer fromm und heilig ſein will, der hüte ſich vor der Heiligkeit in Werken außer dem Glauben. Alſo wer weiſe ſein will, der verachte die Weisheit außer dem Geiſt, da Menſch und Natur mit umgehet. Alſo wer Niemandem nichts will ſchuldig ſein, der werde Jedermann allerlei ſchuldig, ſo behält er nichts eigens. Damit iſt er ſo bald über alle Geſetze gehoben, welche nur die binden, welche was eigens haben. Denn auch die Menſchen recht ſagen: qui cedit omnibus bonis, omnibus satisfecit, wer ſein Gut fahren läßt, der hat Jedermann bezahlet. Wie kann derſelbige Jemandem ſchuldig ſein, ſo er nichts mehr eigens hat, noch haben kann. Alſo thut aber die Liebe. Darum iſt es die beſte Weiſe, Niemandem nichts ſchuldig ſein, ſo ein Menſch allerlei Jedermann ſich ſchuldig macht durch die Liebe. Auf die Weiſe iſt es auch geredet: willſt du nicht ſterben, ſo ſtirb; willſt du nicht gefangen ſein, ſo gib dich gefangen; willſt du nicht in die Hölle kommen, ſo fahre hinein; willſt du nicht ein Sünder ſein, ſo werde ein Sünder; willſt du des Kreuzes los ſein, ſo nimm es auf dich; willſt du den Teufel überwinden, ſo laß dich von ihm überwinden; willſt du einen böſen Menſchen zwingen, ſo laß dich von ihm zwingen."

Luthers Rede ergießt ſich bisweilen etwas in die Breite, ja gelegentlich ertappt er ſich ſelbſt auf einem Umſchweife oder Auslaufe, wie er ſeine Excurſe nennt: ſo ſchiebt er vor die Beſprechung des vierzehnten Verſes in der Predigt am dritten Chriſttage über den Anfang des johanneiſchen Evangeliums eine Paſſage, welche vier und eine halbe Seite einnimmt und die ohne Schaden fehlen könnte; ſo legt er in der Predigt über die Weiſen aus dem Morgenlande wiederholt Stücke ein, wie über die Magie, Samuels Beſchwörung durch die Hexe von Endor, über Spukgeiſter, die den Faden der Rede zerſchneiden, wozu noch eine ſehr weitläufige Auslegung (volle 26 Seiten) von 2. Tim. 3, 1—9 und eine Abhandlung vom rechten und falſchen Gottesdienſt (15 Seiten) hinzukommen. Der Redner ent-

ſchuldigt dieſe Extravaganzen mit dem zwingenden Bedürfniß und kommt ſicher immer wieder zu dem Hauptpunkte ſeiner Rede zurück. Er liebt es, wenn er einen Punkt erſchöpft hat, mit einem Summa, oder Summa Summarum das gewonnene Reſultat feſtzuſtellen.

Der Schluß der Predigt iſt höchſt einfach: meiſt ſo, wie Luther es in dem im Anfange angezogenen Briefe an den Eilenburger Paſtor angegeben hat. Gelegentlich faſſt er in einen „Harniſch", wie er das nennet, den Hauptgedanken ſeiner Predigt zuſammen, ſo bei der Predigt über das Evangelium und über die Epiſtel des erſten Chriſttages.

Luther ſelbſt dachte von ſeinen Predigten nicht allzuhoch: er geſteht auf höchſt draſtiſche Weiſe in den Tiſchreden ein, wie unzufrieden er oft mit ſeinen eigenen Leiſtungen war, wie ſehr ſeine beſten Predigten hinter der Idee der Predigt zurückblieben, welche er in ſeinem Geiſte trug. „Ich," heißt es in den Tiſchreden, ſprach Dr. Martin Luther, „habe mich oft angeſpieen, wenn ich vom Predigtſtuhl gekommen bin: Pfui dich an, wie haſt du gepredigt! Du haſt's wahrlich wohl ausgerichtet, haſt kein Concept gehalten, wie du es gefaßt hatteſt." Mitwelt und Nachwelt haben anders über ihn geurtheilt: er iſt ohne Zweifel der größte Prediger, der je in der chriſtlichen Kirche nach den Zeiten der Apoſtel aufgetreten iſt. Alles vereinte ſich in ihm, um ihn dazu zu machen.

Seine natürliche Begabung ging auf den Prediger, auf den Prediger nicht ſowohl der Gelehrten, als auf den Prediger des Volkes; ſeine ganze Geſtalt und ſeine Stimme, ſein Wortſchatz und ſeine Wortfülle, ſeine Ausdrucksweiſe, die ganze Art ſeiner Anſchauung. Aus dem Volke hervorgegangen, fortwährend mit dem Volke in dem innigſten Verkehre, empfand, hörte, ſah und redete er mit dem Volke. Auf das Genauſte kannte er den Geſichtskreis, die Vorſtellungswelt des Volkes: deßhalb ging ſeine Rede nie über den Horizont, über die Faſſungskraft ſeiner Hörer hinaus. Wie verſtand er, der Mann, vor deſſen tiefſinnigen, ſpeculativen Augen der Cardinal Campegius in Augsburg ſolch ein geheimes Grauen empfand, es ſo meiſterhaft, aus dem hohen und tiefen Himmel ſeiner Gedanken ſich herabzulaſſen und einfältig mit den Einfältigen über die Geheimniſſe des Himmelreiches zu reden. Er traf ſtets das verſtändliche Wort, und wo ihm dieſes gebrach, da bot ſich ihm zur Verſtändigung mit dem geringen Volke das veranſchaulichende Bild.

Wie nach dem Ausſpruche eines alten Vaters die heilige Schrift einem Fluſſe gleicht, in welchem das Schaf watet und der Elephant ſchwimmt, ſo hatten auch Luthers Predigten etwas von dieſer Art: der gemeine Mann ward in ihnen reichlich mit dem hausbackenen Brode des Lebens geſpeiſt und ſelbſt der Gelehrte, der Akademiker, empfing hier eine feine Speiſe, welche ihm mundete. Nun war Luther dazu noch von Haus aus eine höchſt ſinnige Natur: ſein Auge war erſchloſſen für die Welt, die ihn umgab. Die Himmel erzählten ihm die Ehre Gottes, die Veſte verkündigte ihm ſeiner Hände Werk: der Lenz erfreute ſeine Seele, die jubilirenden Vögel waren ihm Gottes Pſalmiſten und die blühenden Bäume Rauchopferaltäre. Der Menſch hatte für ihn eine wunderbare Anziehungskraft, er ſah das Kind an der Mutterbruſt, die Magd mit dem Beſen in der Hand bei ihrer Arbeit, den Handwerker in ſeiner Werkſtatt, den Kaufmann auf dem Schiffe, den Ackersmann mit dem Saattuche um den Hals und die Egge hinter ſich, den Kriegsmann, der mit ſeinem Hui, hui, hui! mitten in die Spieße und Büchſen hineinrennt. Was für eine ausgebreitete Bekanntſchaft beſaß er nicht: in welche Verhältniſſe und Lagen hatte er nicht tiefe Blicke gethan! Er kannte die Putzſucht in der Stadt und auf dem Lande, die Luſt ſeiner lieben Deutſchen an dem Freſſen und Saufen, an dem Schlemmen und Demmen, wogegen er in der Predigt über die Epiſtel zu Exaudi ſo gewaltig loszieht: er hatte die Ueppigkeit an den Höfen, die Leichtſinnigkeit der Herren Junker kennen gelernt. Das Treiben der Prieſter, das Leben in den Klöſtern kannte er aus eigner Anſchauung. Er war über Alles gut unterrichtet: er war überall zu Hauſe!

Mit dieſer Empfänglichkeit, mit dieſer Aufgeſchloſſenheit für die Welt, in welcher er lebte und wirkte, verband ſich nun bei ihm noch ein ſehr ſcharfer Verſtand, welcher nicht bei der Oberfläche der Dinge und Perſonen ſtehen blieb, ſondern bis auf den Grund ging. Sein Gedankenreichthum iſt erſtaunlich, mag man ihn nach ſeinem Umfange, nach dem Kreiſe, durch welchen ſeine Geiſtesblicke dringen, oder nach ſeiner Tiefe meſſen. Und dieſe Welt von Gedanken lag in ihm nicht wie im Dämmerlichte als ein unſagbares, unausſprechliches Etwas: dieſe Welt ſtand in anſchaulichen Bildern, in faßbaren, handgreiflichen Worten, in feſten, klaren Begriffen ſtets vor ihm. Luther kannte keine bloßen, nackten Gedanken, ſie lebten

in seinem Geiste von Anfang an schon in Worte gefaßt, in den richtigen Ausdruck gekleidet. Seine Sprachfertigkeit ist bis auf den heutigen Tag unübertroffen. Wir haben es aus seinem eigenen Munde erfahren, daß er mehr wie ein Mal mit der Sprache gerungen hat nach dem vollen, klaren, gemeinverständlichen Ausdruck: die Sprache war für die biblischen Begriffe, für die christlichen Anschauungen und Erfahrungen, welche durch den Reformator unter dem deutschen Volke zuerst in Fluß gesetzt wurden, noch nicht gewonnen und durchgebildet. Es kostete vielfach lange, schwere Wehen, bis daß aus dem Schoße der Sprache das Kindlein geboren wurde, aber es gab auch keine Fehlgeburt, es traten lauter lebensfähige, frische, gesunde, kräftige Worte an das Licht der Welt. Es ist auffallend, daß kein Wort, welches durch Luther in die deutsche Sprache eingeführt worden ist, für geistliche, religiös-sittliche Dinge von der Folgezeit über Bord geworfen ist, und dieser Umstand beweist des Reformators schöpferische Kraft und geniale Meisterschaft auf dem Gebiete der Sprache am Schlagendsten. Hier waltet er mit souverainer Machtvollkommenheit, als ein Fürst von Gottes Gnaden. Er versteht sich auf jeden Ton der Sprache; seine Stimme ist von einzigartiger Geschmeidigkeit und Wandelbarkeit. Er kann mit Worten malen wie der beste Maler mit seinen bunten Farben, er spricht, wenn es ihm darauf ankommt, schön und anmuthsvoll. Er hat die Gabe, lehrhaft zu reden, ohne je trocken und langweilig zu werden, wie lange Zeit er auch auf seinen Unterricht verwendet: seine Sprache ist hier hell und klar, deutlich und durchsichtig, kräftig und überzeugend. Und dann wieder, wenn er in die Höhe fährt und erhaben zu sprechen anfängt, wie versteht er es da nicht, das Herz zu erschüttern oder zum hellen Jubel fortzureißen, je nach dem er den Willen hat! Es gibt nur wenige Prediger, welche in zwei Stylarten Ehre eingelegt haben, Luther glänzt als ein Stern erster Größe in allen drei Arten.

Diese großen natürlichen Gaben brechen nicht in roher Urwüchsigkeit, in ungeschlachter Natürlichkeit hervor: diese ganz eminenten Naturgaben sind geschult und in Zucht genommen worden. Man übersehe nicht dieses Moment der Bildung, lege aber auch auf dieses Moment nicht einseitig den Accent! Luther war nicht bloß berührt von der Bildung seiner Zeit, eingetaucht in ihre Bildungsstoffe und Elemente, sondern durchgebildet, wie nur Wenige seiner

Zeitgenoſſen. Er ſtand auf der Höhe der Bildung und, man halte mich nicht für einen Anbeter des großen Mannes, aber ich kann das Bekenntniß nicht zurückhalten, er ſtand auf dieſer Höhe, zu welcher viele Geiſter in jener ſo reich bewegten und ſo reich beanlagten Zeit aufſtrebten, als der Größte. Man kann ihm nur zwei zur Seite ſtellen, den Erasmus und den Melanchthon: beides ſind Männer von ganz hervorragender Bildung. In vielen Stücken ſind ſie Luthern überlegen, ſie ſind in den gelehrten Sprachen gründlicher und in der altklaſſiſchen Litteratur allſeitiger bekannt als Dr. Martinus. Aber haben ſie dieſen originalen, genialen Geiſt, haben ſie dieſen Blick und Zug in die Tiefe, haben ſie dieſe Macht über die deutſche Sprache, dieſe Meiſterſchaft in der lebendigen Rede? Hier reicht ihm keiner ſeiner Zeitgenoſſen, auch von Ferne nicht, das Waſſer! Luthers klaſſiſche, gelehrte Bildung war bedeutend, Dichter, Philoſophen und Redner der Griechen und Römer waren ſein Studium in der Jugend geweſen, und ſelbſt mitten in der Geiſt und Leib aufreibenden Arbeit der Reformation fand er noch Gelegenheit und Muße, ſich auf's Neue mit ihnen zu beſchäftigen. Terentius, Plautus, Virgilius und Cicero unter den Römern und Homer, Aeſop unter den Griechen ſind ſeine Lieblinge. Er hat von ihnen das Maßhalten, die Natürlichkeit, die Anſchaulichkeit, die Fülle und Rundung der Rede gelernt. Sein Geſchmack reinigte und läuterte ſich an dieſen Vorbildern von dem Gemeinen, Derben, Abgeſchmackten und Faden. Wir wiſſen, daß zu ſeinen Lebzeiten in den katholiſchen Kirchen noch das ſogenannte Oſtergelächter in allgemeiner Geltung ſtand: der Prediger, uneingedenk der Würde der Kanzel und der Heiligkeit des Feſtgottesdienſtes, riß in der erſten Oſterpredigt allerlei Witze, um das Volk wahrſcheinlich für den Ernſt und die Freudenloſigkeit der Faſtenzeit zu entſchädigen und dieſe heilige Zeit, welche zum Faſching mit Narrenspoſſen eröffnet worden war, mit entſprechenden Narrenspoſſen zu ſchließen. Findet ſich in Luthers Predigten irgend eine Stelle, welche an ſolches Unweſen heranſtreift? Mit dieſer klaſſiſchen Bildung verband ſich bei ihm die gründlichſte theologiſche Bildung, in welcher auch Niemand ihm gleich kam. Gerne geſtehe ich zu, daß es Männer zu ſeiner Zeit gegegeben hat, welche in den Kirchenvätern und Scholaſtikern beleſener waren, wie er: aber die Beleſenheit thut es doch nicht allein. Was nützt ſie, wenn ſie nicht mit Prüfung, mit Durchdringung und Be-

ältigung des ganzen Anschauungskreises verbunden ist? Ich glaube, ß Keiner damals die Väter und Lehrer der Kirche kritischer durch- rscht hat wie Luther. Wir begegnen in seinen Predigten vielfach n deutlichsten Spuren, daß er ihnen nicht ohne Prüfung folgt: er ebt es, sich mit ihnen aus einander zu setzen und ihnen gegenüber ine Ansicht zu vertreten und zur Geltung zu bringen. Origenes, ieronymus, Augustinus, Gregorius der Große, Bernhard, Albert, Occam, Scotus, Gerson werden mehrfach von ihm berücksichtigt. n der mystischen Litteratur der Deutschen hatte sich Luther mit rößerer, innerer Befriedigung umgesehen: wir wissen, welch große Stücke er auf Tauler hielt, wie hoch er die deutsche Theologie, ieses goldne Büchlein, schätzte. Er hat sich aber durch diese Mystiker icht auf falsche Bahnen leiten lassen: sie haben ihn nicht dahin- ringen können, den klaren, bestimmten, lehrhaften Ausdruck hintenan- usetzen und durch Bilder sich zu verdeutlichen; ebenso wenig haben ie ihn vermocht, dem thätigen Leben und Wirken in dieser Welt den Rücken zu wenden und nur auf das innere Leben, auf das Weben und Sein der Seele, als der Braut, in dem Herrn, als dem Bräutigame, zu lauschen. Doch die Sonne Luthers des Theologen geht nicht auf aus den Abgründen der Mystik, auch nicht aus dem Ozeane der Väter und der Lehrer der Kirche: die Sonne Luthers tritt hervor aus dem Heiligthume der heiligen Schrift, des Wortes Gottes. Seine Theologie ist aus dem Worte Gottes geboren und an der Schrift groß geworden, sie wurzelt in ihr, sie nährt sich von ihr, sie versenkt sich wieder in sie. Er will als Prediger die Schrift in Curs setzen, die Schrift auslegen, die Schrift soll den Glauben gründen und das Leben des Christenmenschen regiren. Zu dem Heilsbrunnen der Schrift ruft das Bruchstück der ersten, in deutscher Sprache auf uns gekommenen Predigt des Reformators mit allem Nachdrucke uns hin: dieser Ruf ertönt in jeder Predigt wieder hell und laut. Es ist der Grundton, der Herzensruf in allen Reden ohne irgend welche Ausnahme! Aber dieß, daß in Luthers Pre- digten die heilige Schrift zu ihrem Rechte gelangt und sich ausspricht, macht sie noch nicht zu dem, was sie ihrer Zeit waren und jetzt noch sind; sondern das ist die Macht dieser Predigten, daß die Hauptpunkte der Schriftlehre immer und immer wieder getrieben werden mit Beweisen aus der Schrift und aus der Erfahrung des

eigenen Herzens und Lebens. Luther verliert nie die beiden Kernpunkte, die Centrallehren der heiligen Schrift aus dem Auge. Er misst die einzelnen Bücher der Bibel, je nachdem sie Christum reiben, wie er redet, Christus ist ihm nicht nur das Wort, welches im Anfange bei Gott war, sondern auch das Wort, welches das Grundwort, das Hauptwort ist in der ganzen Schrift, welches derselben Licht und Leben verleiht. Auf ihn lenkt er fort und fort unsre Blicke, zu ihm führt er uns fort und fort hin, sein Wort tsoll uns erleuchten, sein Tod uns gerecht machen, sein Leben in der Herrlichkeit uns kräftigen im Geiste Gott, dem Vater, zu leben. Wie die heilige Schrift nicht müde wird, den Herrn Christus zu preisen, so wird Luther auch nicht müde und matt den Herrn uns vor die Augen zu malen. Was hilft aber eine Predigt von dem Herrn, wenn sie seine heilige Person auch auf einen Goldgrund malt, wenn nicht klar und deutlich gesagt wird, wie wir zu ihm gelangen, wie wir das von ihm erworbene Heil uns aneignen? Wie Luther nun in seinen Predigten die Jungfrau Maria sammt den lieben Heiligen energisch zur Seite schiebt, daß sie uns den Zugang zu dem einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen nicht verlegen, so räumt er auch Alles eifrigst aus dem Wege, was uns behindern und von dem Ziele abführen könnte. Er selbst ist erst mit dem großen Haufen auf dem Holzwege gegangen, er hat sich geplagt und zerpeinigt, um zu dem Herrn zu kommen, der die Seinen mit Freude und Friede erquicken will; aber er kam auf dem ihm empfohlenen Wege nicht zu seinem Zwecke. Seine Sünde wich und wankte nicht, sie drückte ihn immer mehr zu Boden, daß er endlich, an allem Heile verzweifelnd, nichts anders als jammern konnte: meine Sünde, meine Sünde! Er hat nach langem Umherirren und Tappen endlich den Weg des Lebens gefunden, er kann nun bekennen: im Herrn hab ich Gerechtigkeit und Stärke! Die Wahrheit der paulinischen Lehre von der Gerechtigkeit nicht aus den Werken, sondern aus Gottes Gnade durch den Glauben hat Luther innerlich erfahren: er hat das Elend des Menschen, der durch seine Gerechtigkeit sich einen Weg zu dem Herrn bahnen will und der auf diesem Wege auch nicht einen Schritt vorwärts kommt, bis auf den letzten Tropfen geschmeckt, er hat gearbeitet und gebetet, gebüßt und geweint, gezittert und gezagt, und Alles ver-

gebens: und er hat gefunden, was er begehrte, und ſeine Seele iſt geneſen durch den Glauben. Wer in der Hölle der Angſt und des Gerichtes gelegen und durch die ſtarke Hand der Gnade in den Himmel der Gerechtigkeit und des Lebens verſetzt iſt, der kann zeugen von dem Heilswege, daß die Herzen zu brennen anfangen, der kann die Seelen zu dem Herrn führen.

Doch das Alles genügt noch nicht, es ſind noch andre Unterlagen vorhanden, welche Luthern als Prediger ſo hoch gehoben haben und ſtellen. Es iſt die Stellung auch in Betracht zu ziehen, welche er in ſeiner Zeit einnahm, der Platz, ſo zu ſagen, von welchem aus er redete. Welch eine Stellung nahm Luther nicht ein! Der Papſt mit ſeiner dreifachen Krone, der Kaiſer, in deſſen unermeßlichem Reiche die Sonne nie unterging, ſie, die beiden höchſtgeſtellten und mächtigſten Perſonen jener Zeit, konnten ſich auch nicht entfernt mit ihm meſſen in Deutſchland! Luther war der Mann ſeiner Zeit, die den Ton angebende, die die Parole austheilende, die alle Gemüther in Bewegung und Spannung ſetzende, die alle Geiſter entfeſſelnde und bannende Perſönlichkeit. Er iſt das Haupt, der mit dem Geiſte des Herrn geſalbte Führer und Regent des deutſchen Volkes geweſen; er, dieſer ſchlichte Mann, hatte dort in ſeiner Kloſterſtube zu Wittenberg alle Fäden der Bewegung, die Zügel der Herrſchaft, das Heft in der Hand. Es iſt keine Anmaßung, wenn der Reformator in ſeiner zweiten Rede gegen die Schwarmgeiſter ausſpricht: „Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutſchland in ein großes Blutvergießen gebracht haben! Ja ich wollte wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiſer nicht ſicher wäre geweſen! Aber was wäre es? Narrenſpiel wäre es geweſen. Ich hab es nicht gemacht, ich hab das Wort laſſen handlen.“ Er durfte ſagen, wie er es in der erſten Rede gethan hat: „Darum, liebe Brüder, folget mir, ich hab es ja nie verderbt. Ich bin auch der Erſte geweſen, den Gott auf dieſen Plan geſetzt hat. Ich kann ja nicht entlaufen, ſondern alſo lang bleiben, als es Gott verleiht. Ich bin auch der geweſen, dem es Gott zum Erſten geoffenbart hat, euch ſolches ſein Wort zu predigen. Ich bin auch gewiß, daß ihr das lautere Wort Gottes habt.“ Später verliefen ſich allerdings dieſe gewaltigen Waſſer mehr: aber Luther blieb doch in dem

Theile von Deutschland, welcher sich des neu aufgegangenen Lichtes erfreute, der Erste. Vor seinem Zorne bangte den Fürsten, seine Rathschläge fanden bei ihnen Gehör, selbst dem feurigen Landgrafen von Hessen, welcher so gerne mit den Waffen dem Kaiser die Anerkennung der evangelischen Kirche abgetrotzt und abgerungen hätte, war die Hand, welche Luther auf seinen Arm legte, zu schwer. Und wenn es galt, Angefochtene zu trösten, in schweren Gewissensfällen sich weisen zu lassen, Kirchenkreise zu organisiren und zu visitiren, Streitigkeiten, welche innerhalb der Protestanten ausgebrochen waren, zu schlichten und im Kampfe gegen die katholische Kirche sich zu sammeln und zu rüsten: war es nicht Luthers Wort, welches man ersehnte und abwartete, war es nicht seine Stimme, welche da alle Mal maßgebend, entscheidend in die Wagschale fiel? Wenn ein solcher Mann spricht, so lauscht Alles: seine ganze persönliche Würde und Stellung verleiht auch seinem geringsten Worte einen hohen Nachdruck, eine unvergleichliche Bedeutung. Und nun gehören Luthers Predigten nicht zu seinen geringsten Worten: er stand, so oft als er predigte, stets auf dem Höhepunkte seines Lebens. Predigte er auswärts, so galt es entweder dort dem Evangelium eine freie, offne Bahn zu machen, oder die reformatorische Bewegung zum Siege hinauszuführen, oder Gemeinden, welche auf falsche Wege, sei es der Lehre, wie dort zu Jena, wo Luther wider Karlstadt und seinen Anhang anderthalb Stunden lang sprach, sei es des Lebens, wie dort im Mansfeld'schen, wo er den aufgeregten Bauern und Bergleuten muthig die Stirne bot, gerathen waren, wieder zurecht zu bringen. Betrat er in Wittenberg die Kanzel, so wußte er, daß eine Menge von zukünftigen Dienern am Worte in dichten Schaaren zu seinen Füßen saßen, um von ihm sich in die evangelische Wahrheit weiter einführen und in der rechten Predigtkunst praktisch unterweisen zu lassen, und daß sein Wort, durch lebendige Boten wie durch die Presse in das Land hineingetragen, überall in der ganzen evangelischen Christenheit beachtet und beherzigt werde. Der ganze Luther spricht aus diesen Predigten: sie sind ganz er selbst und deßhalb auch unnachahmlich.

Man hat in den alten Zeiten schon Luthers Predigtweise die heroische genannt und damit zur Anerkennung bringen wollen, daß

er gepredigt hat, wie Keiner vor ihm und Keiner nach ihm. Leider hat man es unterlassen, diese Bezeichnung näher zu bestimmen, so daß man heut zu Tage nicht ohne Grund gefragt hat: was soll das heißen? Ich trage kein Bedenken, mit diesem althergebrachten Ausdrucke die Art Luthers auf der Kanzel zu kennzeichnen. Er ist ein Heros auf der Kanzel. Ich erinnere an jene Stelle aus den Predigten, da über den Namen Herodes die zutreffende Ableitung von dem griechischen Heros gegeben wird. Was waren diese Heroen? Ganze Kerle, würde Luther sagen, Kraftmenschen, streitbare Helden durch und durch. Sie zogen muthig durch das Land, scheuten vor keiner Gefahr zurück, fürchteten sich vor keinem, noch so vielköpfigen und giftspeienden Ungeheuer. Sie waren alle Zeit in Waffen und Wehr, gingen dem Feinde bei hellem Tage zu Leibe, schlugen zerschmetternd mit der Keule darein und waren nie um den Sieg bange. Gleicht der Reformator auf der Kanzel nicht solch einem streitbaren, unwiderstehlichen, sieghaften Heros! Luther ist ein kampflustiger Held auf der Kanzel. Er hält nichts von dem Leisetreten, von leichtem Geplänkel, von Zeit und Kraft raubenden Vorpostengefechten; er verschmäht auch alle List, alle Hinterhalte, alle Finten. Das Wort Gottes ist sein Schwert, mit ihm in der Hand stürmt er alle Mal auf das Centrum der feindlichen Position, auf den Schlüssel des Schlachtfeldes ein. Grad aus geht der beste Renner, das ist sein Wahlspruch. Er geht grade los auf den Widerpart, mag dieser Widerpart nun der Papst sein mit seinen Cardinälen und Bischöfen, Priestern und Mönchen, Vätern und Scholastikern, oder mag es der natürliche Mensch sein mit seinen Lüsten und Begierden, seinen Sinnen und Gedanken, seinen Worten und Werken. Nichts hält den Helden bei seinem Angriffe auf, er ist frei von aller Furcht, der Papst mit seiner Clerisei, der Fürst mit seinem Hofe, die Weltweisheit mit ihrem Anhange flößen ihm keinen Augenblick Schrecken ein. Es heißt bei ihm: drauf, drauf und durch, durch! Die Schläge, welche er zur Rechten wie zur Linken austheilt, sitzen. Er führt sie mit seiner ganzen Kraft, er zielt mit ihnen nach der Stelle, wo in der Waffenrüstung des Feindes sich eine Lücke zeigt, doch am liebsten hält er sich mit dieser Erkundung nicht lange auf, er stürmt los, holt mächtig aus und schlägt gerade zu auf das Haupt. An-

dringend, anſtürmend, überwältigend iſt Luthers Beredſamkeit. E
weiß, daß er Recht hat, daß die Wahrheit auf ſeiner Seite ſtel
daß der Sieg ihm gewiß iſt. Dieſe Zuverſicht erfüllt jedes ſein
Worte, welche von der innigſten Liebe zu den Brüdern, von de
brennendſten Eifer um ihrer Seelen Seligkeit durchglüht und v
dem Geiſte der Kraft und Stärke, der Erkenntniß und der Fur
des Herrn ihm eingegeben ſind, und macht dieſe Streit- und Hee
predigten zu rechten Sieges- und Friedenspredigten.

Philipp Jakob Spener.

Nitzsch nennt in dem kurzen Ueberblick, welchen er in dem zweiten Bande seiner praktischen Theologie von der Geschichte der Predigt gibt, Spenern den gesegneten Reformator. Er ist nicht der Erste, welcher diesem so hochverdienten Manne dieses Ehrenprädikat zuerkannt hat: Schüler, welcher eine jetzt immer noch lesenswerthe Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, insonderheit unter den Protestanten in Deutschland, mit Aktenstücken und Auszügen belegt, in dem letzten Jahrzehent des vergangenen Jahrhunderts geliefert hat, heißt ihn auch schon den Reformator des Predigtwesens. Ein neuer Reformator nach dem großen Reformator, nach Dr. Luther: was will das sagen? Es will sagen, daß die mächtigen Impulse, welche von Luther ausgegangen waren, um der Gemeinde eine heilsame, fruchtbare, erbauliche Predigt des Wortes zu schaffen, nicht lange vorhielten: daß es immermehr nachließ, so daß endlich ein ganz unerträglicher Zustand eingetreten war. Wir müssen davon etwas eingehender handlen, um Speners Bedeutung voll und klar zu erkennen.

Luther hatte sich um die Form der Predigt wenig gekümmert: es kam ihm einzig und allein darauf an, daß Gottes Wort rein und lauter, überzeugend und belebend gepredigt würde. Er war ein geborner Redner, ein Virtuos in der Darstellung: die rechte Form verstand sich bei ihm von selbst. Melanchthon und Andreas Hyperius vor allen Dingen legten Hand daran, eine Kunstlehre der Predigt nach den neugewonnenen Anschauungen von der Verkündigung des Wortes Gottes aufzustellen. Sie haben es mit Geschick und Geschmack gethan, und wenn man sich an ihre Vorschriften hätte halten

wollen, ſo wäre die Predigt in den rechten, ſegensreichen Bahnen geblieben. Allein die Strömung der Zeit nahm eine andere Richtung und die Mehrzahl der Prediger beſaß nicht die heroiſche Natur eines Luthers, um wie ein Mann dieſem gewaltigen Andringen des Zeitgeiſtes widerſtehen zu können. Auf jenes große Geſchlecht, welches in dem Reformationszeitalter aufgeſtanden war, folgte ein kleines Geſchlecht, ein Geſchlecht von kleinen, kleinlichen Geiſtern: es ſcheint faſt, als ob die Kraft des Volkes durch jene wahrhaft großartigen Leiſtungen bis auf das Letzte ſei erſchöpft worden. Doch ich will jenen Epigonen der Reformation nicht Unrecht thun: ich muß ein Mal bekennen, daß ganz dieſelbe Erſcheinung auch in der katholiſchen Kirche, ja weiterhin auch auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft allgemein zu Tage tritt. Der ſchöpferiſche Genius, welcher im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts ſo mächtig ſeine Schwingen in dem ganzen, großen Reiche des Geiſtes geregt hatte, ließ ſeine Flügel hängen: die Zeit des Schaffens, Erfindens und Bauens war vorüber, eine andere Zeit zog auf, eine Zeit des Sammlens, Ordnens und Zuſpitzens. Jene kleinen, nachgeborenen Geiſter waren groß im Kleinen und Kleinlichen. Sie leiſteten Unglaubliches mit den wohlfeilen Mitteln der formalen Logik, der kritikloſen Lektüre der ungeſchulten Einbildungskraft.

Zur Schrift hatte Luther zurückgerufen, die Predigt ſollte Emanation des Wortes Gottes ſein, das Wort Chriſti ſollte in ihr reichlich mit aller Weisheit wohnen in der Gemeinde, er hatte das Schwert des Geiſtes auch wacker gebraucht zur Abwehr von allerlei Widerſachern innerhalb und außerhalb ſeiner Kirche: gar bald aber ließ ſich die Predigt in der evangeliſchen Kirche von der Dogmatik, welche in ein haarſcharfes Begriffſpalten und unerbittliches Polemiſiren ſich verirrt hatte, in das Schlepptau nehmen und trieb mit vollen Segeln in dieſes unfruchtbare Meer hinein. Ein alles Leben und alles Lebenerzeugen in dem Keim erſtickender Formaliſmus riß ein: es galt zu diſtinguiren, zu ſchematiſiren, zu formuliren, mit einem Worte zu methodiſiren. Und dazu nun noch dieſe Polemik! Dieſe kleinen, ſchwachen Geiſter nehmen ſich jetzt höchſt komiſch aus. In hohen Reiterſtiefeln mit klirrenden Sporen treten ſie auf, der ganze Leib ſtarrt in ſchwerer, eiſerner Rüſtung, welche ihnen jede freie Bewegung unmöglich macht: das Auge ſpäht aber trotzdem nach allen Seiten kampfesluſtig ſich um, ob es nicht einen Gegner

entdecke, und dieſes Auge iſt wie das Auge eines Aasgeiers, der, wie die Alten fabeln, das Aas ſieht, das jenſeits des mittelländiſchen Meeres liegt; der Gegner, wenn er auch jenſeits der Berge in einem fremden Lande und jenſeits der Gegenwart in jahrhundertelanger Vergangenheit ſich aufhält, wird zum Kampf gefordert, zur Stelle gebracht und nach allen Regeln der Kunſt entwaffnet. Der Schrift entwöhnt ſich die kirchliche Rede, der Erbauung kann dieſe Logik und Polemik nicht dienen. Ein Gelehrter ſteht auf der Kanzel vor dem armen Volke! Und ein Schritt auf einer ſchiefen Ebene führt weiter. Die ganze Gelehrſamkeit, das ganze Wiſſen dringt in die Predigt ein und verlangt in allen Sprachen der Welt das Hausrecht. Lateiniſch läßt ſich leichter dem Formalismus Genüge thun, die Sprache iſt knapper, ſchulmeiſterlicher, oder, wie man damals ſagte, ſchulfüchſiger. Und die Feinde, welche zu Boden geſchlagen werden ſollen, ſind ja auch ſchon längſt angefallen worden in alter und neuer Zeit, und mit Autoritäten kann man manchen guten Schlag ausführen, ſo kommt denn nun das Citiren der gelehrten Kampfgenoſſen und Hülfstruppen, und natürlich müſſen dieſe alle ihre Sprache reden, hebräiſch, griechiſch, lateiniſch. Es geht laut zu, und was hat das Volk von dieſer babyloniſchen Sprachverwirrung? Es ſtaunt den hochgelehrten Geiſterbeſchwörer an und dankt es ihm am Ende gar im Stillen, daß er ſein Müthchen an jenen Geiſtern des Widerſpruchs gekühlt hat, denn darüber vergißt er ſo leicht den Geiſt des alten Menſchen in der Bruſt ſeiner Zuhörer mit ſeinen ſcharfen Waffen anzugreifen. Doch alle Geiſter ſind nicht über einen Leiſten zu ſchlagen: am Ende wird dem eifrigſten Streiter das ewige Schlachten und Morden zu viel, auch das Volk findet je länger deſto weniger Geſchmack an ſolchen Spiegelfechtereien und ſolchem ſinnloſen Reden in fremden Sprachen. Das Schauſpiel wird für beide Theile langweilig, ermüdend, trocken. Was iſt zu thun? Das Einfachſte wäre es, unbedingt all den gelehrten Plunder und die roſtigen Waffen hinzuwerfen und an den Heilsbrunnen der Schrift heranzutreten. Allein der Weg nach der Schrift iſt in all der Arbeit für die Wahrheit der evangeliſchen Lehre unbekannt geworden: dem Chriſtenvolke ſchmeckt, ſo fürchtet man, dieſes einfache, helle Waſſer auch nicht mehr recht und umſonſt will man ſolche große Kunſt und Gelehrſamkeit im Schweiße des Angeſichts ſich nicht erworben haben. Da kommen denn jene

ſpielenden, witzelnden, mit Bildern, Gleichniſſen, Fabeln und Geſchichten überladenen Predigten, die man die emblematiſchen heißt. Was muthet man nicht dem geſunden Sinne des Volkes zu! Welche Abgeſchmacktheiten, Lächerlichkeiten, Tollheiten! Da vergleicht der vielgenannte Profeſſor J. B. Carpzov in Leipzig ein ganzes Jahr hindurch den Herrn Chriſtus mit einem Handwerksmann, jeden Sonntag erſcheint der Erlöſer als der Genoſſe eines andern Handwerks, ſo iſt er ein Tuchmacher nach dem Evangelium vom funfzehnten Trinitatisſonntag, der beſte Laternenmacher nach dem Evangelium des erſten Epiphanienſonntages, der beſte Brunnengräber nach dem Evangelium des zweiten Sonntages nach Oſtern, der beſte Tapezierer am Himmelfahrtstage, ja ein Branntweinbrenner ſogar nach dem Evangelium des zehnten Sonntags nach Trinitatis. Da ſtellt Ph. E. Wider Chriſtum als das heilſame Mund- und Tabakskraut an dem erſten Sonntage nach Oſtern vor und M. Dietrich den Teufel als einen großen Kettenhund und zwar, wie er 1) Adam und ſelbſt den Sohn Gottes in's Bein beißt, und 2) wie ihn Chriſtus dennoch zurückjagt in ſein hölliſches Hundeloch. Da disponirt ein Anderer und zwar ein Hofprediger ein liebes langes Jahr hindurch ſeine Predigten nach den drei Dresdner Thürmen, dem Pulverthurm, dem Schloßthurm und dem Kreuzthurm in drei regelrechte Theile: er betrachtet zuerſt Gottes Pulverthurm, das iſt das Geſetz, ſodann Gottes Schloßthurm, das iſt das Evangelium, und endlich Gottes Kreuzthurm, das iſt Gottes Troſt für die Leidtragenden. Es widerſteht mir, dieſe Narrenspoſſen weiter zu verfolgen, wer ſich genauer über dieſen Ungeſchmack und Mißbrauch der Kanzel, denn dafür muß ich ganz entſchieden dergleichen erklären, unterrichten will, findet das einſchlägliche Material ſattſam bei Schuler.

Doch dieſe zur Schau getragene Gelehrſamkeit und dieſer ſich brüſtende Geiſtesreichthum fließt aus ſehr leicht zugänglichen Quellen. Die Zeiten der zweiten Hälfte des funfzehnten und des erſten Decenniums des folgenden kehren wieder. Dormi secure, sermones parati, manuale curatorum, praedicandi praebens modum ſtehen nicht länger mehr in der katholiſchen Kirche ohne proteſtantiſche Genoſſen: jetzt wuchert eine Litteratur auf, welche dem Forſcher die Fundgruben all der ſtaunenswerthen Beleſenheit in allen möglichen Fächern und der geſchmackloſen Spielerei in mancherlei

Bildern aufdeckt. Den Concordanzen der Schrift treten Ketzerlexika an die Seite, welche den Stoff der Polemik hübsch mundrecht gemacht und auch nicht vergessen haben, die schlagendsten Widerlegungen Seitens der Kirchenväter in langer Reihe im Urtext zu liefern. Da kommen die Reallexika, welche über Gegenstände der Sittenlehre neben Sentenzen von alten Philosophen, wie Aristoteles, Cicero, Cato, Seneca, und von Vätern und Doktoren der Kirche allerlei Beispiele aus der Geschichte der Welt von Adam an bereit stellen. Das größte Wunderwerk fertigt seiner Zeit der alte Zittauer Schulrektor, Christian Weise, gestorben 1708, an, um seine sogenannte Realienmethode in Schwung zu bringen, was ihm auch außerordentlich gelang. „Sie erhielt," so sagt Mosheim in seiner Anweisung erbaulich zu predigen S. 79, „bald einen so großen Ruf, daß fast alle Prediger sich zu den Schulknaben gesellten, die Realienkunst annahmen und auf die geistliche Beredsamkeit anwendeten. Man führte keinen Satz des Glaubens und des Lebens aus, sondern brachte allerlei Emblemata, Antitheses, Historien und Gleichnisse vor, wodurch man eine Brühe um denselben goß, und man redete dem Volke solche Dinge vor, welche es nicht verstand. Die Gleichnisse nahm man hiernächst gerne von Dingen, welche in unsren Ländern so bekannt nicht sind. Am besten waren sie, wenn man sie aus Asien, Afrika und Amerika haben konnte."

Es gab in der evangelischen Kirche auch in diesen schweren Zeiten Männer, welche die rechte Straße einschlugen, wie Johann Arnd, Valerius Herberger, Johann Gerhard, Heinrich Müller, Christian Scriver und Andere mehr. Sie klagen recht beweglich, daß in der Predigt ihrer Zeit nicht das rechte Feuer vor dem Angesichte des Herrn angezündet werde, aber sie waren nicht im Stande, eine Veränderung herbeizuführen, was uns nicht Wunder nehmen kann, da wir bei ihnen selbst Spuren jener falschen Beredsamkeit finden. Wie weit ist Arnd doch von der Einfalt und der Gewalt Luthers entfernt: wie gern spielt nicht auch der sonst so treffliche und geistvolle Valerius Herberger mit vielfach geschmacklosen Bildern und Emblemen! Johann Gerhard kann bei dem besten Willen den gelehrten Exegeten und Dogmatiker auf der Kanzel nicht verleugnen: Heinrich Müller ist in seinen oft so schlagenden Antitheſen doch vielfach zu kunstreich, und Christian Scriver dürfte wohl bis-

weilen in Geschichten, Bildern und Gleichnissen des Guten etwas zu viel thun.

Spener*) wirkte hinsichtlich der Predigt erst reformatorisch. Es gelang ihm, seine Zeitgenossen im Großen und Ganzen zu überzeugen, daß man sich löcherichte Brunnen in der Wüste gegraben habe, die kein Wasser hatten, und sie wieder zurückzuführen zu dem frischen Wasser des Wortes Gottes. Spener, den 13. Januar 1635 zu Rappolsweiler in dem Elsaß geboren, hatte an dem dortigen Hofprediger Joachim Stoll ein treffliches Vorbild und an seinen Straßburger Professoren, dem Sebastian Schmidt und dem Konrad Dannhauer, ausgezeichnete Lehrer gehabt. Seine Neigung ging auf eine gelehrte Wirksamkeit: er, der von Gott berufene Beichtvater seiner Zeit, wollte von dem Predigtamte nichts wissen, weil der Prediger zugleich Seelsorger sein müsse. Ohne sein Zuthun ward er 1663 zu Straßburg zum zweiten Freiprediger ernannt: nach drei Jahren schon ward er nach Frankfurt a. M. als Senior des Ministeriums berufen. Dort kam er erst auf seinen rechten Platz, seine reichen Gaben entfalteten sich und wirkten bald von der alten Reichsstadt weit in das Reich hinein. Seine pia desideria, welche er in der Vorrede zu Joh. Arnds Postille aussprach, gingen dem Geschlechte seiner Zeit zu Herzen und weckten die Gewissen. Eine allgemeine Bewegung entstand und die Morgenröthe eines neuen Tages, der über der Kirche aufgehen sollte, brach sich aller Orten Bahn.

In diesen pia desideria, welche zuerst 1676 erschienen, klagt Spener zuletzt über den bösen Zustand der Predigt und dringt auf eine neue Predigtweise, wenn es mit der Kirche besser werden solle. „Wie ich dann jetzo noch dieses vor das 6. Mittel anhänge, wodurch der christlichen Kirche zu besserem Stand geholfen werden möchte," lesen wir hier, vgl. Speners erste geistliche Schriften sammt dessen aufgesetzten Vorreden S. 102, „wenn nämlich die Predigten auch also von Allen eingerichtet würden, daß der Zweck derselben, nämlich Glauben und dessen Früchte, bei den Zuhörern bestmöglichst befördert werden. Es ist zwar freilich an dem, daß wenig Orte unsrer Religion sein werden, da Mangel sollte sein,

*) Vgl. Hoßbach's Monographie: Spener und seine Zeit. 2 Theile in 2. Aufl. Brömel, 1, 128 ff.

daß nicht genug Predigten gehalten würden. Aber viele gottselige Gemüther finden gleichwohl nicht wenig Mangel an vielen Predigten. Indem es solche Prediger gibt, welche öfters ihre meisten Predigten mit dergleichen Dingen zubringen, damit sie sich für gelehrte Leute darstellen, ob es wohl die Zuhörer nicht verstehen. Da müssen oft viele fremde Sprachen herbei, da etwa nicht ein einiger in der Kirchen ein Wort davon weiß. Wie manche tragen wohl etwa mehr Sorge dafür, daß ja das Exordium sich recht schicke, und die Zusammenfügung artig; daß die Disposition kunstreich und etwa verborgen genug; daß alle Theile recht nach der Redekunst abgemessen und ausgezieret seien, als wie sie solche Materien wählten, und durch Gottes Gnade ausführten, davon der Zuhörer im Leben und Sterben Nutzen haben mag. So soll es nun nicht sein, sondern weil die Kanzel nicht derjenige Ort ist, da man seine Kunst mit Pracht sehen lassen, sondern das Wort des Herrn einfältig, aber gewaltig predigen, und dieses das göttliche Mittel sein sollte, die Leute selig zu machen, so sollte billig Alles auch nach diesem Zweck gerichtet werden. Und hat sich darin der Prediger vielmehr nach seinen Zuhörern, weil sie nach ihm nicht können, zu richten: allezeit aber mehr auf die Einfältigen, so den meisten Theil machen, als auf etliche wenige Gelehrte, wo sich dergleichen antreffen lassen, zu sehen." — „Was eine und andre Anmerkungen sonst sind, die bei den Predigten zu beobachten sind, übergehe hier gern. Das Vornehmste aber achte ich dieses zu sein, weil ja unser ganzes Christenthum bestehet in dem inneren oder neuen Menschen, dessen Seele der Glauben und seine Wirkungen die Früchte des Lebens sind: daß dann die Predigten insgesammt dahin gerichtet werden sollten. Eines Theils zwar die theuren Wohlthaten Gottes, wie sie auf den innern Menschen zielen, also vorzutragen, daß daher der Glaube und in demselben solcher innerer Mensch immer mehr und mehr gestärket werde. Andern Theils aber die Werke also zu treiben, daß wir bei Leibe nicht zufrieden seien, die Leute allein zu Unterlassung der äußerlichen Laster und zu Uebung der äußerlichen Tugenden zu treiben, und also gleichsam nur mit dem äußerlichen Menschen es zu thun zu haben, das die heidnische Ethic auch thun kann; sondern, daß wir den Grund recht in dem Herzen legen; zeigen, es sei lauter Heuchelei, was nicht aus diesem Grunde gehet, und daher die Leute gewöhnen, erstlich an solchem innerlichen zu arbeiten, die Liebe Gottes und des

Nächsten bei sich durch gehörige Mittel zu erwecken und nachmals aus solchem erst zu wirken. Daher auch soll man fleißig treiben, wie alle göttlichen Mittel des Worts und Sakramente es mit solchem innerlichen Menschen zu thun haben, und es ja nicht genug sei, daß wir das Wort mit dem äußerlichen Ohr hören, sondern wie wir's auch in das Herz bringen müssen lassen, daß wir daselbst den heiligen Geist reden hören, das ist, seine Versiegelung und Kraft des Wortes mit lebendiger Bewegung und Trost fühlen; also daß es nicht genug sei, getauft sein, sondern daß unser innerlicher Mensch, darinnen wir Christum vermittelst desselben angezogen, ihn auch müsse anbehalten und dessen Zeugniß an dem äußerlichen Leben zeigen; daß es nicht genug sei, äußerlich das heilige Abendmahl empfangen zu haben, sondern daß auch unser innerlicher Mensch durch solche selige Speise müsse wahrhaftig genähret werden; daß es nicht genug sei, äußerlich mit dem Munde zu beten, sondern daß das rechte und vornehmste Gebet in unserm innerlichen Menschen geschehe, und sich entweder in die Worte erst auslasse, oder aber wohl gar in der Seele bleibe, und doch daselbst Gott antreffe und finde; daß es nicht genug sei, Gott seinen Dienst in dem äußerlichen Tempel zu leisten, sondern daß unser innerlicher Mensch den vornehmsten Dienst Gott in seinem eigenen Tempel, er sei jetzt in dem äußerlichen oder nicht, leisten müsse und was dergleichen ist. Darauf, weil darinnen die rechte Kraft des ganzen Christenthums stehet, sind billig insgemein die Predigten zu richten. Und würde gewißlich, wo solches geschehe, viel mehr Erbauung, als auf diese Weise bei Vielen geschiehet, erfolgen." (S. 103 f.) In der gehaltvollen Vorrede zu Dannhauers Tabellen spricht Spener sehr eingehend von der Predigtweise, welche zu seiner Zeit fast allgemein herrschend war. „Einige," heißt es hier, vgl. Speners kleine geistliche Schriften Bd. 1, 1052 ff., „lassen es ihre erste und letzte Sorge sein, nur das zu treiben, was zur Predigtkunst gehört, um also aus der Redekunst zu lernen die Art und Weise, wie sie reden sollen: sind aber dabei unbesorgt, dasjenige, was sie dereinst reden sollen, zu lernen. Sie sind denen nicht ungleich, welche sich nur Mühe geben, die Kunst zu lernen, wie sie die Schuhe gut zusammennähen und ausputzen sollen, sich aber darum nicht bekümmern, welches die Mittel seien, dadurch sie sich das Leder anschaffen oder auch zubereiten mögen. Daher kommt's, daß sie dereinst entweder Leder erbetteln

müssen, oder bei dessen Mangel nach den Regeln der Kunst zwar zierliche, aber unbrauchbare Schuhe aus Papier, Pergament oder andrer dazu untauglichen Materie machen. Denn was kann man anders von solchen Leuten hoffen, welche, da sie weder die Glaubenslehren noch Lebenspflichten mit gehöriger Sorgfalt in's Gemüth gefasset, noch sich die Fertigkeit zuwege gebracht, kraft welcher ihnen mit Beihülfe eines gehörigen Nachdenkens, sonder Mühe das dargereicht werde, was sie dereinst vortragen sollen, daher allen Fleiß auf die geistliche Redekunst wenden, sich um dieses Kunststück der Einrichtung, Erweiterung und Erläuterung bemühen und Alles, was dazu dienlich scheinet, mit aller Mühe zusammenraffen, damit sie dereinst nach einer gewissen Lehrart und mit eingebildeter Zierde reden können, und zwar nicht sowohl, was der Gemeinde nützlich, als vielmehr, was sie der ein Mal erwählten Art und Weise gemäß und nöthig zu sein erachten. Bringen sie nun gute Sachen vor, so schwätzen sie Andern nach (und wollte Gott, es geschähe nur nicht meistentheils mit großem Unverstand und ohne Beurtheilung), was sie von ihnen entlehnet und ausgeschrieben, wovon sie doch öfters keinen rechten Verstand haben und es daher auch nicht recht zu gebrauchen wissen. Finden sie sich aber mit diesen ihren Nothhelfern betrogen, so schwätzen sie abgeschmacktes und solches Zeug, dergleichen man von Leuten sich zu versprechen hat, denen die Erkenntniß der wahren Gottesgelahrtheit unbewußt, deren größte Sorge nur dahin gegangen, wie sie die Regeln der Redekunst lernen, gewisse Arten und Formeln der Einrichtung als den einzigen Schatz der Weisheit einsammeln und darauf ihr ganzes Vertrauen setzen mögen. Es wäre nöthig, daß man diesem so schädlichen Uebel, welches so vieler sonst mit gutem Verstand begabter Jünglinge Studien gehemmet, öffentlich steuerte, damit es nicht weiter um sich fräße; wenigstens könnten Lehrer auf hohen Schulen sich nicht besser um ihre Zuhörer verdienen, als wenn sie diesen greulichen Irrthum ihnen bei aller Gelegenheit und mit allem Fleiß aus dem Gemüthe brächten, und ihnen zeigten, daß dieß der berüchtigte Anstoß wäre, davon schon Unzählige Schiffbruch erlitten."

In den Bedenken begegnet uns ebenfalls manche ernste, aber wahre Schilderung des Unwesens der damaligen Predigt: da heißt es unter Anderm in den lateinischen Bedenken 1, 339: „Aber davon habe ich zu reden, was die Diener der Kirche in ihrem Lehramte

treiben oder treiben sollen. Hier wird der, welcher in diese Sache eintritt, nicht wenige Mängel finden. Viele, und zwar die vornehmsten Artikel unsres Glaubens, z. B. über die Rechtfertigung, über den rechtfertigenden Glauben, über dessen Eigenschaften, und seine Wirkungen, über das, was die Erneuerung der Natur hindert und fördert, über den Kampf des Fleisches und Geistes, und was dabei zu beachten ist, über die Kraft, Verpflichtung und tägliche Uebung der Taufe u. s. w., werden von den Meisten nicht fleißig genug behandelt und eingeschärft, daher kommt die tiefe Unwissenheit der Zuhörer über diese und zwar die vornehmsten Stücke der christlichen Lehre. Viele, welche Glaubenssätze vortragen, tragen sie nicht so vor, daß sie den Zuhörern zugleich zeigen, was ihr Nutzen im christlichen Leben sei, welche Antriebe zur Frömmigkeit, welcher Trost aus ihnen hervorgeht. Viele treiben die Controversien über die Nothwendigkeit hinaus und was zur Unterweisung der Zuhörer genügte, in allen Predigten: und treiben sie zwar so, daß den größeren Theil der Abhandlung der größere Theil der Zuhörer nicht ein Mal zu verstehen im Stande ist und die Andern schließlich auf den Gedanken kommen, unsre vornehmste Arbeit bestehe darin, daß wir erkennen, was wir mit den Gegnern für Streitpunkte haben und darüber zum größten Theile außer Acht lassen, was wir mit ihnen gemeinschaftlich lehren."

Die frommen Wünsche Speners hinsichtlich der Predigt erhielten um so mehr Nachdruck, je bedeutender die Stellung des frommen Mannes in der Folge noch wurde. Von Frankfurt zog er 1686 als Oberhofprediger nach Dresden und trat somit an die Spitze der Landeskirche, welche damals in Deutschland, da der Churfürst noch lutherisch war, das Banner der protestantischen Kirche trug. Als in Dresden seines Bleibens nicht länger sein konnte, folgte er einem ehrenvollen Rufe als Propst nach Berlin und gewann einen höchst bedeutenden und segensvollen Einfluß auf die Entwicklung der evangelischen Kirche in Preußen, welche, da das Churfürstenhaus Sachsen wegen der erbärmlichen, aber prunkvollen Königskrone von Polen von dem Glauben seiner Väter abtrat, nun die Führung der Evangelischen im deutschen Reiche thatsächlich übernahm. Hier in Berlin starb der theure Gottesmann, vielgeehrt, aber auch vielgeschmäht um des Namens Jesu Christi willen, den 5. Februar 1705.

Spener ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um seinen Zeitgenossen

eine Reformation des Predigtweſens mit beweglichen Worten an das Herz zu legen und die rechte Art der Predigt durch Wort und Schrift, durch ſein Vorbild und durch ſeine Unterweiſung zu lehren. In ſeinen deutſchen und lateiniſchen Bedenken, welche uns in den Charakter ſeiner Zeit ſo tiefe Blicke thun laſſen, in ſeinen Predigten — ich erinnere an die, welche er 1687 zu Cantate in Leipzig hielt, als er die Univerſität revidirte, vgl. die ev. Glaubens-Lehre S. 562 ff., in ſeinen Einführungsreden von Superintendenten — ich verweiſe auf die beiden, welche in ſeinen erſten geiſtlichen Schriften mitgetheilt werden, in ſeinen Anſprachen und Hirtenbriefen kommt er wiederholt auf die Predigt zu reden, bald legt er eingehend, bald nur vorübereilend ſeine Grundanſchauungen und Grundſätze dar.

Von der Wohlredenheit, von der Kunſt der Rede hält Spener nicht viel: er verwirft ſie nicht ſchlechtweg, ſie kann, am rechten Orte und in der rechten Weiſe angebracht, etwas Gutes ſtiften, aber genau beſehen, hat ſie mehr Schaden angerichtet, als Nutzen geſchafft. Sie erweckt das Vorurtheil, den böſen Argwohn, daß es den chriſtlichen Wahrheiten an eindringender, überwältigender Kraft gebreche, daß ſie, um die Herzen zu gewinnen, dieſes Aufputzes, dieſes kunſtvollen Vortrags bedürften: und zum Andern liegt die Gefahr ſo nahe, daß die, welche der Beredſamkeit ſich befleißigen, über dieſem Sinnen und Arbeiten an der ſchönen Form Zeit und Kraft, Luſt und Geſchmack verlieren, um den Inhalt ihrer ſchönen Rede ſich zu kümmern. Dieſe beiden Bedenken wird Spener Zeit ſeines Lebens nicht los: daß die Wohlredenheit überflüſſig, wenn nicht an und für ſich vom Uebel, ſo doch höchſt gefährlich iſt, darauf kommt er immer wieder hinaus.

„Obwohl die Predigten," leſen wir in den deutſchen theol. Bedenken 3, 750, „in der That orationes ſind; ſo finde ich gleichwohl dieſelben nach einer arte oratoria, und dero praeceptis einzurichten, ſo gar nicht nöthig, daß ich auch ſolches zu thun, weder lobe, noch nützlich achte, ſondern verſichert bin, es bedürfe das göttliche Wort, welches in den Predigten vorgetragen werden ſolle, ſo gar einer oratoriae eloquentiae nicht zu ſeinem fruchtbarlichen Vortrag, daß derſelbe vielleicht ihm zuweilen eher hinderlich, 1. Cor. 1, 17, als förderlich ſein würde. Menſchliche orationes tragen ſolche Dinge vor, die nicht allezeit in ſich ſelbſt ſo kräftig ſind, in

die Gemüther einzudringen und ihnen deßwegen mit allerlei Kunstmitteln geholfen werden muß, damit sie nicht vergebens seien und durch der Worte Anmuth oder Artlichkeit, was der Kraft der Sachen abgehet, ersetzet werde. Die göttlichen Wahrheiten aber sind von solchem Licht und Kraft, daß sie auch in ihrer Einfalt vorgetragen, selbst in die Seelen eindringen, und ihre Kraft nicht erst von menschlicher Wohlredenheit zu entlehnen bedürfen. Daher, wo ja noch etwas aus der Rhetorik zu entlehnen wäre, würde es in nichts anders bestehen, als daß man daraus etwas ersehe, wie man eine Sache verständlicher machen und in die füglichste Ordnung, damit es zu fassen leichter wäre, bringen könne. Dieser Meinung bin ich allezeit gewesen und habe die artem oratoriam stets von den Predigten entfernt gewünscht: daher ich auch mit Fleiß nie keine Bücher von der oratoria ecclesiastica lesen wollen, noch gelesen habe und mir's daher vor keine Schande achte, daß ich derselben Regeln und praecepta nicht weiß, nachdem ich mit reifem Bedacht mich derselben enthalten: auch so ungern sehe, wo man gleichsam gewisse Regeln vorschreibet, also da dieselben nicht observiret werden, solches vor einen Fehler solle geachtet werden. Daher, wo jemand dergleichen Nothwendigkeit aufdringen wollte, würde ich eher mit Fleiß das Gegentheil thun, als mich solches legis wegen lassen an etwas verbinden, wie meine Predigten selbst weisen werden, daß ich mir allezeit die Freiheit behalte, jegliches auf die Weise allemal vorzutragen, wie mich deucht, dießmal am erbaulichsten zu sein, ohne die geringste Reflexion auf gewisse oratorische Regeln. Ja ich achte immer meinem Amte am meisten eine Genüge gethan zu haben, wenn ich mich vor Allem am fleißigsten gehütet, was nach der arte oratoria schmecket. Ob die persuasio allein der Zweck sei der oratoriae, überlasse ich deren Ermessen, welche von solcher Kunst Profession machen, und bekümmere mich nichts darum."

„Diejenigen," heißt es S. 1054 f. in dem Vorworte zu Dannhauers Tabellen, „welche sich gar zu sehr in die Redekunst verlieben, sind gemeiniglich mehr um die Ordnung darinnen, als um die Sachen, davon sie reden sollen, bekümmert, und wollen lieber, wenn sie es ihrer Lehrart gemäß erkennen, den Zuhörern Sachen von geringerem Nutzen vortragen, als daß sie ihrer Vortragsart zuwider und also ohne gewohnte Ordnung, bei dem verbleiben, welches das Ziel der Menschen desto kräftiger befördern könnte. Doch ist es

nein Werk, von diesen Regeln der Lehrart überhaupt zu ur-
, sondern ich wundere mich, daß sich einige gefunden, welche
freie Sache, nämlich daß man sich befleißige, von göttlichen
zur Erbauung des Volks und derselben gemäß zu reden,
alt in gewisse Regeln und Gesetze einzuschränken sich unter-
, daß sie es für einen Fehler halten, wenn man dieselben
ederzeit beobachtet, und hingegen die Rede sehr loben, welche
abergläubisch nach denselben abgefasst ist. Ich glaube zwar
daß diejenigen, welche solche geistliche Redefreiheit lehren, so
gen sind, daß sie selbst ihren Regeln eine solche Kraft und
n beilegen, wovon die mehrsten Lernenden vielleicht wider
Sinn und Meinung prahlen, und dazu als Gesetzen sich und
dere verbinden wollen; da vielmehr Männer, die dergleichen
hrieben, nur Vorschläge geben wollen, dabei es einem jeden
eibt, ihnen zu folgen oder sie nach Belieben fahren zu lassen.
chen will ich nicht in Abrede sein, daß diejenigen, welche nicht
viele Mühe eine Rede verfertigen können, hieraus einiges
mittel nehmen mögen, wenn sie aus dem Unterricht der Rede-
lernen, wie sie eine ihnen sattsam bekannte Sache in eine
e und bequeme Ordnung setzen und mit Worten deutlicher
gen können, damit sie die Zuhörer desto leichter fassen und
fen mögen; und dieß ist meinem Urtheil nach der einige und
mste Nutzen, welchen diejenigen von der Predigtkunst haben, die
icht das Lob der Beredsamkeit zu erlangen, sondern ihre Zu-
zu bessern, zum einzigen Ziel und Endzweck vorgesetzt haben.
r vornehmste Sorge ist daher diese, daß sie bei ihren Studien
reichen und guten Vorrath gründlicher Erkenntniß in allen
hen Dingen erlangen mögen. Dahin denn der auf die
enslehren und Erklärung der Schrift zu wendende Fleiß ge-
als welcher zu seiner Zeit reichlich darreicht, was in Pre-
zum Glauben und Leben nützlich ist, und sich einer solchen
agsart bedienet, welche ihre ganze Kraft von der inneren
der vorzutragenden Sachen und dem ernstlichen Eifer des
s hernimmt, nicht aber von den gekünstelten Worten und
sarten, noch von einer Zierlichkeit, welche die Ohren der Zu-
kitzelt: die Regeln der Redekunst werden ihnen nur darin zu
kommen, daß sie sich gewöhnen, desto deutlicher und ordent-
ihre Gedanken auszudrücken. Wenn man nun die Predigt-

kunſt ſo einſchränkt, ſo kann ſie nützlich ſein, da ſie hingegen, wei
ſie ohne Maß getrieben wurde, bereits vielen ſchadet und machet,
daß diejenigen, welche dadurch mit Beiſeitſetzung andrer allein
Prediger werden wollen, bisweilen nicht einmal geſchickt werden,
Predigten, ich meine aber, zum wahren Nutzen der Zuhörer zu
halten, ſondern kitzeln gemeiniglich mit vielen Worten die Ohren,
laſſen aber die Herzen unberührt. Inſonderheit muß man, wie ich
dafür halte, in der Predigtkunſt ſelbſt dieſen Fehler bemerken, oder
vielmehr vermeiden, welchen einige begehen, die gar zu viel aus der
Grammatik oder Sprachkunſt machen, und daher aus den Wort-
und Spruchregiſtern den Gebrauch des Wortes weitläufig erzählen,
obgleich die Sache, worin ſelbiges angetroffen wird, jener gar nicht
gleich noch ähnlich iſt. Dieſe weitläufige Anführung der hebräiſchen
und griechiſchen Wörter kann dem Volke nicht erbaulich ſein, da
doch deſſen Heil das höchſte Geſetz und Vorſchrift iſt, darnach ſich
der Prediger und alſo auch die Predigerkunſt zu richten hat."

In der zweiten Predigt über Joh. 4, 46 in ſeinen erſten geiſt-
lichen Schriften S. 507 ſagt Spener: „Hier ſehen wir wiederum, wa
die vornehmſte Tugend der Lehrer ſei in Göttlichem. Nämlich
nicht die Wohlredenheit und nach den Kunſtregeln der Rhetorik ein
gerichtete Manier zu predigen. Denn obwohl auch dieſes eine Gab
Gottes iſt, die an ſeinem Orte nicht zu verachten ſteht, und be
dem äußerlichen Menſchen etwas vermag, iſt's doch wahrhaftig da
allergeringſte, ja kann oftmals im Mißbrauch ſchädlich werden und
das Kreuz Chriſti zu nichte machen. 1. Cor. 2, 17. Wo man
deßwegen ſeinen Glauben ſetzet nicht auf Gottes Kraft, ſondern
menſchliche Weisheit. 1. Cor. 2, 5. Was an ſich ſelbſt kräftig
und durchdringend iſt, bedarf der großen Wohlredenheit und zierlich
ausgeſchmückten Rede nicht, wie gemeiniglich eine böſe Sache zier-
licher Rede mehr bedarf. Wäre alſo dem Worte Gottes eine
Schande, wo dasſelbe von dieſem menſchlichen Werk der Kunſt-
wohlredenheit müßte ſeine Kraft erſt empfangen. Ja, gemeiniglich
iſt bei dem Prediger die gebührende Andacht nicht, wo er in ſeinen
Predigten auf dieſes vornehmlich ſiehet, wie er auf das zierlichſte
und daß es lüſternen Ohren gefallen möge, ſeine Predigt einrichte,
damit ja wenig Figuren der Rhetorik ausbleiben. Da hingegen
wer ſich niederſetzt eine Predigt zu concipiren, nächſt dem er den
himmliſchen Vater um den Beiſtand des heiligen Geiſtes angerufen

hat, auf dieſes vornehmlich bedacht ſein ſoll, wie er aus ſeinem vorgegebenen Texte ſeine Gemeine nützlich erbauen könne, und alſo um ſolche Lehren, die etwas fruchten mögen. Denn hat er den heiligen Geiſt inbrünſtig angerufen, ſo wird er ihn dazu antreiben. Hat er nun ſolches gefunden, ſo befleißigt er ſich, dasſelbe auf das verſtändlichſte mit den Arten zu reden, denen er ohne das gewohnet, ohne Affektation und künſtliches Geſuch auszudrücken und vorzutragen. Denn es liegt ihm niemals an der Zierlichkeit der Worte, ſondern an der Güte der Lehre. Auf dieſe wendet er Zeit und Sorge, auf jene nicht, ohne was ungeſucht ihm vorkommt. Und wo es ſo hergehet, ſo regiret Gottes Geiſt. Aber wo man ſich um die Sache ſelbſt nicht ſo ſehr, wohl aber, wie man es doch auf das oratoriſchſte möge vorbringen, befleißet und da über einem Wort oder Redensart eine halbe Stunde denkt, nicht, ob ſie erbaulich ſei oder nicht, ſondern ob es auch kraus genug ſei, oder ob es noch beſſer verkünſtelt werden könnte, da iſt leider zu ſorgen, der Welt Geiſt ſei ſtärker als der Geiſt Gottes. Bei Zuhörern wird ſich's auch gewißlich finden, daß, wie denſelben, ſonderlich lüſternen Ohren dergleichen gefället und ſie die Zierlichkeit nicht genug zu rühmen wiſſen, wie Alles ſo ſchön und anmuthig vorgebracht worden, daß nicht ein Wörtlein wäre zu verbeſſern geweſen, ſie doch faſt wenig dadurch auferbaut werden. Der äußerliche Menſch findet daran ſo viel, damit er ſeinen Vorwitz ſpeiſet, daß dem innerlichen zu ſeiner Beſſerung nichts übrig bleibt. Urſach, man vergafft ſich an der Zierlichkeit und läſſt die Sache ſelbſt fahren. So dann iſt ein Mal Gottes Geiſt nicht ſo kräftig bei dem, was er nicht ſelbſt eingegeben, ſondern dabei dem Weltgeiſt mehr hat Platz laſſen müſſen. Was jetzo geſagt von der Wohlredenheit, iſt auch zu verſtehen von aller andern Kunſtgeſchicklichkeit und Subtilität. Da ſagt abermal Chriſtus nicht, ich habe euch große Kunſt und tiefersonnene philoſophiſche Subtilitäten geſagt, ſondern die Wahrheit. Sind alſo freilich ſolche Erudition und Geſchicklichkeit, ob ſie ſchon ſonſt auch eine Gabe Gottes ſind, gleichwohl nicht das vornehmſte in der Lehre, um deſſentwillen zu glauben iſt. Ja eine Predigt, darinnen die Sachen zu gelehrt und ſubtil vorgetragen werden, das iſt, wo die Dinge traktirt werden, die zur Erbauung des Chriſtenthums nichts thun, ſondern allein unter die Gelehrten gehören, oder zwar nützliche Sachen vorgenommen, aber alſo traktirt werden, daß, weil der

Prediger allein seine Kunst zeigen will, man sie wiederum nicht fassen kann, die nützet dann gar nichts oder je wenig. Auf's Wenigste nimmermehr soviel, als was in nicht alberner und unwissender, sondern gründlicher Einfalt gelehret worden: aber einig und allein die Wahrheit ist die vornehmste Tugend wahrer Lehre, die in göttlichem Wort gegründet ist und die Geheimnisse des Heils in sich fasset. Es sei nachmals mit der Geschicklichkeit oder Wohlredenheit beschaffen gewesen, wie es wolle, so hab' ich mein Amt gethan und ist die Gemeine mir zu glauben schuldig."

Von den polemischen Predigten will Spener nichts wissen: die Streitpunkte sind allerdings nicht ganz zu verschweigen, allein es ist Maß zu halten. Er stellt als Grundsatz auf: „Die Controversien sparsam und nicht anders, als wo es Text und Noth erforderte, aber auch alsdann mit Grund und Ueberzeugung des Gewissens, jedoch soviel möglich noch mit den gelindesten Worten gegen die Widersacher und daß man mehr Erbarmen als Haß gegen sie wahrnehme, auch die Zuhörer mehr zur Liebe gegen ihre Personen als Feindschaft vermahne, zu traktiren." Theol. Bedenken 3, 655. „Was die Controversien anlangt," spricht er, theol. Bedenken 1, 690, vgl. 4, 453, „ist derselben Vortrag nicht zu verachten, sonderlich wo es des Auditorii Nothdurft erfordert und der Text mit sich bringet, thun diejenigen wohl, welchen Gott solche Gaben und gründliche Erudition, ohne die die Abhandlung solcher Materien fast schlecht abgehet, und weil sie aus Schwachheit der Vortragenden den Leuten eher Scrupel machen können, billig von denselben, die sich dessen bewußt sind, unterlassen werden sollen, verliehen hat, daß sie dieselbe gründlich vorlegen und die Zuhörer gegen die Verführer vermahnen. Sie gehören aber nicht Allen zu und bedürfen weder allezeit, noch aller Orten geliebt zu werden."

Der Prediger hat alle Ziererei zu vermeiden, er gebe sich, wie er ist, Natürlichkeit ist der schönste Schmuck der Rede. Spener hat sich entschlossen, wie er selbst in dem dritten Theile seiner theol. Bedenken S. 655 sagt, „dem affectui animi in der Predigt in Sprach und Geberden allemal den Zaum zu lassen und also zu reden, wie mir's gerade dießmal um's Herz war, ohne einige Affektation, daß die Zuhörer wahrhaftig an mir den Unterschied sehen, wie man ein Mal kälter, ein ander Mal erwärmter, ein Mal freudig, ein ander Mal niedergeschlagener sei und also immer von meiner Gemüths-

bewegung, die sich in der Rede deutlich ausdrückte, urtheilen könnten und nicht in gezwungener Gleichartigkeit erkennen müssen, daß es ein bloß studirtes Werk sei, welches nachmals weniger afficiret." Wie der Lehrer sich geben soll, wie er ist, so soll er seine Hörer auch nehmen, wie sie sind, und ihnen ja nicht über den Kopf weg predigen. Er muß sich klar und deutlich, verständlich und faßlich für jedermann ausdrücken. Dieß schärft Spener wiederholt mit großem Nachdrucke ein. „Ein Prediger," mahnt er in den theol. Bedenken 1, 706, „soll Fleiß und Sorgfalt anwenden, seine Predigten so deutlich und einfältig zu halten, als es seiner Gemeinde Nothdurft und Begriff mit sich bringet und erfordert, hingegen sich alles dessen zu entschlagen, was nicht der höchsten Nothwendigkeit ist, ob es auch bei andern Gemeinden, da man mehr und mehrerer Art Gelegenheit hat, nützlich sein möchte." „Wenn Paulus Gal. 5, 16 spricht: Ich sage aber, wandelt im Geiste, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen," lesen wir in dem ersten Theile der erbaulichen epistolischen Sonntagsandachten S. 486, „so setzet er voran: ich sage aber, und gibt zu verstehen, daß er dasselbe, was er zuvor geredet, in eine kurze Summa bringen und den Einfältigen zum Besten erklären wolle. Leuchtet dießfalls den Predigern vor, daß sie der lieben Einfalt zu gut verständlich predigen und, wenn etwas schweres vorfallen möchte, mit hellen, klaren Worten durch Sprüche, Exempel und Gleichnisse erklären sollen. Wie wollen wir den ungelehrten Haufen zum Himmel bringen, so wir in unsren Predigten mehr auf Kunst als Erbauung sehen? Schlecht und recht ist das Allerbeste und Festeste, ohne Geblümel und menschliche Weisheit. Gottes Wort bedarf ja unsres elenden Wortschmuckes nicht, es hat seinen eigenen Schmuck und Kraft bei sich." „Das halte man," erinnert er in den theol. Bedenken 1, 690 vgl. 4, 453, „sein Lebtag für seine größte Kunst, wo man ohne einige menschliche Kunst in einer göttlichen Einfalt diejenigen Wahrheiten verträgt, welche Alle, die in der Furcht des Herrn Acht geben wollen, wohl fassen können und daß man ja sein Lebelang keine Zeit ihm selbst oder seinen Zuhörern verderbe mit Einführung solcher Dinge, welche allein ad ostentationem eruditionis oder eine Verwunderung des Volkes zu erwecken dienen und dahin gemeinet sind, hingegen keinen Nutzen einer Stärkung des Glaubens oder Beförderung dessen Früchte mit sich bringen. Denn solche Sachen sind nicht nur

unnütz, sondern bei recht christlichen Seelen erwecken sie eine herzliche Betrübniß, solche Dinge an des Herrn Stätte zu hören, welche nicht aus Gott oder zu seiner Ehre gerichtet sind. Daher bei ihnen auch das übrige nützlich Vorgetragene fast etwas Nachtheil leidet und nicht sowohl erbauet, weil es von einem Menschen kommt, dessen eitlen Sinn sie auch aus anderm haben kennen lernen." Erbauen soll die Predigt, daher ist Alles, was die Erbauung nicht wesentlich fördert, aus ihr zu entfernen. In dem zweiten Theile der schon angezogenen epistolischen Sonntagsandachten S. 157 äußert er hierüber: „Sagt Paulus Gal. 3, 15: Liebe Brüder, ich will nach menschlicher Weisheit reden, so heißt menschlich reden, sich, da man von hohen Geheimnissen und schweren Dingen redet, also herablassen, daß man sich dahin bequeme, daß auch Einfältige es verstehen möchten, indem man von solchen Dingen mit ihnen redet in der Art und Weise, wie die Menschen im gemeinen Leben unter einander reden, auch von dem Gleichniß nehmen, was in dem gemeinen Leben gebräuchlich ist und uns täglich vorkommt, wie er also redet Röm. 6, 19: Ich muß menschlich mit euch reden um der Schwachheit willen eures Fleisches. Lehrer haben sich auch in diesem Stück nach Pauli Exempel zu bequemen, welches ihnen nicht nur anzusehen, sondern nachzuahmen vorgestellet ist, dieweil Paulus hierinnen nichts absonderliches gethan, aus sonderbaren und andern nicht angehenden Ursachen, sondern es ist ein Werk, so aus der Regel des Gewissens fließet, die bei einem Prediger diese soll sein: auf die Weise und Manier mit seinen Zuhörern zu handeln, wie er nach seinem besten Wissen befindet, daß es werde am allererbaulichsten sein, indem er nicht dastehet, seine Kunst zu merzen, sondern die Gemeinde zu bessern. Wenn er nur einige Art findet, daß er sich am allerbesten, auch von den Einfältigsten mag verstehen machen, ist er zu solchem verbunden, sollte es einfältig lauten bei denen, die da allein hohe Subtilitäten liebten. Thut er's nicht nach seinem besten Vermögen, denn über das ist er nicht verbunden, so gehört er unter die, so Gott verflucht, weil sie das Werk des Herrn nachlässig treiben, Jerem. 48, 10, und ist schuldig am Versäumniß alles Guten, so sonst fromme Herzen von ihm hätten lernen mögen, wo er sich besser beflissen, mit ihnen nach ihrem Verstand umzugehen." „In den Predigten," bekennt er in den theol. Bedenken 3, 751, „ist mein Zweck die Erbauung allerlei

xt, ſowohl insgemein als nach Erforderung jeglichen Textes. Daher ch zwei Stücke der Predigt nöthig finde und alſo einen doppelten Zweck habe bei jeglicher Predigt, nemlich 1) daß der eigentliche Verſtand des Textes aus demſelben ſelbſt und Gegenhaltung andrer Stellen auf's gründlichſte und deutlichſte den Zuhörern vorgeſtellt, ſodann 2) deſſelben Früchte gewieſen werden, theils ſofern ſolche Früchte darinnen beſtehen, eine göttliche Wahrheit, die zu unſerer Glaubensſtärkung nöthig iſt, deutlicher vorzutragen, und alſo eine ſolche Lehre mit Zuziehung anderer Sprüche auszuführen, oder auch einigen Irrthum zu widerlegen, theils ſofern ſie in Einrichtung oder Beſſerung des Lebens beſtehen, theils ſofern dadurch das Herz getröſtet werden ſolle, daher zu ſolchen Früchten die Unterrichte, die Beſtrafungen und Vermahnungen und die Vorſtellungen des Troſtes gehören. Davon hat nun die Erklärung des Textes und die Glaubenslehren meiſtentheils mit dem Verſtand des Menſchen zu thun. Die andern Früchte berühren mehr den Willen; welches aber unter allen ausgelaſſen wird, wird der Erbauung dadurch etwas abgehen. Wohingegen dieſe Dinge recht, wie ſich's geziemet, getrieben werden, mag man erſt ſagen, daß die Predigten zur Erbauung eingerichtet ſeien."

„Der Grund," ſo dürfen wir mit Speners Worten aus den consiliis theol. latinis 3, 16 fortfahren, „alles Desjenigen, was in den heiligen Reden vorgetragen wird, liegt in dem gepredigten Worte Gottes, und zwar in deſſen eigentlichen und vom heiligen Geiſt als dem wahren Urheber dabei intentirten Verſtande. Sollte nun dieſer Verſtand oder zum wenigſten einige Umſtände nicht ſogleich jedermann in die Augen fallen, daß man es, wenn man es zum erſten Male lieſt oder höret, verſtünde, ſo iſt es allerdings höchſt nöthig, zuerſt dahin bedacht zu ſein, daß man eine jede ſchwere Schriftſtelle erkläre und faßlich mache, zu welcher Abſicht dann die Grundſprachen, gleichlautende Stellen und andere Hülfsmittel einer guten Auslegung dienen. Sind alſo die Schwierigkeiten, die ſich bei dem Sinne des Textes finden, gehoben, ſo hat damit ein Prediger ſeinem Amte noch lange nicht genug gethan und das iſt die wahre Meinung derer, welche diejenige Lehrart mißbilligen, da man in Erklärung der bibliſchen Stellen zu weitläufig iſt. Man hat einen fruchtbaren Baum nicht allein anzuſehen, ſondern man muß deſſen Früchte auch ſammeln und genießen.

Erinnert man dagegen, ſolches ſei dem Zuhörer zu überlaſſen, ſo gebe ich es zwar einiger Maßen zu, glaube aber, daß es viel leichter und ſchneller geſchehen werde, wenn des Lehrers Treue und Fleiß dazu kommt. Es kann nicht jedermann von einem Baume die Früchte abbrechen, beſonders wenn ſie zu hoch hängen oder mit Laub bedeckt ſind, daß er ſie nicht mit der Hand erreichen kann, ſondern ſie müſſen Einigen in die Hand, Andern in den Mund gegeben, noch Andern gar vorgekaut werden, wenn ſie dieſe genießen ſollen. Auf eben ſolche Art muß man der Schwachheit der uns anvertrauten Seelen zu Hülfe kommen und mit Geduld nach Beſchaffenheit ihrer Kräfte urtheilen, wie wir unſren Vortrag einzurichten haben. Man ſammelt aber die Früchte des gepredigten Wortes, wenn man mittelſt der aus dem Text gefolgerten Lehren ſich bemühet, durch die Vorſtellung der göttlichen Gerichte den Sünder zur Erkenntniß und Reue; der in Chriſto uns geſchenkten Heilsgüter aber den erſchrockenen Sünder zum Glauben an Chriſtum zu bringen. So hat man ſeine Zuhörer aus dem Text ſelbſt zu ſtrafen, zu ermahnen, zu tröſten, wie es der Inhalt des Textes mit ſich bringt; das erſtere aber mit einem ſanftmüthigen Eifer und eifrigen Sanftmuth." Daher dringt er in der ſchon erwähnten in Leipzig gehaltenen Predigt vor allen Dingen auf ein ernſtes, anhaltendes Studium der heiligen Schrift. „Weil der heilige Geiſt," leſen wir in der Glaubenslehre S. 588, „in allem ſeinem Amte, darinnen ſie ihm ein Mal dienen wollen, durch das Wort Gottes handelt, daß ihr Hauptſtudium ſei die heilige Schrift, dieſelbige gründlich verſtehen zu lernen. Sie ſeien verſichert, daß zwar alle andere Studia, philosophica und dergleichen, auch ſo gar andere Materien in theologicis ihren großen Nutzen haben, aber daß gleichwohl, wo einer nichts von allen andern studiis wüßte, wäre aber mächtig in der Schrift, derſelbe dennoch ein kräftiges Werkzeug Gottes und erbaulicher Lehrer würde werden können: wer aber hingegen von der Schrift wenig weiß, wäre er auch in den übrigen studiis, ſogar auch in denen, die man zur theologia zählet, zur höchſten Vollkommenheit gelanget, iſt kein der Gemeine nützlicher theologus, oder von ihm zu hoffen, daß er ein reich geſegnetes Werkzeug des heiligen Geiſtes werde werden. So wollen ſie ja die heilige Bibel das erſte und letzte in ihren studiis ſein

ſſen, auch alle andere studia ſo viel mehr oder weniger ihnen
lbſt nöthig achten, als ſie zu der Schrift führen oder nicht."

Geſetz und Evangelium ſind auch nach Spener die beiden
auptſtücke der ganzen heiligen Schrift: der Prediger hat alſo
eides, das Geſetz ebenſo gut wie das Evangelium zu verkündigen,
och iſt er nicht ein Diener Moſis, ſondern ein Knecht des Herrn.
as Geſetz wird nur wegen des Evangeliums getrieben. „Wo der
raxeos gedacht wird," ſagt Spener in den theol. Bedenken 1, 690
gl. 4, 454, „iſt nicht die Meinung, daß man alleine bei den
oralien bleiben ſolle. Sondern das Erſte in der praxi iſt ſelbſt
e praxis fidei, und am allermeiſten dahin zu trachten, daß durch
e Predigt des heiligen Evangelii und die theuren Schätze der
öttlichen Gnaden und Heilsgüter, wie ſie gründlich und beweglich
orgelegt, die Herzen der Zuhörer zu einem rechtſchaffnen Glauben
nd Vertrauen gegen den himmliſchen Vater gebracht werden mögen,
raus ſobald eine herzliche Liebe gegen denſelben, folglich auch ein
nſter Fleiß zu den übrigen Geboten des Herrn aus Liebe zu
andeln, nothwendig entſtehen wird. Da haben alsdann, wo dieſes
Grund gelegt wird, die eigentlich ſo genannten Moralien auch
ren Nutzen. Alſo laſſe man ſich dieſes ſein Lebenlang eine Regel
in, ſeinen Hauptzweck darein zu ſetzen, daß man einen guten Baum
tzen, das iſt, den Glauben vermittelſt des heiligen Geiſtes Wirkung
die Herzen bringen: daraus eine Liebe gegen Gott erwecken, und
durch das übrige gottſelige Leben zuwege bringen möge. Dieſes
ird das Amt eines rechten evangeliſchen Predigers ſein. Geſchieht
aber nicht auf die Weiſe und ſuchet man nicht den Glauben ein-
predigen, ſo iſt das Meiſte vergebens, was von den Moralien
handelt wird, welches auch daraus klar wird, weil wir alle be-
nnen, daß die guten Werke Früchte des Glaubens und Geiſtes
d, daher ja ohne den Glauben nicht zuwege gebracht werden
ögen. Je öfter und je deutlicher man alſo die Güter des Evan-
lii, die Schätze unſres Heiles ſeinen Zuhörern anrühmen wird,
viel beſſern Grund, ſei man gewiß, daß man legen werde; damit
ch die Geſetzpredigten nicht ohne Frucht bleiben." Reine Geſetzes-
edigten mag Spener nicht, um den Stab Moſis iſt das ſüße
angelium von der Gnade Gottes in Chriſto zu wickeln. „Ich
ſſe mir ernſtlich angelegen ſein," ſagt er in den theol. Bedenken
102, „vermittelſt göttlicher Gnade neben den herrlichen Gnaden-

schätzen des Evangelii und was wir in Christo haben, auch sobald anzuzeigen, wie solche allein mit der Glaubenshand mögen gefasst werden und wie ohne diese nicht möglich sei zu jener wirklichem Genuß zu gelangen: sodann wie solcher Glaube das Herz einnehme, erneure und ändere, damit ein ganz anderes Leben daraus entstehe: wie nicht möglich sei, daß in einem solchen Herzen der Glaube wohnen könne, welches sich in die Lüste dieser Welt und deren Güter also verliebet, daß es um derselben willen seines Heilandes Regeln zuwider lebt: wie nicht möglich sei, daß derjenige das unschuldige Leben und Leiden seines Jesu mit wahrem Glauben gefasset habe, der nicht auch auf dem Wege, den er vorausgegangen, ihm nachzufolgen trachte: wie nicht möglich sei, daß derjenige von Grund der Seelen glaube, daß er von den Sünden und der Welt Dienst erlöst sei, welcher denselbigen so angelegentlich annoch dienet, und also insgesammt, wie in Christo Jesu eine neue Creatur und ein rechtschaffen Wesen sei. Daher treibe ich gern den herzlichen Eifer der wahren Gottseligkeit nicht eigentlich mit den bloßen Geboten oder Drohen, sondern Erweisthum, wie solche aus dem seligmachenden Glauben fließen müsse. Hingegen eifre ich gegen das gottlose Leben vornehmlich aus dem Grunde, weil solches klar zu erkennen gebe, daß kein Glaube bei solchen Leuten sei, und also die lieben Schätze des Evangelii wieder von ihnen entfernt seien, auch sie sich, wo sie in solchem Unglauben bleiben, ihrer nicht zu getrösten, sondern wegen derselben Vortrefflichkeit nur ein so viel schrecklicheres Gericht zu erwarten haben. Also zeige ich gern den Zuhörern den schönen Garten Gottes und die trefflichen Früchte darinnen, zeige aber, daß nur Eine Thür in denselbigen sei und verzäune auf der andern Seite denselben, daß nicht die Schweine ungehindert hineinlaufen und denselben umwühlen mögen. Und so mag alsdann solche Lehre des Evangelii recht ihren Nutzen haben, dazu sie geordnet ist, und hören die Verächter göttlicher Gnade alle Mal, daß sie dieselbe nicht eher angehe, bis sie mit wahrem Glauben zu dem Besitz und Genuß ihrer Güter wieder gelangen, damit sie nach solchem auch eifrig trachten mögen." „Wir müssen Gesetz und Evangelium," sagt Spener in seiner Investiturpredigt zu Chemnitz (Erste geistl. Schriften S. 1262 f.), „weder mit einander vermischen, noch sie von einander trennen. Wir bedürfen das Gesetz zu treiben, sowohl die rohen und sicheren Herzen dadurch zu erschrecken und

zur Erkenntniß der Sünden zu bringen (wie wir denn auch des Strafamtes nicht vergessen müssen), als auch allen Menschen die Regel deutlich vor Augen zu legen, nach welcher Gott haben will, daß alle leben sollen. Sonderlich aber was das Strafamt anlangt, müssen wir gar sorgfältig sein mit demselben umzugehen und immer gedenken, es sei wie gewisse starke chemische Arzneien, die, wo man sie nicht gar wohl gebraucht und nur etwas in der dosi fehlet, den Menschen eher tödten als gesund machen. Wir müssen also trachten, allezeit so zu strafen, daß jedermann, wo er nur will, auch die Bestraften selbst sehen können, wir strafen in und aus herzlicher Liebe, es sei keine natürliche oder angewohnte Zornmüthigkeit noch Bitterkeit bei uns, sondern wie ein heiliger Eifer für Gottes Ehre, also eine reine und brennende Liebe für den Nächsten, den man strafet, damit wir ihn bessern. Daher müssen wir uns aller allzu harten, groben und Scheltworte enthalten, damit wir sonst mehr erbittern, als erbauen, auch die Leute, wenn sie es gewohnt, nachmals nicht mehr achten, hingegen das Strafen vielmehr führen zur rechten Zeit, mit einer nachdrücklichen Ueberzeugung der Gewissen, daß sie selbst müssen das Unrecht erkennen und dessen Schwere fühlen. Wir müssen uns sonderlich hüten, unsre eignen Sachen nicht auf die Kanzel zu bringen, oder einige eigene und fleischliche Affekte darauf hören zu lassen, denn die Kanzel ist für Gottes und nicht unsre Sachen, und wer darin sein Amt mißbraucht, daß er Privataffekte einmischt, der verdirbt gemeiniglich die Frucht alles übrigen, was er sonst hätte fruchten können. Denn man nimmt nachmal leicht für Affekte auf, was es nicht ist, weil man dergleichen an einem bereits gewohnt ist. Am allermeisten aber haben wir zu erkennen, daß wir zur Predigt des Evangelii berufen seien. Denn mit dem Gesetz allein, das uns weder den Geist geben noch lebendig machen kann, Gal. 3, 2, 21, werden wir unser Lebtag nicht einen einigen Menschen bekehren, sondern sein Amt ist nur, zu der wahren Bekehrung die Herzen vorzubereiten; aber die deutliche Vorstellung der göttlichen Liebe gegen uns, der Gnade, so uns in Christo Jesu widerfahren ist, des Todes, Verdienstes und Auferstehung desselben, der reichen Schätze der Seligkeit, die er uns erworben hat, und uns in der heiligen Taufe geschenkt sind (wie wir nämlich in derselben Gottes Gnadenkinder, Brüder Jesu Christi und seiner Gerechtigkeit theilhaftig, des heiligen Geistes Tempel und Werkstätte und

Erben des ewigen Lebens, folgens schon bereits in dieser Zeit wirklich selig, aber in der Hoffnung Röm. 8, 14, der künftigen Offenbarung und vollkommenen Genusses worden seien), und also aller evangelischen Trostmaterien, sind das rechte Mittel, dadurch wir die Leute wiedergebären können." Wiederholt schärft Spener ein, daß die Predigt die Gewissen zu treffen suchen müsse, daß, wie er sich gelegentlich ausdrückt, er sich in allen wichtigen Materien gern an der Zuhörer Gewissen zu addressiren habe. „Darauf," sagt er in den ersten theol. Bedenken 1, 706, „ist aber sonderlich zu sehen, daß die Vermahnungen beweglich und die Bestrafungen auch durchdringend, aber beide also abgefasst sind, daß die Zuhörer selbst sehen, daß sie aus Wehmuth des Herzens und erbarmender Liebe ausgegossen werden und ja weder einige Bitterkeit gegen sie, noch Begierde über sie zu herrschen, darunter stecke, damit aus der Ueberzeugung, aus welcherlei Herzen alles komme, alle Worte einen viel tieferen Eindruck in dieselben erlangen."

Erbaut sich die Predigt auch nur auf dem Grunde des Wortes Gottes, des Textes, so braucht dieselbe doch nicht auf dem ganzen Texte zu ruhen; es genügt, ja es ist bisweilen geboten, daß man aus dem Texte nur dieß und das verwerthet, daß man an den Text seine Gedanken nur lose anknüpft. „Die Methode zu predigen anlangend," so erklärt er sich in den ersten theol. Bedenken 4, 210, „so mache ich einen Unterschied unter den ordentlichen Predigten, wie dieselben insgemein beschaffen sollen sein, und den außerordentlichen, die aus gewissen Ursachen so oder so gehalten werden. Was die erste Art anlangt, zu welcher gleichwohl die meisten sollen gehören, geziemt sich's, daß man eigentlich bei dem Texte bleibe und solchen die Norm lasse sein seiner Traktation, wo freilich nichts hineingebracht, sondern alles daraus genommen und gesucht werden soll. Es ist aber nicht nur allein nicht ungewöhnlich, sondern auch der Erbauung nicht entgegen, daß zuweilen einige andere Predigten werden gehalten, so sich eben nach jener Regel nicht ganz richten, daß nämlich zwar nichts wider die Schrift, welches niemals zu dulden, angeführt, aber doch auch nicht bloß bei dem Texte geblieben, sondern dasjenige, was man vorzutragen nützlich erachtet hat, zu demselben gezogen wird. Die Ursache ist diese, weil man oft an gewisse Texte durch die Gewohnheit gebunden ist, wie z. E. an sonntägliche Evangelia, so kann's zuweilen geschehen, daß ein Prediger

von einer gewissen Materie vor seiner Gemeinde zu handeln nöthig erkennet, hat aber oft lange Zeit keine Gelegenheit dazu: daher nimmt er bei einem Evangelio Anlaß, dasjenige zu handeln, nicht was ihm dasselbige an die Hand gegeben hätte, sondern was er sonsten der Gemeinde erbaulich erachtet hat. Da läugne ich nicht, wo man die accurateſten Regeln der Methode zu Rath zeucht, daß eine solche Predigt einigerlei Maßen mag gezwungen geachtet werden, aber es gehet die Liebe der Kunst und methodi regulis vor, und mag dasjenige, was wider diese etwas anstößt, etlicher Maßen vertheidigt werden, weil die Erbauung der Gemeinde etwas dergleichen haben will. Zwar wo einer dergleichen wollte bei der freien Wahl eines Textes thun, so wollte ich solches nicht billigen. Denn wo man's frei hat, so nehme man solche Texte, welche die Sache, die wir lehren wollen, selbst uns vorlegen und keines Zwanges bedürfen. Aber ein anderes ist es mit denen ex lege oder ex consuetudine vorgeschriebenen Texten. Das ist wahrhaftig nicht allemal dasjenige, was aus dem vorkommenden Evangelio fließt, auch das für solches Mal der Kirche nöthigste, auf welches wir aber insgemein meistens zu sehen haben. Ja ich kann wohl sagen, daß es ohne dergleichen Zwang oder illationem kaum möglich ist, allen Rath Gottes, wie wir doch thun sollen, einer christlichen Gemeinde zu offenbaren, wie sich's zeiget, der die Materien erwägt, die er etwa zu treiben nöthig findet und hält sie nachmals gegen die Evangelia. In welchem Fall ich alsdann für viel nöthiger halte, bei einigen Evangelien diejenigen Dinge zu traktiren, die nicht ebenselbst daraus fließen, aber der Gemeinde für die damalige Predigt mögen das auferbaulichste gewesen sein, als diese versäumen und allzu scrupulös bei dem Text und dessen natürlicher Ordnung, welche sonst freilich den Vorzug haben sollen, verharren."

Auf das Eindringlichste mahnt Spener zu gewissenhafter Ausarbeitung der Predigt. Oefters erinnert er an das Wort seines trefflichen Lehrers Joh. Schmidt, daß junge Blättler alte Bettler würden. „Also wiederum," sagt Spener in seiner Antrittspredigt zu Frankfurt a. M., „die das Evangelium predigen, sollen gedenken, daß sie nicht Menschenwort reden, sondern Gotteskraft. Daher sie sich wohl vorzusehen, daß sie nicht irgend eigne Gedanken und Einfälle darin mischen und also durch solche Vermischung es verderben, daß sie auch ehrerbietig und sorgsam damit umgehen und

es reden als Gottes Wort, daß sie nicht eine Ehre darin suchen, die Predigten, wie man sagt, aus dem Aermel herauszuschütteln, sondern so viel möglich ist, wegen anderer Geschäfte, fleißig darauf studiren. Sonst heißt's, große Schande dem Wort Gottes angethan und nicht betrachtet, wie solches göttliche Kraft sei."

Der Prediger muß die göttliche Kraft des Wortes an seinem eigenen Herzen erfahren haben, er soll nur davon reden, wovon sein Herz voll ist: doch ist Spener weit von der Behauptung späterer Pietisten entfernt, daß der nichtwiedergeborne Verkündiger des Wortes gar keinen Segen schaffen könne. „Der rechtschaffene Prediger muß auch ein guter Baum sein," lesen wir in der Colditzer Investiturpredigt (Erste geistl. Schriften 1316 f.). „Das ist, er muß nicht nur die Erkenntniß des Christenthums und der Heilslehre, dazu er Andre führen sollte, haben, sondern rechtswegen soll er auch ein guter Christ und wahrhaftig wiedergeboren sein. Ich sage zwar nicht, daß ein solcher Prediger, der nicht auch zugleich ein wahrer oder wiedergeborener Christ ist, gar nichts erbauen könne, indem das Wort Gottes, wo es nicht selbst verfälschet wird, seine Kraft in sich selbst hat, und nicht erst von dem Prediger bekommen darf, viel weniger sage ich, daß die Sakramente, von einem solchen gereicht, unkräftig seien, denn auch derselben Kraft hängt nicht an dem Diener, sondern an göttlicher Einsetzung; sondern so viel sage ich nur, daß ein Prediger, der nicht auch ein wiedergeborener, rechtschaffner Christ ist, nicht alles dasjenige auszurichten vermöge, was er billig Amts halben sollte, sondern weil es ihm an der göttlichen Weisheit mangelt, die zu dem Amte und dessen Verrichtungen nothwendig ist, so kann er diese nicht also in's Werk setzen, daß alle Zeit derjenige Nutzen, welchen man erlangen sollte, von ihm erreicht würde. Indem es in dem Amte nicht alle mal mit dem bloßen Gewissen genug ist, sondern es gehöret auch die rechte Klugheit der Gerechten dazu, wie man das Wort insgemein und absonderlich vortrage, wie man den Gewissen rathe und bei jedermann absonderlich Gesetz und Evangelium recht theile. Es gehöret dazu ein eifriges und in dem Geiste thuendes Gebet, die nöthige Gnade Gottes ihm selbst und den Zuhörern zur Handlung und Anhörung göttlichen Worts zu erlangen. Alles dieses aber finde sich nicht bei denjenigen Predigern, so nicht rechtschaffene Christen

ſind, daher es nicht anders ſein kann, als daß die Frucht ihres Amtes aus ſolcher Urſach ſehr geſchwächt wird."

Wir beſitzen von Spener eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Predigten: wundern uns aber doch, daß nicht mehr von ihnen im Druck erſchienen ſind. Denn Spener war der Hauptzeuge des Herrn zu ſeiner Zeit, das Haupt der Pietiſten, welche ſich damals im ganzen Reiche mehrten, deſſen Wort man gern hörte und deſſen Rath man ſo häufig einholte, und, was die Hauptſache iſt, die Herausgabe von weiteren Predigtſammlungen hätte ihm nicht die geringſte Mühe gemacht. Er arbeitete ſeine Predigten mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit aus, nur ein Mal ein einziges Jahr hindurch predigte er auf den Rath mehrerer Freunde ohne vollſtändiges Concept nach einer Skizze, und ſeine Aengſtlichkeit ging ſo weit, daß, wenn er auf der Kanzel auch nur ein anderes Wort ſtatt des in dem Concepte ſtehenden gebraucht hatte, er gleich nach der Predigt daheim die Verbeſſerung nachtrug. Die uns im Druck vorliegenden Predigten ſind gerade ſo, wie ſie gedruckt vorliegen, auch gehalten worden: ich zweifle gar nicht daran, daß ſelbſt die griechiſchen Worte und kleinen Sätze, welche uns in ihnen hin und wieder begegnen, mitgeſprochen ſind. Sie ſind alſo ein treuer Spiegel von Speners ganzer Predigtweiſe.

Speners Predigten ſind keine kurzen Herzensergüſſe, keine donnernden Bußpredigten, keine Pſalmen aus höherem Chore: ſie ſind über alle Begriffe einfach, verſtändlich, klar, nüchtern, trocken und lang, wofür Manche gewiß gern langweilig ſetzen möchten. Höchſt verſtändlich iſt ſchon der Eingang, die Auslegung des Textes iſt ebenſo breit, die Nutzanwendungen wollen oft kein Ende nehmen. Aus einer Spener'ſchen Predigt müßte man jetzt, um nicht den Ueberdruß der Zuhörer zu erwecken, wenigſtens drei bis vier Predigten machen: es ließe ſich dieſe Zerſchneidung ganz leicht vollziehen, manche Einleitung gälte jetzt ſchon für eine vollſtändige Predigt; ebenſo auch manche Auslegung des Textes. Breit angelegte und weit ausgeführte Abhandlungen ſind alle Predigten. Hat Spener auch keiner von den damals herrſchenden Methoden ſich unterworfen, ſo herrſcht doch ſtrenge Ordnung, Methode in allen ſeinen Predigten. Es ſcheint dieſe Behauptung mit ſeinen eigenen Auslaſſungen in dem 4. Theile der erſten Bedenken S. 228 ff. ſich nicht zu vertragen. Er ſagt hier: „Ich habe von der Zeit an, da ich etlicher

Maßen die Realien habe fassen lernen, alle die technica oder oratoria praecepta so gar bei Seite gesetzt, daß ich kaum etwas mehr von solchen artificialibus mich erinnere, mich auch also gewöhnet, daß, ob ich eine Predigt höre, ich doch auf nichts dergleichen, was das artificium darin sein möchte, Acht zu geben weiß, sondern allein auf die Sache selbst und wie es zu Herzen gedrungen. Daher unter den ziemlich vielen Leuten, die ich gleichwohl mein Lebtag gehöret, nicht von einem einigen sagen kann, diesen oder diesen methodum hätte er gehabt. Also für mich selbst habe ich auch allerdings keinen gewissen methodum, sondern es muß mir alle Mal die Materie selbst den methodum an die Hand geben, der sich, so zu reden, alle Mal ändert, wie die Materien unterschiedlich sind, daß also ich den methodum nach diesen, nicht aber leicht dieselbe nach dem methodo einrichte." Allein Spener hat bei diesen Erklärungen mehr den Ausbau der Predigt, als den Grundbau derselben in das Auge gefasst. Sämmtliche Predigten sind über einen Leisten geschlagen, haben eine und dieselbe Gestalt.

Ein förmlicher Eingang findet sich aller Wegen; ja mehrfach genügt dem gewissenhaften Prediger nicht ein Eingang, wir treten durch zwei Eingänge in die Predigt ein. So gleich in der dritten Predigt der evangelischen Glaubenslehre, wo dem allgemeinen Eingang noch ein absonderlicher Eingang nachgesandt wird, in welchem zuerst über Johannes Zeugniß von dem Herrn und zwar über die Gelegenheit und den Inhalt desselben und dann über des Herrn Zeugniß von Johannes, was er nicht und was er gewesen sei, gehandelt wird. Die Eingänge stehen mit dem Gegenstande der Predigt vielfach in dem innigsten Zusammenhange; ebenso oft aber auch nicht in dem mindesten. Dieß letztere erklärt sich daraus, daß der Prediger es für heilsam und nothwendig hielt, in den Eingängen für solche Stoffe und Stücke sich einen Platz zu erobern, welche er bei dem damals in der lutherischen Kirche noch allgemein waltenden Perikopenzwange sonst nicht hätte der Gemeinde nahe legen können. Spener löste deßhalb den Zusammenhang des Eingangs mit dem Mittelpunkte der Rede, machte ihn unabhängig und vollständig selbstständig, wodurch naturnothwendig die Einheit der Rede zertrümmert werden mußte, und behandelte in ihm mehrfach den kleinen lutherischen Katechismus, Hauptstück für Hauptstück, Frage für Frage, und ganze Bücher der Schrift, einen Abschnitt nach dem

andern, so die Briefe an die Römer, an die Korinther, des Johannes u. s. w. Wo solche Rücksichten wegfallen, sind die Eingänge trefflich. Sie halten sich nicht in den Vorhöfen des Hauses Gottes auf, sondern führen gleich so in das Heiligthum hinein, daß jedermann sich überzeugen muß, es handle sich hier um Leben und Seligkeit. Die Ursach der Verdammniß derjenigen, die verdammt werden, wird so in der ersten Predigt über Joh. 3, 16 (Erste geistl. Schriften) mit heiligem Ernste aufgedeckt; was der Glaube sei, und zwar womit der Glaube umgehe und worauf er sehe, seinen Nutzen, seine Nothwendigkeit, seine edlen Früchte gibt die Einleitung zu der zweiten Predigt über denselben Text zu bedenken; der Eingang der dritten Predigt über denselben Vers legt den Spruch Eph. 2, 8 höchst erbaulich aus: die vierte bahnt sich durch Auslegung der Worte: Predigt von den Gerechten, daß sie es gut haben, Jesaj. 3, 10, den Weg zum Texte. Den Unterschied von Gesetz und Evangelium legt die erste Predigt über Joh. 3, 17 klar. Oefters, wie Spener dieß selbst in der Vorrede zu den Predigten über die evangelische Glaubenslehre angibt, beschäftigt sich der Eingang mit der Erklärung des ganzen Evangeliums; dieß geschieht, wann der zum Gegenstande des Vortrags erwählte Glaubenspunkt „das Wenigste des Evangeliums berührt," also nicht aus dem Evangelium sich von selbst ergibt, sondern durch Kunst in dasselbe hineingetragen werden muß, und zwar gern, vgl. evang. Glaubenslehre der zweiten Osterpredigt, durch den „absonderlichen Eingang".

Diese Eingänge bieten im Kleinen ein Bild der ganzen Predigt; sie haben alle ein bestimmtes Thema und dieses ist immer in besondere Theile zerlegt: sie nehmen keinen gewaltigen Anlauf, keinen hohen Aufschwung, sie sind alle ohne Ausnahme höchst ruhig gehalten, sehr lehrhaft und in hohem Grade weitspurig. Man denke nur an das „Laubacher Denkmahl," welches unter anderm eine Gastpredigt enthält, welche Spener während eines Erholungsaufenthaltes auf Ersuchen der gräflich Solmsischen Familie dort 1682 gehalten hat. In dem allgemeinen Eingange bespricht er hier die Gastpredigt des Apostels Paulus zu Antiochien in Pisidien, er heißt da achten 1) auf die vocantes oder die Berufenden, diese waren die archisynagogi oder Obersten der Schule, 2) auf die vocati oder die Berufenen, diese waren Paulus und Barnabas, 3) auf die vocatio oder den Beruf, die Obersten der Schule über-

gaben nicht ihr ganzes Amt den Berufenen, sondern ertheilten ihnen nur die Erlaubniß, aus dem Gesetz und den Propheten etwas vorzulesen und eine erbauliche Ansprache daran zu knüpfen, und endlich auf den vocationis successus, den Erfolg des Berufes. Hierauf kommt Spener in dem absonderlichen Eingang nun darauf zu reden, wie es komme, daß er hier in Laubach heute am 8. Sonntag nach Trinitatis auf der Kanzel stehe. Er hat das Recht, zu predigen, denn er ist ein ordinirter Geistlicher und wohlbestallter Pfarrherr zu Frankfurt, und er hat die Macht, hier zu predigen, denn der Laubacher Pfarrherr und Seelsorger hat ihn, der sich einige Wochen schon dort aufgehalten hat, ersucht, zu seiner Gemeinde an seiner Statt zu reden.

Der Text, zu welchem der Eingang hinführen soll, hat meistens nicht in der freien Wahl des Predigers gestanden: die sonntäglichen Texte sind vorgeschrieben, es sind die altherkömmlichen Perikopen, nur bei den Wochenpredigten hatte Spener volle Freiheit, er benutzt sie weiter, als es nach meiner Ueberzeugung recht ist; er hat nämlich Jahre lang seinen Wochenpredigten kein Wort der Schrift zu Grunde gelegt, sondern einen Abschnitt aus Arnd's wahrem Christenthum. Wie ausgezeichnet dieses Werk auch sein mag, es ist doch nicht die reine, lautere Quelle, aus welcher die christliche Lehre fließt, sondern nur ein abgeleitetes Bächlein: die christliche Predigt aber hat das Christenvolk nicht zu solchen Kanälen heranzuführen, sondern zu der ursprünglichen Quelle. Jene Perikopen sind dem armen Spener eine schlimme Auflage, ein schweres Joch gewesen: er hat sein ganzes Leben in den Bedenken wie in den Predigten über diesen Zwang geseufzt, den er und alle lutherischen Prediger mit ihm erlitten. „Ich leugne nicht," sagt er in der Vorrede zu dem thätigen Christenthume, „daß ich solche Gewohnheit eben nicht hoch loben kann, daß das ganze Jahr immerfort in den Hauptpredigten (ohne welche etwa die Meisten selten oder gar keine andern hören) nichts anders als diese Texte gehandelt werden, in denen etliche Materien so gar oft vorkommen, andere, aber viel nothwendigere, kaum ein Mal berührt werden, also, daß ein Prediger, wo er anders seinem Gewissen ein Genüge thun und dasjenige bei seiner Gemeinde handeln will, was ihr nöthig ist, öfters nur aus solchen Evangelien Gelegenheit suchen muß und es von weitem herbeiziehen, was in andern Orten der heiligen Schrift

gehandelt wird, weßwegen ich ſorge, daß auch dieſes eine nicht geringe Urſache ſei, daß ſo viel Unwiſſenheit bei vielen Leuten iſt und das Chriſtenthum nicht fort will, daß das meiſte Volk ſein Lebetag etwa wenig andere Texte höret, als die Sonntagsevangelia, und noch viel profitirt zu haben meinet, wenn es die Worte und Hiſtorie ziemlich behalten hat.“ In der Vorrede zu der evang. Glaubenslehre hören wir wieder dieſelbe Klage: „Wie ich mir vorgenommen, die ganze evangeliſche Glaubenslehre hier vorzutragen, alſo hoffe ich auch, ich werde meine chriſtliche Intention ſofern erreicht haben, daß nämlich kein einiger zu wiſſen nothwendiger Glaubenspunkt ſei, welcher nicht in ſolchem Jahrgang vorgekommen und hier enthalten wäre, ob ich wohl nicht in Abrede bin, daß unterſchiedliche Male ſolche Glaubenslehren nicht eben in den Evangelien, dabei ich ſie abgehandelt, eigentlich ſeien gegründet geweſen, ſondern ich allein Gelegenheit dazu bei unterſchiedlichen habe nehmen müſſen. Woraus wir aber ſehen mögen, wie ſo gar unſre ſonn- und feiertäglichen Evangelia nicht zulänglich ſeien, alles dasjenige der Gemeinde Gottes, was deſſen Rath und zur Erbauung nothwendig iſt, daraus herzunehmen; es ſei denn Sache, daß man oft weit von dem Evangelio abgehe, wie ich hier oftmal thun müſſen, aber ſonſten lieber wünſchte, daß man allezeit genau bei dem Texte und was derſelbe allein mit ſich bringet, zu bleiben vermöchte und alſo jener allemal ſo eigentlich dazu bequem wäre. Daher wir unſre Evangelia als eine ſolche Ordnung anſehen, die man nicht ſowohl für die beſten loben, als vielmehr ihrer Aelte wegen dulden und nachmal ſich die Freiheit nehmen müßte, anderwärtlich her dasſelbe zu erſetzen, was ſolche Evangelia nicht für ſich ſelbſt mitbringen.“ „Wie herzlich,“ bemerkt er in ſeinen erſten Bedenken 3, 178, „wünſchte ich, daß wir in unſren Kirchen niemals den Gebrauch der pericoparum evangelicarum angenommen hätten, ſondern freie Wahl gelaſſen, oder aber die epistolas vor die evangelia zu Haupttexten genommen hätten. Indem einmal nicht zu leugnen ſteht, wo man die Hauptſache vortragen will, ſo geben uns die evangeliſchen Texte ſehr wenig Anlaß, ſondern muß faſt alles bei Gelegenheit eingeſchoben oder bei den Haaren herbeigezogen werden, welches bei den Epiſteln nicht ſo wäre.“

Spener fühlte ſich aber nicht berufen, eine Reformation hinſichtlich des Perikopenzwanges zu verſuchen: er unterwarf ſich dem

Herkommen und suchte sich, so gut es ging, mit den Perikopen aus einander zu setzen. Er nimmt seinem Texte gegenüber eine freie Stellung ein: er hält es nicht für seine Pflicht, den ganzen Text für seine Predigt fruchtbar zu machen oder den Gegenstand seiner Rede aus demselben zu entnehmen: in den wenigsten Predigten. Speners ist das punctum saliens des Evangeliums, die den Text durchdringende Idee, der Mittelpunkt, die lebendige Seele der Rede. Es konnte dieß schon um deßwillen bei ihm nicht Statt haben, weil er es liebte, das ganze Kirchenjahr hindurch bei seinen Predigten ein Hauptstück der christlichen Lehre zu treiben. So behandelte er schon in Frankfurt vom 1. Advent 1679 an die Glaubenslehre — er hat die Abrisse dieser Predigten seiner evangelischen Glaubenslehre angehängt; in Dresden that er vom 1. Advent 1686 an dasselbe und in dem darauf folgenden Kirchenjahre besprach er in seinen Predigten die evangelischen Lebenspflichten, später veröffentlichte er noch einen dritten Jahrgang unter dem Titel: „Evangelischer Glaubenstrost aus den göttlichen Wohlthaten und Schätzen der Seligkeit in Christo." Wagte Spener auch nicht nach den Paragraphen einer Glaubens- und Sittenlehre in diesen Predigten einen Lehrpunkt nach dem andern in systematischer Reihenfolge zu behandeln, so mußte er, wie er selbst offen und ehrlich eingesteht, manchem Evangelium doch Zwang anthun, um aus ihm die zu seinem Zwecke passende Lehre zu gewinnen. Er läßt aber auch in solchen Predigten, welche nicht Bestandtheile eines zusammenhängenden Jahrganges sind, den Text im Großen und Ganzen vielfach ganz liegen und behandelt nur einen Vers desselben, ja nur einen Satz, ob Haupt- oder Nebensatz, ist ihm ganz gleichgültig; dieß letztere Verfahren scheint er in der ersten Hälfte seiner Predigerwirksamkeit mehr als in der spätern, Dresdner und Berliner, Periode befolgt zu haben. So hat er in Frankfurt über den einen Vers Joh. 3, 16 vier Jahre hinter einander gepredigt: in dem ersten Jahre beschränkte er sich auf die Worte: also hat Gott die Welt geliebt; in dem zweiten auf die folgenden: daß er seinen eingebornen Sohn gab; in dem dritten auf die nächsten: auf daß Alle, die an ihn glauben, und in dem vierten endlich auf den Schluß dieses Verses: nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. (Vgl. Erste geistl. Schriften. S. 373 ff.)

Kunstlos wie die Eingänge sind auch die Themata der Predigten

eiſtens ſind es ganz allgemein gehaltene Ueberſchriften, wie ſie enſo gut in einem theologiſchen Lehrbuche ſtehen könnten; daß ſie r Brennpunkt einer Rede ſind, merkt man ihnen nicht an. In r evangeliſchen Glaubenslehre hat die erſte Adventspredigt den auptſatz: von dem königlichen Amte Jeſu Chriſti; die zweite: von hriſti Zukunft zum Gericht; die dritte: daß Jeſus der rechte eſſias ſei; die vierte: von der Taufe. An dem erſten Chriſttage det er: von der Geburt Jeſu Chriſti; am Stephanustage: von em göttlichen Gnadenberuf.

Nachdem das Thema angekündigt worden iſt, ſpricht der Pre=iger ein Gebet oder die Gemeinde ſingt ein Lied und betet ein aterunſer: hierauf beginnt die Erklärung des Textes in den aller=eiſten Predigten. Dieſe Erklärung wird mit allen Mitteln der iſſenſchaftlichen Exegeſe, mit ganz vorzüglicher Rückſichtnahme auf uthers Auslegung, welche Spener ungemein hochſtellte, ſehr gründ=ch dargeboten: der Redner fährt aber nicht hin und her, ſondern ält den logiſchen Faden feſt in der Hand. Faſt ohne Aus=ahme gibt er in den Worten, mit welchen er in die Erklärung inführt, die Punkte an, um welche ſich der Text gruppirt. So eginnt er in der erſten Predigt über Joh. 3, 17 die Erklärung lſo: „Unſere Worte lauten alſo: denn Gott hat ſeinen Sohn nicht eſandt in die Welt, daß er die Welt richte. Wir ſehen hierin uf zwei Theile; 1) die Wohlthat, daß Gott ſeinen Sohn geſandt abe, 2) die Abſicht, warum er ihn geſandt habe. Beneficium issi filii, Missionis intentio.“ Ganz ähnlich heißt es in der vangeliſchen Glaubenslehre bei dem Eingang in die Erklärung des vangeliums von den drei Königen: „Wo wir die in dem Evan=elio enthaltene Hiſtorie unſrer Abſicht von der Erleuchtung gemäß bhandeln ſollen, mögen wir ſagen, daß uns eine fünffache Er=euchtung der Weiſen aus Morgenland beſchrieben wird. 1) Durch en Stern. 2) Durch die Schrift. 3) Durch Ueberzeugung der erzen. 4) Durch die Erfahrung und 5) durch den Traum.“ eder dieſer Theile der Erklärung iſt in ſich wieder ſtreng geordnet nd gegliedert. An dieſe Texterklärung ſchließt ſich in allen Pre=igten noch ein beſonderer Theil an, welcher die Nutzanwendung efert, die Hauptlehre, die Lehrpunkte ſauber und reinlich, erwecklich nd eindringlich darlegt. Mit einem Gebet, welches auf den Inhalt

der Predigt sich bezieht, gelangt der Vortrag, welcher meist nahe an anderthalb bis zwei Stunden gedauert haben muß, zum Ende.

Um das Formale der Spener'schen Predigten zu veranschaulichen, will ich einen von ihm selbst angefertigten Abriß seiner Investiturpredigt zu Chemnitz, 1689 gehalten, mittheilen. (Erste geistl. Schriften 1293 f.)

„Ordnung der Materien.

Eingang. Gottes Bild und unsre Seligkeit vor dem Fall. Durch den Fall verloren. Wird ersetzt durch die Wiedergeburt. Dero und dero Erkenntniß Nothwendigkeit. Ursach der Zusammenkunft. Wunsch.

Text. Gal. 4, 19.

Erklärung. I. Wer wiedergebäre. Gott der Vater. Sohn. H. Geist. Die Mittel: das Wort, die Taufe, ob das h. Abendmahl, wie Paulus und die Prediger wiedergebären. II. Die wiedergeboren werden sollen. Die Galater. Dero erste Wiedergeburt. Abfall. III. Die Wiedergeburt selbst. I. Eine wahre Geburt. Nicht leiblich. Es gehört dazu: 1) die Anzündung des Glaubens, 2) Rechtfertigung und Annehmung an Kindes statt, 3) Schaffung des neuen Menschen. Der einer göttlichen Natur ist. II. Eine wiederholte Wiedergeburt. Abermal. Die Wiedergeburt kann verloren, wiederum erlangt werden. Der Reformirten Meinung. III. Eine ängstliche Geburt. Natürliche Kindsschmerzen. Geistliche der Prediger. IV. Zweck der Wiedergeburt. Christi Gestalt gewinnen. Erneuerung göttlichen Bildes. In dem Verstand und Willen. Gestaltet werde. Christus, nicht Paulus. Redensart von der geistlichen Geburt Christi in uns. Joh. Arnd.

Hauptlehr.

Pflichten der Prediger und Zuhörer. I. Der Prediger unter dem Bilde der Mütter; wird erfordert 1) Liebe. Die Liebe Pauli. Der Liebe Nothdurft. Absicht der studiosorum theologiae und Prediger. Reinigung von der Selbstliebe. II. Treue und Fleiß 1) in dem Lehren. Lehren des Gesetzes. Strafamt. Lehr des Evangelii. Verhütung des Mißbrauchs desselben. Absonderliches Lehren. Katechetische Unterrichtung. Ausspendung der Sakramente. Absolution. 2) In dem Beten, 3) in dem h. Leben. Dessen Nothwendigkeit erwiesen. Wie weit es sich erstrecke. III. Geduld.

II. Der Zuhörer an dem Bilde der Kinder. 1) Liebe. Aus derſelben Gebet. Sanftmuth. Ehre. Unterhalt. 2) Annehmung ſeines Amtes. Gemeiner Irrthum von einem bloß äußerlichen Chriſtenthum. Was und wiefern das Aeußerliche thun. Nothwendigkeit der Wiedergeburt. Wie dazu zu kommen. Buße. Aus dem Evangelio Glaube. Aenderung des ganzen Menſchen. Doch iſt auch der alte Menſch noch übrig. Art der Wiedergeborenen. Prüfung. Ob dieſe Lehre die Leute auf die Gerechtigkeit der Werke weiſe? Vermahnung an die Prediger. An die Zuhörer. Troſt der Prediger. Der Zuhörer. Gebet."

Iſt die Anlage der Predigten Speners auch durchaus dieſelbe, ſo geſtattet er ſich in die Ausarbeitung derſelben doch Mannichfaltigkeit. Er ſpricht ſich darüber ſelbſt in ſeinen erſten theologiſchen Bedenken 1, 229 alſo aus: „Meine allgemeinen Regeln ſind, alles entweder aus dem Texte ſelbſt (wie ich allezeit thue, wo ich einen freien Text habe, denn nach ſo oftmaliger Traktirung der Evangelien, ſo mußte etwas von der Regel abweichen, da ich ſonſt allezeit die meiſte Arbeit an die Erklärung des Textes ſelbſt anzuſetzen pflegte) oder aus andern dazu anführenden und etwas vorlegenden Sprüchen zu erweiſen, damit die Zuhörer ſich gewöhnen, nichts anzunehmen auf meinen Credit, oder mir zu Gefallen zu glauben, ſondern allezeit, wie ſie aus dem klaren göttlichen Wort ſehen und in ihren Herzen überzeugt werden, daß es die Wahrheit ſei, welches ich nicht leugne, daß es eine gewaltige Kraft alsdann in den Herzen hat; ferner nichts anzuführen in den Predigten, was nur ad ornatum gehörte und nicht mittelbar zu einigem Stück der Erbauung dienlich ſein möchte, ſondern allein die Erudition zeigen ſollte oder ad amplificationem gehörte, und in bloßen Worten beſtünde; es ſei denn, daß die crebrior repetitio und einiger Maßen anſtellende Variation nöthig, die Sache ſo viel tiefer einzudrücken und die Gemüther kräftiger zu bewegen, ſodann die Zuhörer öfters und faſt ſtetig zu der Prüfung über diejenigen Dinge, die ſie jetzt angehöret, zu weiſen, daß ſie allemal ſelbſt in ſich gehen, wie ſie dieſes oder jenes bei ſich ſelbſt finden und was ihnen ihr Herz davon Zeugniß gebe, worin wohl der größte Nutzen der Predigt beſtehet, da die Leute gewöhnt werden in ihr Herz zu gehen, als welches die rechte Officin iſt, worinnen der heilige Geiſt durch das Wort wirken will."

Am Liebsten legt Spener in seiner oft höchst ausführlichen Erklärung des Textes, welche in der Nutzanwendung darauf vielfach nach einer bestimmten Seite noch weiter ausgeführt, gelegentlich auch bloß zusammengefaßt wird, die Schrift durch die Schrift aus, hin und wieder wird die Richtigkeit der Auffassung durch ihre Uebereinstimmung mit der christlichen Lebenserfahrung bestätigt. Bisweilen geht die Erklärung über den Horizont des größten Theils der Gemeinde hinaus. Spener denkt gelegentlich, er schreibe einen Traktat für Gelehrte und nicht eine Predigt für das Christenvolk: so macht er in der ersten Predigt über Joh. 3, 16 darauf aufmerksam, daß in dem griechischen Texte „nicht ἐφίλησε, sondern ἠγάπησε" steht, „daher es nicht wohl durch dilexit gegeben werden mag." (Erste geistl. Schr. S. 21.) So erinnert er in der andern Predigt über Röm. 8, 3 (l. c. S. 691), daß „es heiße in der Schrift, der Herr sei gekommen ἐν σαρκί, nicht eigentlich in das Fleisch, sondern in dem Fleisch." „So ist's auch nicht vergebens," sagt er in der fünften Predigt über 1. Joh. 2, 29 (l. c. S. 153 f.), „daß es heißt, wer recht thut, ποιῶν, das heißt, nicht nur einmal etwas thun, sondern der modus participii deutet an ein stetes Thun, dessen Gewohnheit und Leben nichts anders ist, als solches recht thun."

Bei den Lehrpunkten wird bald das ganze biblische Beweismaterial zur Stelle geschafft und so die Lehre auf die unerschütterliche Grundfeste des Glaubens neu und fest auferbaut, bald wird die Bedeutung dieser Lehre für das Leben zu Gemüthe geführt, zur christlichen Vollkommenheit gemahnt, oder der Trost, welcher aus dem aufgedeckten Heilsbrunnen hervorquillt, dargereicht. Wo es Noth zu thun scheint, wird die Meinung der Widersacher widerlegt und die vorgetragene Lehre als die Lehre der Kirche, des Dr. Luthers, seiner Vorgänger und seiner Nachfolger, erwiesen. Gelegentlich wird auch ein Sprichwort, ein Bild, ein Beispiel, eine Sentenz eines alten Vaters, ein Lied der Kirche zur Veranschaulichung und Bekräftigung beigebracht.

Spener ist keine polemische Natur — er vermeidet es deßhalb, die Gegner aufzusuchen, um mit ihnen zu streiten, nur dann, wenn sich die gegentheilige Lehre nicht gut umgehen läßt, weist er sie ab. Dieß geschieht in allen gedruckten Predigten mit Milde und Sanftmuth: er hat nur ein einzig Mal in Frankfurt 1667 bei dem Evangelium von den falschen Propheten in seinem Eifer gegen die Re-

formirten das rechte Maß überschritten und dieß hat ihm so leid gethan, daß er diese heftige Predigt ganz unterdrückt hat. Man sieht es allen seinen Besprechungen der streitigen Lehren an, daß er ein Mann des Friedens ist, welcher den Gegner nicht verdammen, sondern mit stillem und sanftem Geiste überzeugen möchte. Gegen die Reformirten spricht er in der evangelischen Glaubenslehre hin und wieder, so am Sonntag Septuagesimä in Bezug auf die Gnadenwahl und am Gründonnerstag über ihre Ansicht vom heiligen Abendmahle. Die Socinianer werden in der ersten und zweiten Predigt über Joh. 3, 16 zurechtgewiesen. Am Schärfsten spricht Spener gegen die Katholiken; daß die Jungfrau Maria nicht Gegenstand der Anbetung sein darf, zeigt die Predigt an Mariä Heimsuchung, daß der Papst der Antichrist ist, beweist eingehend die Predigt auf das Fest der Reformation in derselben evangelischen Glaubenslehre.

Gern hebt Spener hervor, daß er mit den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche und mit den Zeugen der evangelischen Wahrheit alter und neuer Zeit sich in dem vollsten Einklange befindet. „Die Materien und Lehren selbst betreffend," versichert er in der Vorrede zu der evangelischen Glaubenslehre, „halte ich mich versichert, daß ich die göttliche Wahrheit der heiligen Schrift gemäß vorgetragen habe, daher sie auch mit unsren symbolischen Büchern übereinstimmen und nichts denselben in der That entgegenlaufendes hie wird angetroffen werden; sollte auch jemand etwas mit gefärbten Augen anders ansehen und einige Widrigkeit gegen dieselbe irgend zu finden vermeinen, so halte ich mich für gewiß versichert, daß bei bedächtlicher Betrachtung aller Worte sich ein Anderes ergeben und die richtige Uebereinstimmung deutlich hervorkommen werde; daher etwa unterschiedliches, was ich anderwärtig geschrieben habe, hieraus deutlicher verstanden werden mag." Es will mir scheinen, als ob Spener in den Predigten der zweiten Periode weniger oft auf die Bekenntnißschriften und Lehrer der Kirche sich beruft; in den Predigten der früheren Zeit bekräftigt er die Rede seines Mundes viel häufiger durch dergleichen Autoritäten. In der vierten Predigt über Röm. 8, 4 führt er (Erste geistl. Schr. S. 738) einen Abschnitt aus den schmalkaldischen Artikeln an. Aus Luthers Schriften werden sehr oft kürzere und längere Stellen mitgetheilt, so eine Stelle aus der Vorrede zu der Epistel an die Römer in der dritten Predigt über Joh. 3, 16, welcher er die kräftigen Worte nachschickt: „Das

ist lutherisch, und das ist unsre Lehre, die auch in allen unsren symbolischen Büchern gegründet ist." In der dritten Predigt über Joh. 1, 20 (l. c. S. 184) leitet er ein Citat aus der Auslegung des Galaterbriefes mit folgenden Worten ein: „Unser seliger Lutherus als ein theurer Glaubensheld, welchem Gott mehr Licht in dem Artikel von der Rechtfertigung und Kraft des Glaubens als in viel hundert Jahren einigem andern Lehrer gegeben, gehet uns mit eigenen Worten vor." In der ausgezeichneten Predigt über Luc. 11, 14 (l. c. S. 276 ff.), in welcher die zwei Fragen erörtert werden: 1) Wie sich ein Mensch verhalten solle, wenn ihn der Teufel aus Gottes Verhängniß mit gottlosen und gotteslästerlichen Gedanken plagt, und 2) wessen er sich getrösten oder ob ein solcher Mensch nach der Seligkeit möge versichert sein, wird Luther wiederholt angezogen als „ein in dieser Schule wohlgeübter Meister". Diese in die Predigt eingewobenen Aussprüche Luthers thaten aber dem Verehrer des Reformators noch kein volles Genüge; er fügte in einem Anhange noch andre einschlägliche Stellen aus den Werken desselben bei. Unter den Vätern wird Augustinus am Meisten erwähnt, doch sind diese Erwähnungen außerordentlich selten, viel seltener als bei Luther selbst; Spener trägt kein Bedenken, die Worte des großen Kirchenvaters in lateinischer Sprache neben der deutschen zu citiren: vgl. die Predigt über Luc. 11, 14 (l. c. S. 286 und die evangelische Glaubenslehre S. 688 und 885). Unter den Lutheranern wird Weller (z. B. Erste geistl. Schr. S. 268) und Dannhauer (z. B. Ev. Glaub. 679) am Liebsten erwähnt und benutzt.

Sprichwörter werden im Ganzen sehr selten zum Beweise der Wahrheit verwandt, gelegentlich begegnen wir ein Mal, wie in der evangelischen Glaubenslehre S. 1181, dem Worte des alten Kirchenvaters Augustinus, es sei an dem Sonntage noch besser pflügen als tanzen. Bilder sind eine große Seltenheit: in 20 Predigten kommt, wenn es viel ist, ein Mal eins vor. Spener ist keine sinnige, poetische Natur, trotzdem daß er kein unfruchtbarer Dichter seiner Zeit war (vgl. unter Anderm Erste geistl. Schr. S. 769 ff. die versificirte „Betrachtung der Gewißheit und festen Grundes unserer Seligkeit"), er ist ein Verstandesmensch, nüchtern und prosaisch. In der Glaubenslehre S. 1356 versteigt er sich ein Mal zu einem Bilde, wie hölzern und plump ist das aber! „Weil wir auch wissen, daß unser Fleisch nicht nur zu dem Guten untüchtig, sondern auch

zu dem Bösen geneigt ist, sollen wir fleißig wachen und Acht auf uns geben, damit uns dasselbe nicht auch unversehens in Sünden stürze. Wer ein Pferd reitet, das ungewisse Füße hat, und leicht stürzet, der gibt so viel mehr Acht darauf, sonderlich auf einem stolperichten und gefährlichen Wege und hält es so viel fleißiger in dem Zaum." Ein ander Mal will er dort S. 923 zur Veranschaulichung wieder im Bilde reden, aber das Bild will unter seinen ungeübten Händen nicht recht gerathen. „Nun hat das Fleisch," lesen wir hier, „nicht eigentlich das Gesetz selbst in sich geschwächt, indem es in seiner Natur unveränderlich ist, sondern an uns, weil es uns die Kräfte genommen hat, da wir es hätten halten sollen: wie eines medici Kunst an einem solchen Patienten geschwächet wird, der die Arznei nicht einnehmen und also davon nicht gesund werden kann, obwohl der medicus so geschickt darnach bleibet, als er zuvor gewesen, aber deßwegen an dem Kranken nichts ausrichten kann." Ein hübsches Bild finden wir in der zweiten Predigt über Joh. 3, 16 (Erste geistl. Schr. S. 44). „Wer Christum mit wahrem Glauben annimmt," heißt es hier, „der hat die höchste Freude in der Welt an ihm. Es geschieht ja in der Welt, wo ein großer Herr Einem eine goldene Kette, Bildniß, Gnadenpfennig oder etwas dergleichen geschenkt hat, daß derselbe darin pranget, er freuet sich desselben, zeiget es gern, redet gern davon, hört gern davon reden und trägt solches in seinen größten Ehren, und wenn er es nicht thäte, sondern achtete es nicht und legte es dahin, so würde es solchen Herrn verdrießen, er würde ihn der empfangenen Gnade nicht werth halten. Uns ist in Christo viel mehr geschenkt, als alle Kaiser schenken können. Daher will es sich erfordern, daß wir oft daran gedenken und bei uns betrachten, wie wir vor Gott so hoch geachtet seien." Auch mit Beispielen ist Spener außerordentlich zurückhaltend; was uns wundert, da er in der Geschichte sowohl der Völker als auch der adeligen Geschlechter — er war ja einer der ersten Heraldiker seiner Zeit — sehr wohl bewandert war. Nur gelegentlich kommt etwas derartiges vor; so in der ersten Predigt über Matth. 4, 1 (Erste geistl. Schr. S. 247), wo er an Alexander's Wort erinnert: „Alexander de paupertate securus sum, weil er Alexander sei, fürchte er sich nicht vor Armuth, er sei allzeit reich. Ist fast zu hochmüthig, indem er allerhand Unglück so wohl als ein gemeiner Mann unterworfen war. Jeglicher Christ aber kann billiger sagen:

Christianus de paupertate securus sum, weil ich ein Christ bin, kann ich nicht arm werden, ich hab viel oder wenig, bin ich allzeit reich." In der Glaubenslehre S. 847 erwähnt er den alten Juden Antigonus von Socho, welcher seinen Jüngern vorgehalten hat, „sie sollten sein wie die Knechte, die ihrem Herrn dienten, nicht daß sie etwas dafür empfangen würden, sondern als ob sie nichts dafür erwarteten, und sich allein die Furcht Gottes regiren lassen." Hin und wieder in den früheren Predigten, wie in der zweiten über Joh. 3, 16, in der ersten über Matth. 4, 3, in der andern über Matth. 15, 22 (Erste geistl. Schr. S. 84, 247 und 251) wird auf ein bekanntes Kirchenlied hingewiesen: in den späteren Predigten ist mir dergleichen nicht wieder vorgekommen.

Die Sprache in Speners Predigten ist nicht ganz rein von gelehrten, aus fremden Sprachen entlehnten Ausdrücken und von elsässischen Eigenthümlichkeiten, sie ist ohne Reiz und Schmuck, ohne Schwung und Kraft. Die Sätze sind zu langathmig und werden durch Parenthesen noch mehr erbreitet, schleppend und einförmig. Eine Monotonie geht durch alle Predigten, eine trockne Verständlichkeit, eine langweilige Umständlichkeit. Spener hat diesen Mangel selbst tief gefühlt, aber er war unfähig sich in diesem Punkte zu verbessern. „Ich befleißige mich," schreibt er in den theologischen Bedenken 3, 656, „nach aller Möglichkeit, alles, was ich vortrage, deutlich, verständlich und einfältig vorzutragen, damit der Zweck möchte erhalten werden, und also, weil mein natürlicher stilus mit meinem Mißfallen etwas schwer, ich aber denselben leider nicht ändern kann, auf's wenigste ich immer mehr nach niederer Redensart als nach höherer zu bestreben, deßwegen niemal auf einige elegantias in phrasi nachzusinnen, sondern allemal zu concipiren, wie conceptus mentis es ungesucht mir suggerirte, obschon sahe, wie es elegantius und nach den Regeln oratoriae eingerichtet und mit dero floribus ausgezieret werden könnte." Wenn trotz dieser unbeholfenen und unschönen Sprache und Darstellung seine Predigten dennoch einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther hervorbrachten und einen so großen Segen der evangelischen Kirche zuführten, so lag dieses ein Mal darin, daß das Geschlecht seiner Zeit die übertriebene Kunst in der Predigt, welche vielfach zur vollen Narrheit geworden war, endlich satt bekommen hatte und sich nach einem schlichten und klaren Vortrage mit Schmerzen sehnte, und zum andern darin, daß Spener

das, was seinen Predigten an formeller Vollendung abging, reichlich, überflüssig durch die Gediegenheit des Inhaltes derselben ersetzte. Die biblische Lehre trug er, das muß selbst der Feind ihm am Ende zugeben, rein und lauter vor; wenn wir jetzt auch an diesem Vortrage das schulmeisterliche Wesen, den Scholasticismus mit Recht rügen und zumal in der Glaubenslehre einer in's Populäre übersetzten Dogmatik begegnen, wie z. B. die Predigt zu Judika die Gottheit Christi regelrecht aus seinen göttlichen Namen, Eigenschaften, Werken und aus der göttlichen Verehrung erweist, die ihm zu Theil wird, so widersprach dieses doch weniger dem Geschmacke seiner Zeitgenossen. Die lutherische Kirchenlehre will Spener verkündigen: man wird ihm auch zugestehen müssen, daß er sich nirgends einen Widerspruch, einen Abfall von der symbolischen Kirchenlehre zu Schulden kommen läßt: er glaubt Alles, was in den Bekenntnißschriften steht, und hält fest an dem Grundartikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. In der dritten Predigt über Röm. 8, 4 (Erste geistl. Schr. S. 711) beantwortet er die Frage: wie es mit der Rechtfertigung vor Gott hergehe, ganz korrekt: „sie geschieht durch eine Zurechnung der Gerechtigkeit Christi", und fügt hinzu: „welches fleißig in Acht genommen werden muß, als das Herz des wahren Glaubens." Er unterscheidet dort (S. 712) auch ganz gut Rechtfertigen und Heiligung von einander. „Rechtfertigen heißet den Menschen in den Stand stellen, daß, da er sonst seiner Sünden wegen verdammt sein müßte, er nun vor Gott bestehen, selig werden und in seinem Gericht losgesprochen werden kann. Solches Rechtfertigen ist nun gar etwas anderes als Heiligmachen oder Reinigen. Heiligmachen heißt eigentlich im Gegensatz der Rechtfertigung, wo Gott durch den heiligen Geist einen Menschen mit einer solchen Gnade erfüllet, daß er nun von Sinn und Herzen Lust zu heiligen Dingen hat, heilig ist und heilig thut: wo also die Heiligkeit eine solche Tugend, Kraft und Wirkung ist, die in dem Menschen ist und auch zunimmt durch tägliche mehrere Schwächung der bei ihm noch befindlichen Sünden und Wachsthum des in ihm gewirkten Guten." Er schreibt den guten Werken auch gut lutherisch keine rechtfertigende Kraft zu, ausdrücklich erklärt er sich in der evangelischen Glaubenslehre in der Predigt am elften Sonntag nach Trinitatis im Gegensatze zu dem Papisten also S. 1043: „Wir Evangelische hingegen lehren aus göttlichem Wort, der Glaube mache uns so gar allein

vor Gott gerecht, daß alle guten Werke vor Gottes Gericht, ob sie wohl sonst ihre Gnadenbelohnung haben, dennoch nicht als eine solche Gerechtigkeit angenommen werden, daraus wir vor seinem Richterstuhl bestehen und selig werden müßten oder könnten. Wie wir denn sehen, daß alle guten Werke nicht dasjenige seien, woraus wir gerecht werden" u. s. w. Nichts desto weniger aber können wir den orthodoxen Zeitgenossen Speners das feine, das Richtige treffende Gefühl nicht absprechen: Spener betont offenbar in seinen Predigten nicht so, wie es bei den Predigern in der lutherischen Kirche bis dahin die Sitte war, den hohen Artikel von der Rechtfertigung, die Heiligung ist der Kernpunkt in allen seinen öffentlichen Reden. Es ist somit durch ihn ganz sicher der Schwerpunkt der Predigt verlegt worden: es war nur ein sehr bedauerlicher Irrthum der Gegner dieses Mannes, daß sie in dieser Verlegung ein Attentat gegen den Artikel der Rechtfertigung anerkannten, mit welchem die lutherische Confession steht und fällt, und nicht einsehen wollten, daß eine alte, aber zum größten Schaden des christlichen Lebens so lange Zeit hintenangesetzte Wahrheit endlich ein Mal wieder zu ihrem vollen Rechte kam. Die bloße Predigt von der Rechtfertigung allein durch den Glauben bleibt, wenn sie mit Engelzungen auch geschieht, ohne Saft und Kraft, ohne Einfluß und Wirkung auf das Leben; wenn nicht die Predigt von der Heiligung hinzutritt, herrscht bei jener ausschließlichen Predigt der Tod in den Herzen und in den Gemeinden. Spener durchschaute den Zusammenhang und drang desto energischer, je mehr diese Mahnung verstummt war, auf die Heiligung, auf die Wiedergeburt des Herzens und des Lebens. „Eine gemeine Ursache," sagt er 1687 in der Vorrede zu der: Des thätigen Christenthums Nothwendigkeit und Möglichkeit: betitelten Predigtsammlung, „daß das Christenthum so rar ist, ist gewiß auch diese, daß die meisten Leute es entweder für nicht nothwendig oder nicht möglich achten: durch welche beiderlei Ursachen die Freudigkeit, sich nach demselben zu bestreben, schrecklich geschlagen wird. Was ist fast gemeiner, als daß man höret, wo man die Leute ihrer christlichen Pflicht und was dieselbe von ihnen fordert, erinnerte, daß sie entweder sich darauf berufen, es sei nicht eben nöthig also zu leben, sondern man könne vor Gott doch gerecht sein und bleiben und also selig werden, ob man schon nicht also lebe, denn sonst derjenigen die selig würden, allzuwenig sein würden; oder daß man sich auf di

Unmöglichkeit bezeucht und wie wir Menſchen wegen unſerer Schwachheit nicht vermöchten alſo zu leben, wie man das Chriſtenthum beſchreibe. Beide dieſe Entſchuldigungen aber machen nicht nur allein den Menſchen zu dem Guten träge, ſondern heben gar allen Fleiß des Guten mit einander auf, wie man in der Erfahrung genug ſieht. Hingegen, wofern dieſe beiden Schlafkiſſen, die eingebildete Unmöglichkeit und daß es nicht ebenſo nothwendig ſei, den Leuten entzogen werden, ſo muß entweder ein mehrerer Eifer erweckt werden, daß für nothwendig und möglich erkannte Gute auch wirklich zu thun, oder aber man muß ſich ſchlechterdings aller Hoffnung der Seligkeit begeben." Spener wendet ſich aber in ſeinen Predigten nicht nur gegen dieſe, welche die Heiligung für überflüſſig und für unmöglich anſahen, ſondern auch gegen die, welche in dem Wahne ſtanden, daß ſie ſchon geheiligt ſeien, und, weil ſie die äußeren Formen des Chriſtenthums beobachteten, ſich für wahrhaft wiedergeborene Chriſten hielten. Er verſäumt es in keiner Predigt dieſen Sichern den Puls zu fühlen und jenen Thoren den Staar zu ſtechen. Er ſtellt fort und fort das Gebot hin: du mußt dich heiligen! und dringt fort und fort mit der Frage auf die Gewiſſen ein: haſt du dich geheiligt? Ein Bußprediger nach dem gewöhnlichen Zuſchnitt iſt Spener durchaus nicht: ihm fehlt Alles, um Maſſen in Bewegung zu ſetzen, um die Phantaſie zu erhitzen, um die Gemüther zu erſchüttern. Mosheim ſchreibt in ſeiner Anweiſung, erbaulich zu predigen, Erlangen 1763, S. 84 ganz richtig von ihm: „Er war kein Redner, welches alle die bezeugen, ſo ihn gehört haben; aber weil er erbaulich redete, leicht, faßlich und ordentlich die Wahrheiten erklärte, und ſie recht an das Herz der Menſchen zu legen ſuchte, ſo waren ſeine ungekünſtelten Predigten doch beliebt, ſo trocken und unangenehm auch ſein Vortrag war." Speners äußerer Vortrag ließ alſo viel zu wünſchen übrig, er ſprach ruhig und gemeſſen; ſein Gedächtniß war ungemein ſtark, er brauchte das längſte Predigtconcept nur drei Mal durchzuleſen und hielt dann die Predigt wörtlich genau; ſeine Einbildungskraft war unfruchtbar, ſie ſchmückt ſeine Rede nicht mit lebhaften Schilderungen, mit anmuthigen Bildern, mit veranſchaulichenden Gleichniſſen; ſein Geiſt war nicht tief angelegt und zu geiſtvollen, umfaſſenden Ueberblicken befähigt; er war ängſtlich, kleinlich von Haus aus. Er rückte nie mit großen, mächtigen, überwältigenden Gedankenreihen auf das Schlachtfeld und ließ nie den Himmel mit der Hölle ſich um die

Seele des Menſchen ſtreiten, er rechnete in ſeinen Predigten nur mit kleinen Zahlen, löſte die großen Wahrheiten, mit denen die Schrift handelt und wirkt, mit kaltem, ſcheidendem Verſtande in ihre Elemente auf, er zerſetzte und legte gern Alles mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit, um ja recht klar und deutlich zu ſein, aus einander, wodurch ſo leicht die Kraft der Rede und die Wirkſamkeit der Wahrheit den Todesſtoß erhält und der Hörer auf die ſchrecklichſte Weiſe hingehalten wird: ich erinnere nur daran, daß er in nicht weniger, als ſage, ſechsundſechszig Predigten „Den hochwichtigen Artikel von der Wiedergeburt, dero Urſachen, Mittel, Art, Pflichten, Würden, Kennzeichen und übrigen dahingehörigen Materien“ — das Werk erſchien Frankfurt 1695 im Druck — auf die Folterbank ſpannte. Allein man merkte unter dieſem ſo wenig ſchönen Gewande ein Herz ſchlagen, welches mit dem eigenen chriſtlichen Glauben und Leben Ernſt machte und welches um das Seelenheil ſeiner Nächſten in treuer Liebe auf das Höchſte beſorgt war. Spener war kein geborner Redner, kein mit hervorſtechenden Naturanlagen begabter Prediger, und doch nimmt er in der Geſchichte der Predigt eine hervorragende Stellung ein: wenn irgend einer, ſo hat er den alten Spruch als Wahrheit erwieſen: pectus est, quod facit disertos.

Johann Lorenz von Mosheim.

So trefflich in ihrer Art auch die Predigtweise Speners war, so ließ sie doch schon zu ihrer Zeit manches zu wünschen übrig, und in der Folge ward das Gefühl und die Erkenntniß immer allgemeiner und tiefer, daß es so nicht mehr weiter gehen könne. An dem Inhalte der Spener'schen Predigten fand der Freund des Evangeliums und der Kirche nichts auszusetzen; nach dieser Seite waren sie ohne Tadel: aber die Form derselben genügte je länger desto weniger. Diese Predigten ermangelten der inneren Einheit wegen des selbstständig gemachten Eingangs, den man exordium fixum nannte, bildeten kein abgeschlossenes, abgerundetes Ganze; die Sprache war nicht rein und schmuck, nicht glatt und gewandt, die Darstellung war monoton und schleppend, ohne Feuer und Leben. Unter den Händen der Schüler Speners, der Pietisten, ward die Predigt im Großen und Ganzen nicht besser: A. H. Francke, G. Arnold, J. J. Rambach hatten wirklich rednerische Begabung und übertrafen ihren Meister, aber die Mehrzahl der pietistischen Prediger verwandte auf die Predigt keinen besonderen Fleiß, sie ließ sich von dem Geiste treiben, d. h. sie ließ sich form- und regellos gehen und betrachtete die Predigt als eine Herzenserleichterung, als einen Gefühlserguß. Seelenzustände wurden am Liebsten dargestellt und ausgemalt: die großen Heilsthaten, die ewigen, objektiven Grundwahrheiten mehr und mehr hintenangesetzt. Der Pietismus half dadurch wider Willen dem Deismus und dem Materialismus, mit einem Worte dem antichristlichen Geiste eine Bahn brechen. Von England kam der Deismus herüber, jene Anschauung, welche der wahren Religiosität den Todesstoß unvermerkt versetzt, denn mit einem Gotte, welcher ab-

gewandt von dieser Erde, unbekümmert um die Geschicke seiner, auf eigene Beine gestellten, Geschöpfe lebt, kann der Mensch unmög- lich eine herzinnige Gemeinschaft, einen lebendigen, persönlichen Verkehr pflegen. Wie eine Seuche griff dieser Deismus in den anständigen Kreisen der Gelehrten und Gebildeten um sich. Der Materialismus hält von Frankreich her seinen siegreichen, mit blendendem Witze und geschmackvollem Geistreichthume prunkenden Einzug in Deutschland. Von den Höfen aus verbreitete sich diese Stickluft in den hohen, vornehmen Kreisen der Gesellschaft. Dieser Materialismus, welcher die Grundvoraussetzungen aller Gottesfurcht, selbst der deistischen, über den Haufen stößt, hatte das Gespött über alle Wahrheit und den Hohn über alle gute Sitte in seinem Gefolge. Diesen Mächten, welche mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in unser Vaterland eindrangen, mußte die Predigt entgegentreten, wenn die Kirche nicht das Christenvolk in die Hände dieser Feinde des Glaubens verrathen wollte. Allein die Predigt hatte neben dieser materiellen Aufgabe auch noch eine formale zu lösen. Der Genius der deutschen Sprache, welcher das siebzehnte Säkulum hindurch in Sack und Asche hatte trauern müssen, daß der mächtige Aufschwung, welcher im Reformationszeitalter erfolgt war, so spurlos vorübergegangen sei, regte um jene Zeit wieder merklich seine Schwingen. Man mag über den alten Gottsched als einen Schulpedanten lachen, den unbestrittenen Verdienst hat er doch, daß er die Sprache säuberte und reinigte; fehlte es ihm auch noch sehr an dem feinen Geschmack wie an der originellen Fülle des Geistes, so kündigte sich doch schon in Lessing's ersten Schriften die neue klassische Periode unsrer Litteratur an. Die Predigt, welche bei Spener noch das geschmacklose Gewand ihrer Zeit getragen hatte, mußte, wenn sie nicht dem allgemeinen Gelächter anheimfallen wollte, diesen Fortschritt mitmachen, sie mußte alle Culturelemente in sich aufnehmen. Der Mann, welcher nach Gottes Rath die Predigt in der evangelischen Kirche auf die Höhe seiner Zeit und gegen die feindlichen Mächte seiner Zeit erfolgreich führen sollte, ist Mosheim gewesen.

Mosheim wurde 1693 oder 1694 den 9. Oktober zu Lübeck geboren. Sein Vater hieß Ferdinand Sigismund Freiherr von Mosheim, er war katholisch und hatte nach einem wechselvollen Leben als englischer Offizier in der alten Hansestadt sich niedergelassen, ließ aber den Sohn in dem Glauben seiner Mutter, in der lutherischen

Lehre, erziehen. Ueber der Jugend dieses großen Mannes liegt ein Schleier, den auch Lücke (vgl. dessen narratio de J. L. Moshemio. 1837) nicht mehr hat lüften können; er redete nicht gern in seinem Alter von ihr. Wir wissen nur, daß er in Lübeck das Gymnasium durchmachte, hernach in Holstein bei adeligen Herrschaften hofmeisterte und endlich die Universität Kiel bezog. Zu schriftstellern und zwar in lateinischer und deutscher Sprache begann er schon 1716, 1718 ward er Magister, 1719 Assessor in der philosophischen Fakultät; er las über Logik und Metaphysik. Sowohl durch seine akademischen Vorträge, als auch durch die Predigten, welche er für seinen väterlichen Freund und Lehrer, den bejahrten Kieler Pastor und Professor zum Felde, erst freiwillig, dann von der Gemeinde zum ständigen Vikar erwählt, hielt, lenkte er die Augen auf sich. Einem Rufe nach Duisburg als Professor der Geschichte und Beredsamkeit konnte er nicht folgen, da er nicht reformirt war; einen Ruf nach Upsala als Professor der alten Sprachen und der Geschichte mochte er nicht annehmen; einem Rufe zur dänischen Gesandtschaftspredigerstelle zu Wien wollte er eben nachkommen, als er am Abend vor seiner Abreise eine Berufung zu einer theologischen Professur in Helmstädt erhielt. Freudig nahm er an: er brachte diese ehrwürdige Stiftung des Herzogs Julius von Braunschweig zu neuer, nie dagewesener Blüthe. Seine Vorlesungen, welche sich nicht bloß auf die Kirchengeschichte — er heißt nicht mit Unrecht der Vater der neueren Kirchengeschichtsschreibung — beschränkten, sondern sich fast über alle Felder der Theologie — neutestamentliche Exegese, Dogmatik, Polemik, Moral, praktische Theologie — erstreckten, zogen Studenten aus allen Ländern nach dem kleinen Helmstädt, ubi Moshemius, hieß es allgemein, ibi et academia. Zum Predigen*) war er nicht verpflichtet, er wollte es auch, wie er selbst in der Vorrede zum letzten Bande seiner heiligen Reden S. 6 sagt, in seinem neuen Amte ganz unterlassen, „überzeuget, daß die geistliche Beredsamkeit zu dem Pfunde, das mir der Herr anvertrauet, nicht gehörete." Allein die braunschweigischen Herrschaften, welche ihn mit Ehren und

*) Ich citire Mosheim's Predigten, die in sechs Theilen erschienen sind, so: Bd. 1 in der fünften 1734 erschienenen Auflage; Bd. 2 nach der vierten Auflage von 1735; Bd. 3 nach der dritten von 1737; Bd. 4 von 1736; Bd. 5 und 6 von 1739.

Würden überhäuften — 1726 ward er zum Kirchen- und Consistorialrathe und zum Abte des Klosters Marienthal, 1727 dazu noch zum Abte des Klosters Michaelstein, 1729 zum Oberaufseher sämmtlicher Schulen und später zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Blankenburg ernannt — drängten ihn, er mußte, trotzdem, daß seine Stimme von einer jüngst erst überstandenen Krankheit noch „unrein und rauh" war und „das Feuer der Natur" eben nur noch „glimmte", die Kanzel wieder besteigen und erntete bei hoch und niedrig einen ganz außerordentlichen Beifall. Die verschiedenen Glieder des Hauses Braunschweig entboten den Kanzelredner, welchem in ganz Deutschland kein Gleicher zur Seite stand, gern zu ihrem Hoflager: so predigte er immer unter dem größten Zulaufe des Volkes, so daß man, wie erzählt wird, Militair an den Kirchthüren aufzustellen sich mehrfach genöthigt sah, wiederholt zu Braunschweig, zu Vechelde, Blankenburg, Wolfenbüttel. Er hielt auch öfters in Helmstädt einen akademischen Gottesdienst. Mosheim war also recht eigentlich ein Gelegenheitsprediger, ein Hofprediger, was bei der Beurtheilung seiner heiligen Reden nicht außer Acht zu lassen ist. Der berühmte Mann erhielt manchen lockenden Ruf, aber er mochte von Helmstädt nicht abziehen: schließlich entschloß er sich doch als Professor der Theologie und Kanzler der Universität 1747 nach Göttingen überzusiedeln. Er wurde hier aber seines Lebens nie recht froh; er war mit Geschäften so überhäuft, mit wissenschaftlichen Arbeiten so überladen, daß er die Kanzel in Göttingen nicht wieder betreten zu haben scheint. Er starb dort nach langer, schmerzlicher Krankheit, aber heiter und geduldig, 1755 den 9. September.

Mosheim*) begnügte sich nicht, die Predigtkunst durch sein Vorbild zu lehren, er hat „Anweisung erbaulich zu predigen" in vielfältigen Vorlesungen gegeben. Er selbst kam nicht mehr dazu, diese Vorlesungen herauszugeben; sein Schwiegersohn, der Professor von Windheim zu Erlangen, hat dieses 1763 gethan. Ich stelle nach dieser Schrift, deren Authentie sich durch die Vorreden und Briefe controliren läßt, die Mosheim seinen heiligen Reden einverleibt hat,

*) Vgl. über Mosheim im Allgemeinen Henke's schönen Artikel in Herzog's Realencyklopädie, über ihn als Prediger Sack's Geschichte der Predigt, Hagenbach's Vortrag in Gelzer's Monatsblättern. 1865. Bd. 2, 228 ff.

die Grundanschauungen dieses größten Kanzelredners seiner Zeit kurz zusammen.

„Eine Predigt ist eine Rede, worin nach Anleitung eines Stückes der heiligen Schrift eine Versammlung solcher Christen, die schon in den Gründen der Religion unterwiesen ist, theils in der Erkenntniß soll befestigt, theils zum Fleiße in der Gottseligkeit erwecket und ermuntert werden." (S. 1.) „Diese Absichten einer Predigt nennen wir in der gemeinen Sprache mit einem Worte die Erbauung." (S. 13.) „Hieraus fließt zuerst die Hauptregel: es müssen keine andern Sachen auf der Kanzel vorgetragen werden, als solche, die zur Erbauung etwas beitragen können, und alles dasjenige, was zur Erbauung dienen kann, muß auf eine solche Art und Weise vorgetragen werden, wie es der Zustand der Personen zugibet, die da sollen erbaut werden." (S. 109 f.) „Die Erbauung gehet beide Kräfte der Seele an, den Verstand und den Willen. Die Wahrheiten der Gottseligkeit gehören zusammen und der Wille kann unmöglich gewonnen werden, wenn der Verstand nicht vorher ist erleuchtet worden. Hieraus folgt diese unwidersprechliche Regel: ein kluger Prediger muß seine Predigt auf eine solche Weise einrichten, daß sowohl der Verstand erleuchtet, als der Wille erweckt und gerührt werde. Es ist also unrecht, ob es gleich gewöhnlich ist, daß einer dem Verstand allein, oder dem Willen allein prediget." (S. 114 f.) „Dem Verstande predigen begreifet aber zweierlei: 1) dem Verstand einen vollständigen und reinen Begriff beibringen und ihn unterrichten; 2) den Verstand überzeugen oder ihn durch tüchtige Beweisthümer überführen, daß der Unterricht wahr sei, den man ihm gegeben hat." (S. 120.) „Wir müssen und können nur eine oder etliche Wahrheiten in einer Predigt vortragen und abhandeln, damit wir den Verstand auf etwas Gewisses richten." (S. 127.) „Die Lehren, wovon der Verstand unterrichtet und überzeugt werden soll, sind die Wahrheiten, die zur Seligkeit zu wissen nöthig sind. Die übrigen Dinge also, die keinen Einfluß in die Erbauung haben, bleiben weg. Allein, da wir oft vermuthen können, daß in den Gemüthern derer, die uns hören, Hindernisse vorhanden sind, die dem Unterrichte in der Glaubens- und Lebenslehre im Wege stehen, so ist es auch nicht verboten, zu gewissen Zeiten die Wahrheiten der natürlichen Religion abzuhandeln, und die Wahrheiten der Religion selber mit guten Gründen zu beweisen." (S. 130 f.)

„Die Form des Unterrichtes theilt sich ein in die äußerliche und innerliche. Jene, oder die äußerliche, ist die Schreibart oder der Stil, in dem wir reden. Diese, oder die innerliche, ist die Erklärung der Sachen selbst. Da wir nun durch unsre Reden unterrichten wollen, so folgt, 1) daß die Schreibart der Prediger klar, deutlich und verständlich sein müsse; 2) anständig und der Hoheit und Wichtigkeit der Sache gemäß; 3) lebhaft und so vielen Zierrath an sich habend, als die Klarheit und Deutlichkeit vertragen und dulden kann. — Man sieht hieraus also, 4) daß man in derjenigen Schreibart reden müsse, die in dem gemeinen Leben unter den Vernünftigen und Klugen gebräuchlich ist und daß diese Schreibart in so weit ausgeschmückt werden müsse, als es die Absicht unserer Predigt und der Zustand der Zuhörer leiden kann." (S. 137 f.) „Zu der innerlichen Form der Unterweisung gehören zwei Dinge: I. Die Erklärung der Wahrheiten, die dem Verstande der Zuhörer sollen einverleibt werden; II. die Erläuterung derselben. Bei der Erklärung muß auf zwei Dinge gesehen werden: 1) auf die Ordnung des Vortrags; 2) auf den Vortrag selbst. — Der Vortrag selbst muß viel freier und weitläuftiger sein als derjenige, dessen man sich in den Lehrbüchern bedient." (S. 148 f.) „Die Erläuterung der vorgetragenen Wahrheiten geschiehet theils durch Gleichnisse, theils durch Exempel, theils durch anderer Gelehrten und Verständigen Aussprüche. Die letztere Art der Erläuterungen haben wir in unsren Zeiten von den Kanzeln weggeschafft. Die beiden ersten sind schriftmäßig." (S. 156.) „Die Ueberzeugung des Verstandes ist das andre Stück der Erbauung desselben. Es ist allerdings auf der Kanzel eine Ueberzeugung nöthig und diese Ueberzeugung muß durch gute Gründe und unumstößliche Beweisthümer geschehen. Diejenigen, welche meinen, daß es nicht nöthig sei, auf der Kanzel zu beweisen, oder welche dafür halten, daß es gleichviel sei, was man für Gründe und Beweisthümer gebrauche, verstehen weder die Natur der Religion noch die Beschaffenheit des menschlichen Verstandes. Unter den Beweisthümern aber, die auf der Kanzel theils aus der Schrift, theils aus der Vernunft hergenommen und gebraucht werden, stehen die Schriftstellen obenan. Bei diesen muß man merken: 1) daß nicht gar zu viele müssen gebraucht werden; 2) daß man diejenigen wählen müsse, die vor andern klar und wichtig sind; 3) daß man kurz dasjenige, was etwa in den Schriftstellen dunkel ist, erklären müsse.

Die Vernunftbeweise sind nicht ganz und gar untersagt, allein man muß erstlich solche Vernunftbeweise wählen, die den Begriffen ungelehrter Leute gemäß sind; zweitens diese Vernunftbeweise müssen nicht nach den Regeln und in der Form der philosophischen Demonstrationen, sondern auf eine solche Art vorgetragen werden, wie es die Natur einer Rede verstattet und mit sich bringt." (S. 163 f.)

„Der andere Hauptzweck der Predigt ist, den Willen zu erbauen und zu bessern. Der Wille wird erbaut, wenn entweder in demselben ein guter Vorsatz aufgerichtet oder der gute Vorsatz, der bereits vorhanden ist, gestärkt wird. Der Vorsatz, den ein Prediger aufrichten will, ist die Bekehrung, oder der Entschluß, sich bekehren zu lassen; und der Vorsatz, den er stärken will, ist die Heiligung, oder der Entschluß, sich immer eine größere Fertigkeit zu erwerben, Gott zu lieben und ihm zu gehorsamen. — Eine blinde Bewegung des Willens ist von keiner Dauer und ist ein Kunststück der Gaukler und Komödianten. Eine vernünftige Bewegung des Willens geschieht durch Gründe und Ursachen, die der Verstand begreift und für gültig erkennet. Diese ist ein Kunststück einer weisen und verständigen Beredsamkeit, und die Bewegung ist dauerhaft und bleibet, so lange der Verstand die Wahrheiten behält, wodurch der Wille ist bewogen worden." (S. 176 ff.) „Aus den allgemeinen Erfahrungen fließen die folgenden Regeln: 1) Ein Prediger, der den Willen erbauen will, muß bei sich selber sein, alle Kräfte seines Geistes sammeln und so lebhaft, als es ihm möglich ist, diejenigen Wahrheiten vorstellen, wodurch er in dem Willen einen guten Schluß aufrichten will. 2) Da diejenigen, die selber bewegt sind, am allerlebhaftesten zu reden pflegen, so muß derjenige, der den Willen erbauen will, selber bewegt und gerühret sein. 3) Der Prediger, der den Willen erbauen soll, muß sich bemühen, diejenigen Dinge, die da rühren und bewegen sollen, gleichsam abzumalen, oder durch deutliche Beschreibungen und Abbildungen vorzustellen, damit er eine Gemüthsbewegung oder einen Affekt erregen möge. 4) Da alle besonderen guten Entschließungen des Willens in den allgemeinen Schlüssen der Buße, des Glaubens und der Heiligung ihren Grund haben, so müssen alle besonderen Schlüsse zu den Hauptschlüssen Buße und Liebe zurückgeführt werden, oder es muß stets Buße, Glaube und Heiligung bei allen besonderen Ermahnungen gepredigt und verkündigt werden." (S. 182 f.) „Die Bewegungsgründe,

wodurch der Wille erbaut werden soll und muß, sind entweder Wahrheiten der Schrift oder der Vernunft, die auf unser Glück und Unglück zielen, oder es sind Exempel und Beispiele." (S. 188.) „Ein Prediger muß alle diejenigen Mittel anwenden, die dem schwachen und blöden Verstande der meisten Zuhörer, die ihrer natürlichen Unachtsamkeit, die ihrem schwachen Gedächtniß und die ihrer natürlichen Trägheit und Schläfrigkeit auf eine geschickte Weise zu Hülfe kommen können." (S. 194 f.)

Mosheim hat bekanntlich seine Predigten unter dem Titel: „Heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi" herausgegeben: er hat diese Bezeichnung „Heilige Reden" nicht um deßwillen gewählt, daß er in diese Sammlung einige Einführungsreden aufgenommen hat, sondern um gleich von vornherein jedermann kund zu thun, daß er die Predigt als ein Kunstwerk, als ein Produkt der geschulten Beredsamkeit sich denkt. Hauptsächlich den Pietisten gegenüber verficht er seine Ansicht, wie umgekehrt auch von diesen die Anklage gegen ihn ausging, daß er fremdes Feuer auf dem Altare des Herrn entzünde. Schon in der Vorrede zu dem ersten Theile der heiligen Reden kommt Mosheim auf diesen Punkt zu sprechen. „Ich bin überführt," schreibt er hier, „daß man nirgends mehr Ursache habe, die Kräfte des Geistes anzuwenden, als in den Dingen, die zur Ermunterung in der Gottseligkeit gehören. Ich nehme die Schriften aus, die zum Unterrichte der Einfältigen verfertigt werden. Unser Verderben treibt uns ohnedem genug, die Sachen zu lesen, die die Thorheit und die Geschäfte dieser Erden vorstellen, wenn ihnen gleich Ordnung und Zierrath fehlt. Ein Buch, das die Händel und Vortheile der Welt abbildet, findet immer seine Liebhaber, es mag wohl oder übel geschrieben sein. Die Wege des Heils haben so viel angenehmes für die Natur nicht. Der größte Haufe sieht die Betrachtung derselben als ein Joch an, welches man nicht ganz abwerfen, doch auch nicht beständig tragen darf. Die Klugen dieser Erden urtheilen oft so einfältig, daß sie den Werth der Sachen nach dem Vortrag abmessen, und die edelsten Lehren verachten, weil sie übel eingekleidet sind. Sind wir nicht schuldig, die wir Wahrheit und Gottseligkeit unterhalten sollen, dieser Unart, so viel möglich zu begegnen und dahin zu sehen, daß unsre Reden lieblich und mit Salz gewürzt seien? (Col. 4, 6.) Es ist wahr, das Wort Gottes hat stets eine lebendige Kraft, die Herzen zu

rühren. Aber diese Kraft kann doch da nicht wirken, wo die Unachtsamkeit ihre Wohnung hat. Und was ist denn geschickter, diesen Fehler wegzunehmen, als ein Unterricht, der zierlich, geschickt und vernünftig abgefasst wird? Paulus sagt, seine Predigt sei nicht gewesen in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, 1. Cor. 2, 4. Ich will zugeben, daß diese Worte den Verstand haben, Paulus habe in seinen Reden auf nichts weniger denn Beredsamkeit gesehen. Aber man unterscheidet die Zeiten nicht, wenn man daraus schließen will, es sei nicht erlaubet, geistliche Sachen auf eine muntere und beredte Weise vorzutragen. Ich rede von der wahren und ungeschminkten Beredsamkeit, die mit der Einfalt in Christo bestehen kann. Paulus hat eine größere Gabe, die Schläfrigen zu erwecken, als wir alle. Das war die Gabe Wunder zu thun, die er gleich darauf den Beweis des Geistes und der Kraft nennet. Wir würden ebenfalls auf keine Kunst und Ordnung denken dürfen, wenn es Gott gefallen hätte, diese Kraft auf uns fortzupflanzen. Jetzt sind wir schuldig, mehr die Oerter Pauli uns zur Richtschnur vorzustellen, da er sagt, er sei allen allerlei geworden, auf daß er alle gewinnen möchte (1. Cor. 9, 19), als diejenigen, da er die außerordentliche Gnade beschreibt, die seinem Amte beigelegt war."

Trotz dieser Vorrede blieb die böse Nachrede nicht aus. Mosheim fand sich veranlaßt, dem zweiten Bande seiner heiligen Reden einen Brief anzuhängen, in welchem er sich unter Anderm über den Vorwurf ausläßt, den man ihm gemacht hatte, daß seine „Gedanken nach oratorischer Gelehrsamkeit wahrscheinlich genug abgefasset" seien. Er entgegnet: „Ich weiß von keiner oratorischen Gelehrsamkeit in den oft benannten Gedanken. Ich habe geschrieben, wie sich die Gedanken natürlich meinem Verstand vorgestellt haben. Die mich kennen, wissen, daß ich nicht geschickt bin, lange auf Schmuck und Zierrath zu denken, wenn ich sagen soll, was ich glaube oder denke. Mein Fleiß hat nicht mehr Theil daran, als daß ich mich von Jugend auf durch eine stetige Uebung beflissen, ohne Verwirrung zu denken und ordentlich meine Meinungen vorzutragen. Ich glaube, daß dieß die Pflicht aller Menschen und insonderheit derjenigen sei, die sich zu Lehrern wollen gebrauchen lassen." (S. 251 f.) „Ich bin überführet," spricht er weiterhin (S. 252 f.), „daß die meisten Menschen, die für und wider die Beredsamkeit reden, nicht eigentlich die Bedeutung von diesem Worte verstehen. Man lobt an der

einen Seite den großen Nutzen der Beredſamkeit: und man wirft durch ſeinen Unterricht zuweilen das Lob ſelbſt um, welches man der Beredſamkeit gegeben. Man häuft eine Menge von mageren Befehlen, die nichts weiter lehren, als wie man mit Unverſtand für verſtändig könne gehalten werden und deutliche Lehren in dunkele Sprichwörter und hochtrabende Redensarten einhüllen möge. Man heißt beredt ſein, wenn man Räthſel ſpricht und hält's für ſchön, wenn der Zuhörer am Ende geſteht, daß er den Redner nicht verſtanden habe. Man ſchmählet an der andern Seite auf die Beredſamkeit und hat keine andre Beſchreibung davon in dem Kopfe, als die man aus dem Gehör und Leſen etlicher ungerathener Reden geſammelt hat. Man ſagt, Jeſus und die Apoſtel hätten die Beredſamkeit vermieden. Ein Knecht Chriſti müſſe den Fußtapfen ſeines Meiſters folgen. Es ſei daher nicht erlaubt, die Wahrheiten des Glaubens beredt vorzutragen. Und man unterſcheidet weder die Zeiten noch die Arten der Beredſamkeit. Große Uebereilung, die man mehr bewundern würde, wenn man's nicht gewohnt wäre, daß die Menſchen zuweilen große Anklagen auf einen Mißverſtand gründeten und Sachen beſtritten, die ſie nicht kennen. Beredſamkeit iſt eine Gabe, ſeine Gedanken klar, ordentlich und mit ſolchen Worten vorzutragen, die ſich zu der Sache ſchicken, davon man ſchreibet oder redet. Man kann dieſe Gabe von Natur haben. Man kann viel davon durch Fleiß und Uebung erlangen. Alle Menſchen aber ſind verbunden darnach zu ſtreben. Denn ein dunkler und unrichtiger Vortrag verwirret die Gemüther und ſtiftet Unruhe und Unglück in der Welt. Die Lehrer müſſen inſonderheit bedacht ſein, nach dem Maß, das der Herr ihnen verliehen, zu dieſer Geſchicklichkeit zu gelangen."

Mosheim weiß recht gut, daß es eine falſche und eine wahre Kunſt der Rede gibt: jene verwirft er unbedingt, dieſe kann er nur den Freunden und Vertheidigern der Wahrheit auf das Wärmſte anempfehlen. „Was ſind Künſte der Redner?" So heißt es in dem eben ſchon angezogenen Sendſchreiben 2, 262, weiter unten. „Das Wort iſt weitläufig und die Frage kann viel oder wenig bedeuten, nach dem daſſelbe genommen wird. Ich denke nicht, daß man durch dieſe Künſte, die Arten ſich auszudrücken, die man Figuren nennt, Bilder, Gleichniſſe, Redensarten und dergleichen Dinge verſteht. Man kann nichts von dergleichen Dingen nennen, davon man nicht

deutliche Exempel aus den Schriften der Propheten und Apostel hervorbringen kann. Und wer sieht nicht, daß der Sache damit nichts abgehe, ob man schlechtweg sagt: ihr müßt eure Lüste tödten, oder ob man diese Erinnerung in eine Frage bringet und nach Pauli Art mit einem Gleichniß auszieret? Künste der Redner werden demnach gewisse Wege sein, deren man sich zuweilen bedient, kleine Sachen zu vergrößern und große zu verkleinern und den Zuhörer durch falsche Schlüsse und unnütze Worte einzunehmen. Alle unnöthige Umschweife, alle hohe und unverständliche Worte, so die Sachen unrecht vorstellen, alle unrichtige Schlüsse, alles unverständliche Spielwerk der Worte und Gedanken wird zu diesen Künsten gehören. Man ist überführt, daß dergleichen Dinge die Einfalt Jesu Christi verletzen und den Knechten des Heilandes nicht geziemen. Die Redner dieser Erden müssen oft an diese Thorheiten gedenken, um Menschen durch Wind und Rauch zu gewinnen, die sie durch Beweisthümer nicht einnehmen können. Wir können diese Künste verachten, weil wir ein Wort verkündigen, welches ohnedem Kraft genug hat, in Seelen zu dringen, die den Eigensinn niederlegen wollen. Und man sündiget, wenn man den Kindern der Welt Gelegenheit gibt, die Lehre unseres Heilandes mit einer weltlichen Wissenschaft zu vergleichen." Alle Ziererei ist dem heiligen Redner auf den Tod zuwider, jeder soll reden so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, keiner seiner Natur Gewalt anthun, jeder soll mit seinem eigenen Vermögen seine Rede schmücken, keiner schmücke sie und sich mit fremden Federn. In der langen, lesenswerthen Vorrede zu dem sechsten Bande der heiligen Reden lesen wir also (S. 44 f.): „Es ist erlaubt, das Feuer seines Geistes durch das Lesen solcher Leute, die zierlich, lebhaft und angenehm geschrieben, zu erwecken: allein es ist böse und unvernünftig, die Geschicklichkeit eines Anderen zu seinem Gesetz zu machen und seine eigene Natur zu plagen, daß sie der Natur und der Fertigkeit eines Andern gehorche. Und noch thörichter ist es, aus der Rede eines Andern allerhand Wörter und Redensarten, die Zeichen eines reinen und fähigen Geistes sind, zu sammeln, um seine eigene Rede damit aufzuputzen. Eine Rede, die mit solchen geborgten Zierrathen geschmückt ist, siehet in den Augen der Verständigen einem Bettlermantel gleich, den man hie und da mit güldenem Stücke oder einem feinen und schönen Tuche besetzt hat. Unter allen Arten

der Dienstbarkeit ist keine einem Menschen unanständiger, als die Knechtschaft des Verstandes und des Witzes."

Wer die Gabe der Rede hat, der bediene sich ihrer zur Ehre des Herrn in der rechten Weise. „Ein Diener des Heilandes," heißt es 2, 264 f., „der die Gabe hat, deutlich und ordentlich seine Gedanken vorzutragen, hat nicht Ursache, auf mehr Zierrath zu denken. Man ist nie beredter, als wenn man den Spuren einer Natur folget, die ohne besondere Fehler ist. Der Herr hat andere Knechte, die von ihm das Pfund einer größeren Beredsamkeit empfangen haben. Man thut genug, wenn man mit seiner eigenen Gabe wuchert. Sind Fehler da, weiß man seinen eigenen Gedanken nicht die rechte Stellung zu geben, ist man nicht geschickt, die nöthigen Worte zu finden, kann man keine leichte und angenehme Ordnung treffen, so muß Fleiß und Uebung der Schwäche der Natur zu Hülfe kommen. Sollten wir nicht, die wir unseren Heiland lieben, uns auf's Aeußerste befleißen, seine Befehle so abzufassen, daß sie den Unbekehrten keinen Ekel erwecken, da man so viel Sorgfalt braucht, die Lehren der Welt nach dem Begriff und Geschmack eines Jeden vorzustellen? Wie ein unverständiger Koch die schönsten Speisen durch eine abgeschmackte Brühe verderben kann, also kann ein ungeschliffener und übelgerathener Vortrag der edelsten Wahrheit die Kraft benehmen. Der schärfste Pfeil wird unnütz, wenn man die Spitzen in Lumpen wickelt. Und der heiligste Satz kann unkräftig werden, wenn man ihn in Redensarten hüllet, die halbe Räthsel bedeuten können, und in einer Ordnung vorträgt, die der Natur der Sache entgegen ist. Aber wehe uns, wenn die Gerechtigkeit des Höchsten uns einmal beschuldigen kann, daß durch unseren Unverstand der Lauf des Evangeliums gehemmt und durch unser ungeschicktes Wesen die heiligste Lehre in den Seelen der Ungläubigen verfinstert worden! Keine Zeiten erfordern mehr Behutsamkeit und Klugheit in geistlichen Schriften und Reden, als die unsrigen."

Mosheim ist ein Kirchenhistoriker erster Größe: sein scharfes Auge durchdringt aber nicht bloß die Zeiträume, welche hinter ihm liegen, er kennt auch die Zeit, in welcher er lebt und nach Gottes Ordnung wirken soll, sehr genau. Hören wir, wie er sie in seinen heiligen Reden darstellt.

„Ich weiß nicht, meine Brüder," spricht er 1, 197, „wenn ich unsere Tage betrachte, ob ich sie Tage des Lichtes oder der Finster-

niß nennen soll. Wir glauben weit schärfer zu sehen, als unsere Vorfahren. Wir meinen allen Wissenschaften ein weit größer Licht gegeben zu haben. Wir bilden uns ein, die Vernunft sei zu keiner Zeit mehr gereinigt worden, als zu der unsrigen. Dieser Ort ist nicht dazu gewidmet, daß wir diese Meinung bestreiten. Laßt es sein, daß wir uns in einigen Dingen vom Aberglauben befreit, in anderen richtigere Wege getroffen. Allein auf der anderen Seite hat sich unter dem Vorwande des Lichtes und der Vernunft der Unglaube in die Seelen Vieler gedrungen. Man meint, es sei scharfsinnig und weise, alles das zu bestreiten, was den Namen vom Gottesdienste hat. Man ist so kühn, die allerheiligsten Wahrheiten zu den Dingen zu rechnen, die vielleicht gar zu leichtsinnig vordem geglaubt worden. Man ersinnet Einwürfe, die, so schwach sie in sich selbst sind, dennoch einen Theil der Einfältigen blenden. Man spottet der Knechte Christi, die auf eine inwendige Aenderung des Herzens dringen, und macht sich wohl selbst eine Art der Sittenlehre, die dem Fleisch nicht unangenehm. Und was das Meiste. Man verhehlet diese Unart nicht. Man deckt ungescheut den Unglauben seines Herzens auf. Was vordem dieser oder jener Gottlose seines Gleichen in's Ohr sagt, das predigt man jetzt, um mit dem Heiland zu reden (Matth. 10, 27), auf den Dächern. Man macht sich eine Ehre daraus, wenn man eine Stelle unter den starken Geistern durch eine unmäßige Freiheit im Reden sich erworben und bei der Welt für einen Menschen, der frei und ungezwungen denkt, gehalten werden kann. Laßt uns nicht der Juden und Heiden spotten, denen Jesus Aergerniß und Thorheit verkündigt ward. Unter uns gibt's Viele, die an Bosheit jenen nichts nachgeben wollen. Der Jude ärgerte sich und verlangte Wunder. Müssen wir nicht oft eben diese Sprache hören: wenn jetzt Wunder geschähen, so würden wir glauben? Der Grieche hing an seiner Weisheit und setzte dieselbe den klarsten Gründen entgegen. Macht's der Unglaube jetzund anders? Prüft man nicht den Grund der Lehre Jesu nach den Regeln einer selbstgemachten Weisheit, die auf Sand und Muthmaßungen gebauet ist?" „Es gibt Leute," heißt es an einer andern Stelle (1, 153), „denen alles verdächtig vorkommt, was mit ihren Gedanken streitet. Man macht sich beinahe selbst zur Regel der Wahrheit und seinen Verstand zur Quelle aller richtigen Lehren. Man hat diesen wunderlichen Schluß sich eingebildet: ich fasse dieses oder jenes nicht,

daher ist's falsch. Und nach diesem misst man auch die Offenbarung und die Lehren ab, die zum Gottesdienst gehören. Daher haben wir Leute, die sich allein für Meister des Glaubens aufwerfen und die Uebrigen als betrogen und blind betrachten. Daher haben wir Andere, die die Lehre Jesu selbst angreifen und lieber sich selbst elend machen, als ihrem Verstande Schranken setzen wollen. Elende Thorheit der Menschen, die allein aus dem Hochmuth entsteht, der den Kindern Adams nach dem Fall ihres Vaters angeboren ist." „Es scheint," sagt Mosheim tief bewegt (2, 145 f.) „daß ein Geist der Lästerung und des Spottens ausgegangen sei, um den Samen der Wahrheit durch Spöttereien auf dem Erdboden zu tilgen, den man mit Gründen nicht ausrotten kann: das ernsthafte Wesen, welches unsere Vorfahren annahmen, wenn sie von Gott und göttlichen Dingen reden sollten, wird beinahe von denen, die sich weise dünken, unter die Schwachheiten des Alterthums gerechnet. Ein trockner Verstand, der sonst kaum der geringsten Sache eine Farbe geben kann, wird mit einmal lebendig, wenn das Gespräch etwa auf die Religion fällt. Er muß zeigen, daß er einige halbgelehrte Bücher, die eine verkehrte Seele aufgesetzet, nicht umsonst gelesen. Er hat einige Redensarten eingesammelt, die seinem Bedünken nach geistreich sind, und meinet, er müsse sie hervorstoßen, um der Welt ein Zeugniß zu geben, daß er ein starker Geist und frei von Aberglauben sei. Ein Wollüstiger, der seine Zeiten nach den Unordnungen eintheilen kann, in die er sich gestürzt, und den wenigen Witz, den er in die Welt gebracht, unter Wein und Speisen vergraben hat, weiß dennoch alsdann allerhand Spottworte hervorzubringen und den Dienst des Höchsten lächerlich zu machen, wenn er am wenigsten geschickt ist, seine Gedanken zu sammeln. Ein einfältiger Kopf, der durch Wissenschaft und Vernunft so weit nicht kommen kann, daß man ihn für klug und scharfsinnig hält, nimmt seine Zuflucht zu seinem ungereimten Scherz über die allerheiligsten Dinge. Die Welt glaubt, der sei ziemlich hoch gestiegen, der am wenigsten an die ordentlichen Meinungen sich kehre. Er bedient sich dieser Einbildung und will wenigstens durch seine Freiheit im Reden zeigen, daß er sich an nichts, als neue Einfälle und außerordentliche Dinge, binde. Die Thorheit ist nicht bloß bei denen geblieben, die alle Religion verwerfen. Sie hat sich auch unter die ordentlichen Leute gemenget, die man eben des Unglaubens nicht beschuldigen

kann. Man spricht vom Krieg und Frieden, von Geld und Gewinn, von Heirathen und Verträgen auf eine bescheidene und vernünftige Art. Kein Mensch trägt eine Sache, die nur zu seiner Haushaltung gehöret, lächerlich und spöttisch vor. Aber Ernst und Vernunft hört auf bei Vielen, wenn man von Gott, von seinen Wegen und Willen urtheilen soll. Es scheint, man schäme sich, von der allerernsthaftesten Sache, wie ein Mensch und ernsthaft, zu reden. Man sucht Umwege, man lacht, man sucht Worte, die niederträchtig sind, man weiß selbst nicht, wie unverständig man zuweilen sprechen will. In Schriften und Büchern macht man's ebenso. Und ich glaube, daß eine gewisse Frechheit oder Freiheit im Schreiben, die in unsren Zeiten zur Gewohnheit worden ist, kein geringes zu diesem verächtlichen Verfahren gegen die Religion beigetragen hat." „Die Jugend," heißt es später S. 148, „liest diese Bücher. Und sie merkt auf nichts so leicht, als auf Dinge, die sich von dem Zwang der Religion, die den Begierden ein fremdes Joch ist, losmachen können. Sie sucht unter ihres gleichen für sinnreich gehalten zu werden und geschickt zu sein, eine Gesellschaft zu erlustigen. Sie merkt daher dergleichen Ausdrücke. Ein wilder Verstand steckt den andern an. Und so plagen wir uns denn mit einer Anzahl von Leuten, die zuweilen im Herzen den Aberglauben hegen, aber mit dem Munde den Unglauben bekennen und sich selbst und andern an der wahren Bekehrung hinderlich sind."

Mosheim kennt seine Zeit gut: er weiß, daß ein Geist des Spottes, ein Geist der Verneinung aller religiösen und nicht bloß aller christlichen Grundwahrheiten, ein Geist der Fleischeslust, mit einem Worte der Geist religiöser und sittlicher Frivolität sie durchweht. Sein heiliger Wille ist es, mit allen Kräften diesem Geiste entgegenzutreten, entgegenzuwirken. Er weiß es aber, daß dieser Geist sich nicht beschwören und bannen läßt durch ein Machtgebot, durch die Predigt in der alten Weise. Die Zeit jetzt ist aufgeklärt und gebildet, ist witzig und geistreich, ist sprachgewandt und formgeübt; die alte Wahrheit, an welcher kein Mangel und Fehl ist, muß daher in neuer Gewandung, in neuer Zunge und Weise dem Geschlechte der Zeit dargeboten werden. Den Glauben der Väter will Mosheim auch nicht im Geringsten aufgeben: er denkt keinen Augenblick daran, mit dem Geiste der Zeit einen Akkord, gar eine Capitulation abzuschließen. Die Bibel ist ihm Gottes wahres,

ewiges Wort: das Bekenntniß der lutheriſchen Kirche iſt ihm u[nan]-
antaſtbar, heilig. „Mein Herz," verſichert er in der Vorrede zu[m]
erſten Bande der heiligen Reden, „weiß von keiner unartigen Be[gier]-
gierde, Neuerungen in der Lehre unſrer Kirche zu ſtiften. Ich folge
auf's heiligſte dem Glauben unſrer Vorfahren und verehre den
Staub der theuren Männer, die durch Gottes Gnade die alte
Reinigkeit der Lehre wieder an's Licht gebracht. Mir iſt's nie bei-
gefallen, ein Wort zu ſetzen, das mit dieſer Regung meiner Seele
ſtreitet. So theuer mir die Gottſeligkeit iſt, ſo ſehr liebe ich die
Wahrheit. Und ich hoffe, daß die Gnade Gottes in der Meinung
mich bis an's Ende meiner Tage erhalten werde. Wer Frieden
und Liebe in der Seele hat, der nehme dieſe Betheuerung zur Vor-
ſchrift ſeines Urtheils über dieſe Reden und die Lehre derſelben an.
Niemand iſt ſo glücklich, daß er kein Wort ſetzen ſollte, das ein
Anderer nicht übel deuten könne. Unſer Geiſt verliert unter einer
Menge von Arbeiten unvermerkt oft etwas von ſeiner Schärfe. Und
daher ſieht man zuweilen nicht, daß eine Redensart, die man glaubt,
unſchuldig zu ſein, einer üblen Auslegung unterworfen ſei. Man
iſt auch zu allen Zeiten nicht gleich geſchickt, ſeine Meinung deutlich
und ohne Zweideutigkeit auszudrücken." Dieſe Betheurung in der
Vorrede wird durch die Reden als Wahrheit beſtätigt. Zur Lehre
von der Erbſünde bekennt ſich Mosheim mehrmals ſehr beſtimmt.
„Das Verderben der Menſchen wird durch die fleiſchliche Zeugung
fortgepflanzt," heißt es 1, 66. „Der Grieche," ſagt er 1, 187,
„wußte von keiner Erbſünde und Verluſt des freien Willens. Er
meinte die Natur durch die Natur zu beſſern. Die Apoſtel zeigten
den elenden Fall der Natur und ihr verderbtes Weſen." Chriſti
Tod iſt verſöhnend, genugthuend, ſtellvertretend: „Wenn nur bloß
der Tod Jeſu ein Exempel der Geduld und des Gehorſams wäre,"
heißt es 2, 222, „wenn er nicht als das Mittel unſerer Verſöhnung
mit Gott müßte betrachtet werden, ſo wäre er dennoch ſtark genug,
uns zum Leiden mit Chriſto zu erwecken." „Weder unſer Vorhaben,"
leſen wir auf der folgenden Seite, „meine Brüder, noch die Zeit,
die uns vorgeſchrieben, vergönnen uns, die Lehre von der Genug-
thuung Jeſu Chriſti, die in dieſen Worten enthalten iſt, zu beweiſen
und zu vertheidigen." „Die Unart und Schuld, die auf uns liegt,"
ſteht 6, 110, „hat nicht anders als durch den Sohn Gottes können
getilgt werden. Gott hat in Chriſto leiden müſſen, damit das elende

Geschlecht der Menschen mit ihm versöhnet würde." Auch daran will ich noch erinnern, daß dem ersten Bande angehängt sind „Gedanken über die Lehre derer, welche die Ewigkeit der Höllenstrafen leugnen".

Für die Wahrheit der Lehre Jesu Christi tritt Mosheim ganz und voll ein und, damit seine Stimme nicht wie eine Prophetenstimme in der Wüste verschalle, verleiht er seiner Rede so viel äußeren Schmuck und so viel liebliches, gefälliges Wesen, daß sie Niemanden, der sie vernimmt, abstößt und fortschreckt, sondern im Gegentheile anzieht und fesselt. Er ist der Ueberzeugung, daß man den Leuten mit der Wahrheit nicht nahe kommen kann, wenn man sie nicht mit Beredsamkeit vorträgt. Die Redekunst hat in seinen Augen an und für sich keinen oder höchstens nur einen sehr geringen Werth, sie erhält nur dadurch Werth, daß sie jetzt das unentbehrliche Mittel ist, die Wahrheit auszubreiten und zu erhalten. Jede Predigt Mosheims ist daher ein Kunstwerk, eine Rede nach bestimmtem Zuschnitt und festen Regeln.

Jede heilige Rede hat einen Text aus der h. Schrift: dieser Text ist nicht immer die Perikope des Tages. Mosheim war kein Prediger von Amts wegen, sondern nach Gelegenheit, und darum holte er aus dem Neuen und auch aus dem Alten Testamente ein Wort, welches ihm zur Ausführung des Gegenstandes geeignet schien, welchen er zu behandeln sich vorgenommen hatte. Geschichtliche, parabolische, nackte Lehrtexte sind ihm gleich lieb. „Eine Predigt," so sagt er in seiner Homiletik S. 116, „wie sie jetzt in unsren Kirchen beschaffen ist, besteht aus drei Theilen: 1) aus dem Eingang oder der Vorbereitung; 2) aus der Abhandlung, worin entweder der Text erklärt wird, oder eine Glaubenswahrheit ausgeführt wird; 3) aus dem sogenannten Usu oder der Nutzanwendung, worin die vorgetragenen Wahrheiten auf die gegenwärtigen Zuhörer angewendet werden."

Einen Eingang hält Mosheim nicht für schlechterdings nothwendig: in seinen Reden ist eine, eine Predigt auf Palmarum über 1. Cor. 1, 23 u. 24, wo ohne längere Vorrede sofort in die Besprechung des Schriftwortes eingetreten wird. „Ich bin nicht gesonnen," heißt es hier, 1, 166 ff., „euch und mich mit einem Eingange oder Vorbereitung aufzuhalten, geliebte Freunde in Jesu. Man hat den Gebrauch der Vorreden in die öffentlichen Reden großen-

theils zu dem Ende eingeführt, um die Zuhörer zu einer größeren Aufmerksamkeit zu erwecken. Allein ist dieser Tag nicht geschickt, der den Anfang von der Woche macht, in der wir das Gedächtniß des Leidens Jesu begehen, und an dem ihr bereits durch Andre zur Andacht ermuntert seid. Sind die großen Wahrheiten, die in den Worten Pauli enthalten sind, welche wir jetzt hergelesen, für sich nicht kräftig genug, eure Geister von fremden Gedanken abzuziehen, so wird eine Anzahl von andern Worten noch weit weniger dazu geschickt sein. Ich will ohne Umschweif zu den Worten schreiten, die wir zur Betrachtung ausgesetzt haben. Die uns vorgeschriebene Zeit wird kaum zureichen, Alles, was zum völligen Verstande derselben gehöret, recht auszuführen." Die Eingänge sind nicht allzusehr ausgesponnen und allzu weit hergeholt, sie bereiten sämmtlich zweckmäßig auf die folgende Abhandlung vor. Oefters geht der Eingang von einem verwandten Schriftworte aus, wie gleich in der ersten Rede des ersten Bandes; gelegentlich von dem Tag, an dem die Predigt gehalten wird, so die Charfreitagsrede über 1. Petri 4, 1 in dem zweiten Theile; vielfach von einer allgemeinen Wahrheit, wie z. B. die erste Rede des dritten Bandes über Luk. 18, 31—34, da sie die selige Erinnerung der Leiden Jesu Christi behandeln will, sehr gut davon ausgeht, daß „unser ganzer Wandel ein Abdruck des Lebens und des Wandelns sein (soll), den unser heiliger Erlöser auf Erden geführt hat." Der Eingang — ich bemerke ausdrücklich, daß Mosheim sich sehr bestimmt gegen eine Mehrzahl von Eingängen ausgesprochen hat, was der Spenerschen Weise das Garaus machte — leistet in allen heiligen Reden, was er soll, er ermuntert, erweckt, spannt den Zuhörer und geleitet ihn, indem er ihn schon ahnen läßt, was es drinnen zu schauen gibt, bis an die Pforte des noch verschlossenen Heiligthums. Ehe Mosheim die Pforten aufthut, liest er dem Zuhörer die Ueberschrift des Portales vor, woran er die Ankündigung der Theile der nun anhebenden Abhandlung, des zweiten normalen Theiles der ganzen Predigt, knüpft.

Die Themata der Reden sind textgemäß, kurz, bestimmt, und vielfach überraschend, spannend, wie das der ersten Rede des ersten Bandes: Beweis des Lebens Jesu aus dem Tode der Apostel. Die Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit: die letzte Rede im vierten Bande. Daß die Gottseligen klüger seien als die Sünder; das väterliche Herz Gottes gegen seine abtrünnigen

Kinder, Rede 1 und 4 in Band 6. Die Disposition des Themas ist nicht immer so wohl gelungen, als die Fixirung des Themas: dieselbe ist bisweilen zu steif, zu wortreich, zu unsymmetrisch, öfters auch leidet sie an logischen Fehlern. „Den Sieg der Heiligen über die Welt" erwägt Mosheim in der Predigt über die Weisen aus dem Morgenland. „Wir wollen," kündigt er nun 2, 56 an, „zuerst ihren Sieg über die Welt, bevor sie ihre Reise angetreten, vorstellen. Dieser soll uns zum Bilde desjenigen dienen, was bei uns vorgehet, ehe wir uns bekehren. Wir wollen für's andre ihren Sieg über die Welt nach zurückgelegter Reise betrachten. Dieser wird uns ein Abriß von demjenigen sein, was wir empfinden, wenn wir uns vom Verderben losgerissen und durch die Wiedergeburt in die Wege des Heiles getreten." „Die Gerechtigkeit der Langmuth Gottes gegen die ruchlosen Verächter seiner Gnade" wird in der zweiten Predigt über das Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen so besprochen: „Wir wollen auch," lesen wir 4, 188 ff., „1) das Gleichniß Jesu Christi in so weit, als es zu unsrem Vorhaben dient, erklären, damit wir euch ein Bild der göttlichen Geduld gegen die Sünder darlegen und zeigen mögen, daß der Herr den Zustand dieser Welt kenne und durch seine Allmacht nicht ändern wolle. Wir wollen euch 2) darthun, daß uns diese Geduld des Herrn gegen die muthwilligen Sünder gar keinen Anstoß geben könne, an seiner Vorsehung und Gerechtigkeit zu zweifeln, wenn wir gleich keine Ursache davon anzeigen könnten. Wir wollen uns 3) bemühen zu zeigen, daß diese Langmuth des Herrn keineswegs mit seinen großen und unendlichen Vollkommenheiten streite, sondern mit denselben verglichen werden könne. Wir wollen endlich, 4) damit nichts an unsrem Beweise fehlen möge, so weit, als es der kleine Verstand der Menschen erlaubet, in das Heiligthum des Herrn selbst hineindringen und euch kund machen, daß die weisen Absichten des Herrn und die Beschaffenheit der Welt, in der wir leben, eine solche Sanftmuth und Geduld gegen die Sünder fordere." Wer kann eine solche Disposition in sein Gedächtniß einprägen! Sie ist viel zu umfangreich und dazu so ungelenk und zopfig, daß sie von der glatten, modernen Rede wie die Nacht von dem Tage absticht. Wie leicht hätte sich nicht die Disposition des Themas der zweiten Rede im ersten Bande, „die elenden Früchte einer unordentlichen und wollüstigen Lebensart", 1) „eine Vergessenheit der nöthigsten Pflichten, die Gott von uns

fordert; 2) eine verstockte und harte Seele; 3) ein völliger Unglaube, so zurechtstellen lassen, daß die einzelnen Theile mit einander auch nach dem Satzbau harmonirten! Mosheim disponirt wiederholt seine heiligen Reden also, daß der erste Theil der Abhandlung ganz außerhalb der Proposition liegt und das ganze Thema in dem zweiten Theile noch ein Mal erscheint. So liefert er den „Beweis des Lebens Jesu aus dem Tode der Apostel" der Gestalt, daß er sich vorsetzt, 1) „das Leiden der Apostel in sich zu betrachten, 2) der Beweis des Lebens Jesu aus diesem Leiden wird den andern Theil unserer Betrachtung ausmachen." (1, 6.) „Das sicherste Mittel, die Leiden dieser Zeit zu besiegen," ist der Gegenstand der zweiten Predigt im vierten Theile. Die Abhandlung zerfällt in diese beiden Theile (S. 105). „Der Apostel benennet 1) die Hauptursache, woraus alle Qual und Unruhe der Menschen entstehet, welche die Leiden dieser Zeiten fühlen. Er setzet dieser Ursache 2) ein unfehlbares Mittel entgegen, die Leiden dieser Zeit zu besiegen oder vielmehr den Kummer und die Traurigkeit, welche diese Leiden mit sich bringen, zu besänftigen." Vgl. die vierte Predigt des letzten Theiles. Zu tadeln ist ferner, daß er gelegentlich, wie in der fünften Predigt desselben Bandes, das zweitheilige Thema: „den falschen Schein und die Wahrheit des Christenthums", welches man sich gefallen lassen kann, wenn in jedem Theile der Rede der falsche Schein und die Wahrheit nach verschiedenen Hauptgesichtspunkten einander gegenübergestellt werden, so ausführt, „daß er zuerst den falschen Schein, den Viele für das Christenthum ansehen, beschreiben", „und für's andre die wahre Natur des Christenthums nach Anleitung der Worte Christi erklären" will. Endlich ist auch das nicht mustergiltig, daß, wie in der fünften Rede des ersten Bandes, „über die Einfalt der Kinder des Lichts in den Sachen der Seligkeit" ein Theil eingeschwärzt wird, welcher mit den beiden andern Theilen sich nicht verträgt. „Wir wollen 1) das Exempel der Pharisäer betrachten," heißt es hier 1, 213, „welches der Grund unsrer Andacht ist. Wir wollen 2) die Einfalt der Kinder des Lichts in den Sachen des Glaubens darthun. Wir wollen 3) diese Einfalt in den Sachen des Lebens und der Heiligung beweisen." Wollte Mosheim die beiden letzten Theile beibehalten, so mußte er den ersten streichen, wollte er aber den ersten beibehalten, was sich sehr empfahl, so mußte er die beiden letzten Redetheile in einen verschmelzen; der

Zuhörer erfuhr dann zuerst, was die Einfalt nicht ist, und sodann, was sie ist.

Nach wenigen Worten, welche in ein kurzes, kräftiges Gebet an den Herrn auslaufen, daß er dem Prediger seiner Wahrheit kräftig zur Seite stehen wolle, tritt der heilige Redner nun in die Abhandlung ein. Der Text ist nie Motto der Predigt, sondern der Quellpunkt aller Hauptgedanken, die Fundgrube der Wahrheit, für welche die Predigt eintritt. Mosheim behält den Text in der Abhandlung stets im Auge, aber, das ist ein großer Vorzug seiner Rede, er verliert auch nie den Gegenstand, über welchen er sprechen will, dabei aus dem Auge: der Mensch hat zwei Augen und so forscht das eine Auge des Redners in der Schrift, das andre Auge aber ruht unverwandt auf dem proponirten Thema und weist Alles unerbittlich ab, was das erste Auge in der Schrift sonst noch bemerkt, weil es als nicht zur Sache gehörig und dienlich erscheint. Der Text wird nur auf den Punkt hin angesehen und durchmustert, um welchen sich die Rede bewegt: Alles, was nicht zur Erklärung, zur Beweisung des Thema's verwandt werden kann, wird bei Seite gestellt. Der Redner sagt selbst an verschiedenen Stellen, daß er den vorliegenden Text nur nach dieser Hinsicht behandelt, so z. B. 2, 223. 3, 195: „die Weissagung Jesu (im Evangelium über die Zerstörung Jerusalems) selbst nach allen Worten zu erwägen und mit der Erfüllung zu vergleichen, gibt unsre jetzige Absicht nicht zu." „Wir wollen heute," sagt er 3, 360, „diese Gleichnißrede Jesu nach dieser allgemeinen Absicht uns zu Nutze machen. Was zu der besonderen Erklärung derselben gehöret, haben wir bereits ehedem vorgetragen." Die Verwerthung des Textes ist ausgezeichnet, ich stelle ihn hier unbedingt über Spener. Derselbe legt die Schrift in seinen Predigten auch aus, aber er beutet doch nicht in der Weise wie Mosheim seinen Text aus: Spener hat nicht dieses scharfe, feine, geistvolle Auge, welches aus einem Worte, aus einem Zuge eine ganze Reihe großer, wahrer, fruchtbarer Gedanken hervortreten sieht. Ich will nur auf ein Beispiel hinweisen. In dem zweiten Bande der heiligen Reden befindet sich eine ausgezeichnete Rede über (2. Sam. 19, 34 und 35) „Barsillai's Verachtung der Wollüste des Hofes". Aus den Worten des alten Freundes von David, der ihm wie ein Helfer in großer Noth erschien: was ist es noch, das ich zu leben habe, daß ich mit dem Könige sollte hinauf gen Jerusalem ziehen? Ich bin

heute achtzig Jahre alt: hört er mit seinem Ohre, wie er erstlich sein hohes Alter vorschützt, welches forderte, daß er sich zum Tode bereitete; und wie er sich sodann mit seiner Unempfindlichkeit entschuldigt, die ihn außer Stand gesetzet, Süßigkeit in den Wollüsten zu finden, die man bei Hofe hoch hält (2, 105 f.), wird mit Recht aus den folgenden Worten erschlossen: wie sollte ich kennen, was gut und böse ist? (was schön und häßlich ist?) oder schmecken, was ich esse und trinke? oder hören, was die Sänger und Sängerinnen singen? Auf zwei Wahrheiten gründet Barsillai seine Entschuldigung, dem Hofe zu folgen. „Die erste ist diese: der beständige Genuß der Wollüste hindert an der Betrachtung des Todes und der Ewigkeit. — Was ist's, daß ich noch zu leben habe, laß mich umkehren, daß ich sterbe. — Sein anderer Grund ist dieser: das Alter, die Zeit, die Vernunft, die gesetzten Jahre benehmen uns die angenehme Empfindung, die aus den Ergötzlichkeiten zu entstehen pfleget. Siebenzig, achtzig Jahre tilgen den Geschmack der Wollüste. Ich bin heute achtzig Jahre."

„Bei der Erklärung der Stellen der Schrift," sagt Mosheim in der langen Vorrede zu dem letzten Bande der heiligen Reden (S. 24 ff.), „halte ich nun diese Ordnung: ich setze die darin enthaltenen Lehren und Wahrheiten deutlich aus einander, sie mögen entweder klar vorgetragen oder nur in wenigen Wörtern und Redensarten verborgen liegen. Ich gebe einem jeden dieser so verschiedenen Stücke den Namen, der ihm gebühret, und allzeit, so viel es möglich, einen leichten und nicht unbekannten Namen. Ich bemühe mich darauf, den Begriff, der unter einem jeden Worte stecket, auf eine Art zu erforschen und aufzuklären, die sich zu der Fähigkeit meiner Zuhörer schicket. Ich spare, wenn dieses geschieht, keine Worte, und werde der Deutlichkeit zu Gefallen oft weitläuftiger, als es den Scharfsinnigen und Geübten nöthig zu sein scheint. Ich ermuntere die Kräfte meiner Einbildung, um eine Sache auf unterschiedene Weise und doch so vorzustellen, daß ich keinen Ekel und Widerwillen durch unangenehme Wiederholungen erwecke. Ich erweitere die Bilder und Gleichnisse, die uns der Geist Gottes selbst oft in einem einigen Worte oder in einer Redensart an die Hand gibt, und bezeichne mit aller Vorsichtigkeit die Grenzen derselben. Ich befestige die Wahrheit der Lehren, die ich in den Worten der Werkzeuge, wodurch Gott zu uns geredet hat, antreffe, und zeige die Kraft und die Ge-

wißheit der Schlüſſe und Gründe, womit ſie entweder den Verſtand oder das Herz überwinden wollen. Ich nehme endlich alles zuſammen und ſtelle denen, die ich lehren ſoll, die Meinung der Zeugen des Herrn mit leichten und verſtändlichen Worten vor. Was kann ich weniger? oder was muß ich mehr thun, wenn ich Andern den Verſtand der Worte der heiligen Schrift aufdecken und die Stelle eines weiſen Auslegers vertreten will? Die Schrift erklären heißet bei mir nichts anders, als die Gedanken, die der Geiſt des Herrn den Propheten und Apoſteln eingegeben, aus den Schalen der Worte, worin ſie liegen, hervorziehen und in ihr völliges Licht ſetzen, damit jeder die Beſchaffenheit derſelben klar ſehen und ihre Schönheit bewundern könne. Eine kraftloſe Brühe von Worten, die gottſelig klingen und doch weder den Verſtand noch das Herz treffen, über die Sprüche der heiligen Bücher gießen, die verſchiedenen Meinungen der Ausleger erzählen, zwanzig Stellen der Schrift nach einander herſagen, die entweder den Worten oder dem Verſtande nach mit dem Orte, den man erklären ſoll, übereinſtimmen, die Beiwörter, die hie und da in der Schrift den Sachen, wovon die Rede iſt, gegeben worden, durch die Hülfe eines bibliſchen Wortregiſters ſammlen, ſind meines Erachtens leichte und unnütze Kunſtgriffe, die keine Seele gewinnen und erleuchten werden. Iſt der Spruch, den ich zu Grunde meines Unterrichtes lege, klar und deutlich, und deren ſind ſehr viele in der Schrift, ſo halte ich mich allein bei den Sachen und Lehren auf, die darin enthalten ſind. Man verfinſtert insgemein das, was für ſich leicht und ganz verſtändlich iſt, wenn man es noch deutlicher und verſtändlicher machen will. Und es iſt ein Irrthum, den niemand behalten muß, der die Würde der Offenbarung nicht verkleinern, noch denen beifallen will, die die Schrift für ein ganz dunkles Buch ausgeben, daß ein jeder Ort der Schrift einen Ausleger brauche."

„Bei der Abhandlung der Wahrheiten ſelbſt," fährt er S. 27 fort, „die zum Glauben und zur Gottſeligkeit gehören, beachte ich dieſes: ich beſtimme die Natur und den Sinn derſelben ſo deutlich, als es geſchehen kann, und weiſe die falſchen Begriffe ab, die der größte Haufen der Menſchen mit ſehr vielen Redensarten, die zu der Religion gehören, zu verbinden pfleget. Wie nöthig dieſes ſei, kann niemand von denen unbekannt ſein, die ſich um die Meinungen der Menſchen nur mäßig bekümmert haben. Wie unrein und verkehrt

denken unzählige Christen von den allerheiligsten Stücken unsres Glaubens und den wichtigsten Pflichten der Gottseligkeit? Ich nehme die Dinge, die zusammen gehören, mit aller Vorsichtigkeit aus einander und erläutere ein jedes insonderheit, damit dem Verstande sowohl, als dem Gedächtnisse die Last, die ich ihm auflegen muß, erleichtert, und der Unordnung gewehret werde, worin die Gedanken der allermeisten Menschen, die vieles zugleich in einer Frist fassen sollen, zu gerathen pflegen. Ich bestätige Alles, was ich so erkläret und geordnet habe, theils durch unleugbare Beweisthümer, theils durch solche Bewegungsgründe, die das Herz, wo es nicht ganz unempfindlich worden, nicht ausschlagen und verwerfen kann. Und da ich weiß, daß der Verstand der Allermeisten seine Freiheit verloren und von der Einbildung beherrscht wird, so kläre ich endlich die Dinge, die einem trägen Geiste etwas Mühe verursachen können, durch irdische Bilder auf. Ich nehme diese Bilder nach dem Exempel Jesu Christi und der Apostel von solchen Sachen her, womit die Menschen sich am meisten beschäftigen. Niemand vergleichet nützlicher und glücklicher, als derjenige, der durch die Arbeiten, Gewohnheiten und Sitten des gemeinen Lebens die Wege des Herrn und die Schuldigkeit seiner erlösten Geschöpfe bekannter, als sie insgemein sind, zu machen suchet."

„Ich urtheile anders," sagt er daselbst S. 34 ff., „von der Ausführung der Wahrheiten, die in meinen heiligen Reden abgehandelt werden, als von der allgemeinen Einrichtung derselben. Diese kann, wo ich mich nicht sehr betrüge, von allen, die erbaulich reden wollen, ohne Schaden zur Regel und Richtschnur angenommen werden; jene nicht. Ich habe mich sehr gehütet, daß ich meinen Vortrag nicht durch gelehrte Kunstwörter verdunkelte, deren Bedeutung den Ungelehrten selten recht bekannt ist. Alle Redensarten, zum allerwenigsten die meisten, sind aus der Sprache genommen, die im gemeinen Leben unter Leuten, die nicht zu den niedrigsten Ordnungen der Welt gehören, gebräuchlich ist. Und es ist, wie ich hoffe, bekannt genug, daß wir in dieser Sprache predigen und predigen müssen. Ich habe mich aller künstlichen und genau abgemessenen Erklärungen und Beschreibungen der Wörter und Sachen mit Fleiß enthalten. Man muß freier und weitläuftiger auf der Kanzel erklären und beschreiben, als es in den Schulen und Büchern der Gelehrten zu geschehen pflegt, weil sehr wenige in allen Gemeinen so geübt und erfahren sind, daß sie eine solche Beschreibung recht

nützen und anwenden können, die ganz verloren ist, sobald nur ein Wort oder die eigentliche Bedeutung eines Wortes aus dem Gedächtnisse verloren werden. Meine Beweise beziehen sich meistentheils auf die Worte und Lehren des Geistes Gottes. Nehme ich die Vernunft zu Hülfe, so ist es nicht, wenn ich so reden darf, die hochgespannete und tiefsinnige Vernunft der Leute, die die Wissenschaften mit Fleiß treiben, sondern die ordentliche und gemeine, die bei dem größten Haufen der Menschen wohnet. Ich hole nie aus dem innersten Grund aller menschlichen Weisheit und Wissenschaft das Licht, dessen ich zur Erklärung und Befestigung der Lehren bedarf, die ich vortrage. Wie viele meiner Zuhörer würden mir in diese abgelegene Gegend folgen können? Ich leite vielmehr meine Schlüsse aus bekannten oder aus solchen Wahrheiten her, die ein jeder billiget, sobald als er sie nur verstehet, und die ein jeder ohne sonderbare Mühe verstehen kann, weil das Gewissen, die Erfahrung und die allgemeine Uebereinstimmung aller Menschen sie bestätigen und aufklären. Ich menge noch dazu leichte und ganz einfältige Beweise, Beweise, die fast die Einbildung allein rühren, unter diejenigen, die den Verstand näher angehen und ein Vermögen, über seine Gedanken und Sinnen zu herrschen, erfordern. Finde ich es für rathsam, eine Zeitlang mit denen zu reden, die sich ihres Witzes rühmen und aus einem eingewurzelten Hochmuthe des Herzens sogleich ekel werden, wenn man sie mit ganz bekannten und gemeinen Dingen unterhält, so lasse ich mich bald hernach zu denen hernieder, die fast allein an dem Sichtbaren kleben und eine fremde und neue Welt zu sehen vermeinen, wenn sie sich mit ihrem Verstande ein wenig davon entfernen sollen. Diese Abwechselung hat mir die kleine und unansehnliche Anzahl der schlechten und geringen Leute gerathen, die ich in den Gemeinen erblicket, zu denen ich reden müssen. Meine Art zu lehren und zu beweisen hat endlich gar nichts mit der Lehrweise gemein, die bei den Schulgelehrten der alten und neuern Zeit gewisser Ursachen halber eingeführt worden. Sie ist viel freier und ungebundener und eben deßwegen dem Begriff der Ungelehrten viel gemäßer. Die Natur der Beredsamkeit und die Beschaffenheit der Zuhörer widersetzen sich mit gleichen Kräften der bösen Gewohnheit vieler geistlicher Redner, die entweder nach den Regeln der alten Kunst die Lehre, die sie vortragen wollen, zuerst mit einer weitläuftigen Mauer umziehen und hernach den umzogenen Platz in viele

kleine Felder eintheilen, oder nach der neuen Art ihre Zuhörer durch viele enge Wege und Abschnitte, durch eine lange Reihe verschiedener Erklärungen, Folgen und Schlüsse, zu einer Wahrheit führen, die viel kürzer und leichter kann erkläret und dargethan werden."

Mosheim charakterisirt seine Predigtweise ganz richtig. Es kommt ihm vor allen Dingen auf klare Begriffe, deutliche Vorstellungen, richtige Erkenntniß an. So bestimmt er gleich in dem Eingange der dritten Predigt des ersten Bandes (S. 120), was unter Geheimniß und Gottseligkeit zu verstehen ist. So legt er die einzelnen Worte des Textes, wie in der angezogenen Predigt: kündlich groß: eingehend aus und ebenso erklärt er das Bild, auf welches der Text nur eben mit einem Worte hindeutet, sehr ausführlich. Geschickt fängt er es immer an und, wenn die Erläuterung auch etwas zu wortreich wird, die Aufmerksamkeit leidet doch nie. In dem Texte der ersten Rede des zweiten Bandes, Eph. 4, 30, ist von dem heiligen Geiste die Rede, mit welchem ihr versiegelt seid. Was sollen sich die Leute bei dieser Versiegelung denken: Mosheim muß natürlich dieses verblümte Wort erklären. „Griechenland," sagt er S. 13 f., „hatte keine andern als leibeigene Knechte, die wir Sklaven nennen. Man ging ordentlich übel mit diesen Leuten um, die die Grausamkeit ihrer Eltern, oder das Glück des Krieges oder andre Umstände unter das Joch dieser Knechtschaft geliefert hatten. Und der Tod war der gewöhnliche Weg, der die meisten von diesem Jammer befreite. Indeß gab's doch allerhand Ursachen, die zuweilen die Herrn bewogen, ihren Knechten die Freiheit zu schenken. Eine von den vornehmsten derselben war der Fleiß, die Treue, die Redlichkeit, die sie in Verwaltung der Geschäfte ihrer Herrn bewiesen. Man gab den Knechten, die es den andern hierin zuvorthaten, zuerst die Hoffnung befreiet oder erlöst zu werden. Man versiegelte ihnen nachmals, wenn ihr Eifer nicht laulicht ward, diese Hoffnung. Das heißt so viel: man hing ihnen ein gewiß Siegel oder Zeichen an die Stirne, welches gleichsam ein Pfand war, daß sie den Tag der Erlösung nicht nur zu hoffen, sondern gewiß zu erwarten hätten. Dieß Siegel hatte einen zwiefachen Nutzen. Es erinnerte einmal die Oberaufseher der Knechte, die die Arbeit täglich austheilten, diese versiegelten Knechte zu verschonen und entweder mit keiner oder einer geringen und anständigen Mühe zu beschweren. Der Geist Gottes zielt an einem andern Orte deutlich auf diese Gewohnheit. Da

eine Art der göttlichen Rache über den Erdboden ergehen soll, sieht Johannes vorher einen Engel, der die Knechte Gottes an ihren Stirnen versiegelt. Off. 7, 3 ff., Hesek. 9, 4. Es ist klar, daß dieses Gesicht bedeute, daß die wahren Anbeter des Höchsten an den Plagen und Arbeiten der übrigen Menschen kein Theil nehmen sollten. Dieß Siegel stärkte für's andre die Knechte in ihrer Treue. Es war ihnen ein gewisses Zeichen, daß ihre Erlösung beschlossen wäre, daß der Tag der Befreiung gewiß kommen würde, wenn sie fortfahren würden, ihr Leben dem Dienste ihrer Herren zu widmen."

Die Lehre und die Ermahnung der erklärten Schrift wird nun meistens in der Predigt so vertheilt, daß die Lehre in die Abhandlung, die Vermahnung aber in den Schlußtheil der heiligen Rede zu stehen kommt. Hat Mosheim auch die vielfachen Nutzanwendungen beseitigt, so schließt er doch nicht leicht eine Rede ohne diesen Theil. Absolut nothwendig hält er ihn nicht, wie wir aus folgenden Worten der letzten Rede im vierten Bande ersehen. „Wir könnten eurem Verstand so viel trauen, geliebte Freunde in Jesu, daß ihr von euch selber erkennen würdet, wohin euch dieses, was wir von der Gleichheit aller Menschen geredet, weise und was es von euch fordere. Doch die Gewohnheit will, daß wir euch eine Anweisung am Schlusse unserer öffentlichen Reden geben, wie der Unterricht genützet werden müsse. Und wir wollen uns derselben nicht widersetzen." Eine einzige Rede, die erste in dem fünften Bande, hat keinen solchen abgesonderten Schlußtheil: der dritte Theil ersetzt ihn hier in der besten Weise. Die unerforschlichen Wege der göttlichen Regierung werden dort besprochen: der Prediger zeigt da nun zuerst die unerforschlichen Wege selber, sodann weist er auf die unrichtigen und übereilten Urtheile der Menschen über diese Wege hin. „Wir wollen euch 3) zeigen," sagt er, „was eure Pflicht in Absehen dieser göttlichen Wege sei, oder wie ein wahrer Christ dieselben ansehen und betrachten müsse. Dieses letzte Stück unsrer Andacht soll anstatt der Ermahnung und Ermunterung dienen, die unsren öffentlichen Reden pflegt angehängt zu werden." Es wundert uns, daß Mosheim nicht gänzlich diese Mauer niedergelegt hat, welche die Nutzanwendung von der Abhandlung trennt, denn nie ist die Abhandlung bei ihm abstrakt, doktrinär, trocken, sondern alle Zeit ist sie konkret, praktisch, die Person des Zuhörers anredend und unterweisend. Das erbauliche Element, ich verstehe darunter vor allen Dingen das den

Willen erregende und richtende, ist allemal eng mit dem belehrende verbunden, es durchdringt dasselbe schon vollständig bei ihm; Mosheim belehrt nicht ohne zu erbauen und umgekehrt erbaut er nicht ohne zu belehren. In dem Theile der Abhandlung wiegt darum nur die Unterweisung in der Wahrheit vor, wie in dem Theile der Nutzanwendung die Ermahnung zur Gottseligkeit den Vorrang hat. Es versteht sich hiernach von selbst, daß die Rede in der sogenannten Abhandlung ruhiger und gehaltener, schmuckloser und figurenärmer, reicher an Begründungen und Beweisungen ist, und daß sie in dem Schlußtheile geweckter und lebhafter, zierlicher und kunstvoller, reicher an Zurechtsetzungen, Mahnungen und Tröstungen, überhaupt pathetischer wird.

Mosheim beweist gern, er entwickelt darin eine große Geschicklichkeit. Er thut dieß nicht durch einen Haufen von Schriftstellen, sondern durch Gedankenreihen, durch Beispiele, denn er redet zu einem Geschlechte, welches an der Wahrheit der Schriftlehre irre geworden ist, ja alle religiösen Wahrheiten am Liebsten verspottet. Der Redner ist sich seiner Ueberlegenheit über die Widersacher bewußt, er kann das Gefühl, daß er sie an Tiefe und Umfang des Wissens weit übertrifft, an mehreren Stellen nicht zurückhalten, aber nie bringt er dieses schwere Geschütz auf den Kampfplatz. Zu den letzten Gründen aller Wissenschaft steigt er nie hinab und zu den höchsten Höhen des Wissens nie hinauf, er will in seinen heiligen Reden nicht ein tief- und scharfsinniger Gelehrter sein, dem die Zuhörer bewundernd nachschauen, wie er in den Himmel auffährt und dort vor ihnen verschwindet, sondern sich zu dem Volke herablassen, daß jedermänniglich ihn verstehe und seine Rede fasse. Er operirt deßhalb vielfach mit dem gesunden Menschenverstande: mit diesem schon macht er die Gegner zu Schanden. „Wäre es uns erlaubt," sagt er 4, 141, „in einer solchen Versammlung als diese ist, die Schätze der menschlichen Weisheit aufzudecken, so könnten wir euch aus der Natur unsrer Seele, aus den Eigenschaften unsres Verstandes und der Einbildungskraft, aus der genauen Uebereinstimmung der Wirkungen des Leibes und des Geistes und aus andern Gründen die Gewißheit und zugleich die Ursachen dieser Wahrheit, worauf der Apostel bauet, darthun. Wir müssen der Schwachen unter euch schonen, denen die Lehren der Weisen, die unsere Natur erforschet haben, unbegreifliche Geheimnisse sind.

Wir wollen nur bei den Dingen bleiben, die ihr selbst erfahren habt und noch täglich erfahret." Er weist deßhalb mit ganz gesundem Mutterwitze, der alle Gelehrsamkeit verschmäht, gern den Unverstand zurecht. So viele wollen von der Offenbarung deßhalb nichts wissen, weil sie nicht alle Geheimnisse des Glaubens verstehen können. Was ist das doch für ein Unverstand! „Alle Menschen kommen darin überein," spricht er 1, 225 f., „daß ihr Verstand nicht alles begreifen könne. Man gestehet überall, daß es ein schlechtes Zeichen der Klugheit sei, wenn man sagt: dieses oder jenes ist nicht wahr, denn ich sehe nicht, auf was Weise dasselbe geschehen könne. Niemand würde den für klug im gemeinen Leben halten, der sich unterstehen würde, zu sagen: es gibt keine Uhren, denn ich weiß nicht, wie es zugehe, daß man dergleichen künstliche Stücke verfertigen könne. Man würde ihn fragen, ob er denn begreife, wie es zugehe, daß die Sonne das Wachsthum der Pflanzen befördere? Und ob er denn deßwegen, weil er dieses nicht begriffe, die Sache leugnen müßte? Wo bleibt diese klare Wahrheit in den Sachen des Heils und der Seligkeit? Zieht man nicht deßwegen klar geoffenbarte Lehren in Zweifel, weil man nicht weiß, wie es mit denselben zugehe? Schließt man nicht so: diese oder jene Lehre ist nicht richtig, denn, wenn ich meinen Verstand darüber zu Rathe ziehe, so gestehet er seine Unwissenheit."

Vortrefflich ist die Art und Weise, mustergiltig und beherzigenswerth noch in unsren Tagen, wie er mit vernünftigen Gründen die abführt, welche die Auferstehung des Herrn als eine geschichtliche Thatsache leugnen und sie in das Gebiet der Vision verweisen. „Die Apostel," sagt er 1, 30 ff., „sind überzeugt gewesen von dem Leben Jesu. Aber vielleicht war ein Traum, eine Einbildung, eine Phantasie die Ursache von dieser Ueberzeugung? Vielleicht hat eine Art einer Krankheit der Seele diesen Eindruck in ihr Gemüth gemacht? Vielleicht hat's den Aposteln gedeucht, daß sie Jesum gesehen, den sie nicht gesehen? Weiß man doch, wie viele eine falsche Vorstellung betrogen hat? Ach, elende Ausflucht! Wer sich mit dergleichen Gedanken schleppt, der hat weder sich noch andere Menschen kennen lernen. Man wird ebenso geschickt behaupten können, daß die Wunden, die an dem Leibe dieses oder jenes sind, blos daher entstanden, weil es ihm im Schlaf gedeucht, als wenn er von jemand verwundet würde. Wir sind nicht gesonnen,

alles zu ſagen, was man vorbringen kann, die Schwäche dieſes Einwurfs zu zeigen. Wir bleiben bei unſrem Vorhaben und bei dem, Beweiſe Pauli. Wir ziehen nichts, denn dieſe Folge, aus dem, was wir bewieſen: es iſt unmöglich, wenn man auf das Leben der Apoſtel ſieht, zu glauben, daß ihre Ueberzeugung von dem Leben Jeſu eine Einbildung geweſen. Es iſt wahr, tauſend Menſchen haben ſich eingebildet, daß ſie dieſes oder jenes geſehen, und man hat gefunden, daß ihre Einbildung falſch geweſen. Aber kann denn eine ſolche falſche Einbildung der Zeit den Zufällen des Lebens und den Veränderungen der Menſchen widerſtehen? Pflegt man denn nach dem Verlauf von zwanzig, dreißig und mehr Jahren eine ebenſo lebhafte Ueberzeugung von dergleichen Sachen zu haben, als gleich damals, da man ſich einbildete, daß man ſie geſehen? Geliebte Freunde, auch die wahrhaftigſten Geſchichten, davon wir wirklich Zeugen geweſen, laſſen keinen ſo großen Eindruck in unſrem Gemüthe zurück, daß eine lange Zeit keine Veränderung von der Ueberzeugung und der Wirkung derſelben in uns erwecken ſollte. Wir vergeſſen bald dieſes, bald jenes. Es ſei Freude, es ſei Schrecken, es ſei Traurigkeit, die man bei dieſem oder jenem Anblick empfunden, ſo nimmt die Zeit dieſe Bewegungen hin. Es bleibt uns ein Gedächtniß der Sachen übrig: die Kraft und die Wirkung verſchwinden. Und noch mehr geſchieht dieß bei den Sachen, die nichts denn ein Spiel der Einbildung ſind. Die Fußtapfen, die von ſolchen Dingen zurückbleiben, verlieren ſich, ehe man's meint. Und der geſchwinde Verluſt der Bewegungen des Gemüthes iſt gemeiniglich ein Beweis von der Falſchheit der Einbildung. Die ſich heute einbilden, daß ihnen ein Verſtorbener erſchienen und eine Lehre gegeben, die ihren Neigungen entgegen, wie lange behalten dieſe den daher empfangenen Eindruck? Wie lange richten ſie ſich nach den Befehlen dieſes vermeinten Geiſtes? Einige Monate beſiegen die Angſt des Gemüthes: die alte Gewohnheit nimmt ihre Stelle wieder ein: zuletzt zweifelt man gar, ob die Augen uns nicht betrogen. Wie weit unterſchieden iſt die Ueberzeugung der Knechte Jeſu von dem Leben ihres Heilandes von einer ſolchen ungegründeten Meinung? Sie ſagen, der gekreuzigte Jeſus ſei ihnen mehr denn ein Mal lebendig erſchienen! Sie geſtehen, dieſer Heiland habe ihnen einen Befehl gegeben, der mit allen ordentlichen Neigungen des Menſchen ſtritt! Er habe ihnen befohlen,

Ruhe, Haus, Güter, Vergnügen, Verwandte, Alles zu verlassen, in der Welt herumzuirren, den Einwohnern des Erdbodens eine verhaßte Lehre zu verkündigen, bis an's Ende Leiden, Jammer und Schmach zu erdulden. Die Gewißheit von dieser Erscheinung bleibt ebenso lebendig nach vierzig und mehr Jahren bei ihnen, als sie beim ersten Anfang ihres Amts gewesen. Zeit, Reisen, Veränderungen, Zufälle, Verfolgungen verlieren ihre gewöhnliche Kraft bei ihnen. Der Gehorsam, welchen sie den Befehlen des erweckten Jesu erweisen, ist ein stetiger Zeuge von ihrer ganz besonderen Ueberzeugung. Sie ruhen nirgends, sie wandeln von einem Volk zum andern: Einöden und Städte sind ihnen eins, wenn Jesus nur gepredigt wird: hungern und satt sein gilt ihnen gleich: der Tod, ein grausamer Tod ist das Siegel ihres Gehorsams und das letzte Zeugniß von der Gewißheit ihrer Seelen. Wer bei solchen Umständen sich bereden kann, daß ihr Glaube von dem Leben Jesu aus einer Einbildung entstanden, der wird ebenso leicht glauben können, daß Jerusalem geträumet, da es gemeinet, Jesum an dem Kreuze zu sehen. Es ist unerhört, daß man seine Freiheit auf ewig um einen Traum verkauft und daß eine Phantasie die Kraft hat, eine Anzahl von Menschen über den Verlust alles Vergnügens auf viele Jahre zu trösten."

Hin und wieder wird auch ein Beispiel zur Erläuterung in der Abhandlung, wie z. E. 1, 218. 5, 29 ff. beigebracht, sonst finden Beispiele, Gleichnisse, ausführliche, ergreifende Schilderungen in dem Schlußtheile der Rede, in der Nutzanwendung, ihre Stätte. „Geliebte Freunde in Jesu," ruft Mosheim ein Mal 1, 14 aus, „lasst uns hie der Einbildungskraft unsrer Seelen etwas Raum lassen! So geneigt diese Kraft sonst zum Irrthum ist, so wenig dürfen wir hie deswegen Sorge tragen." Er wendet sich nicht umsonst an sie, seine Rede empfängt durch diesen Appell Anschaulichkeit, Eindringlichkeit, die Kraft zu rühren, zu ergreifen, zu fesseln. Er wählt seine Beispiele meist nicht aus den Geschichten der Schrift und der Kirche, viel weniger aus der Weltgeschichte, am Liebsten bringt er ein Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben. Bilder und Gleichnisse kommen nicht allzu häufig vor, nur in einer Rede, in der ersten des zweiten Bandes, drängen sie sich gegen das Ende hin stark zusammen. „Wir wollen euch mit keiner längern Erinnerung aufhalten," heißt es hier nämlich S. 42. „Wenig Worte werden euch alles erklären, was

wir ſagen könnten, und in den Stand ſetzen, ohne Schwierigkeit zu urtheilen. Stellt euch zwei Reiſende vor! Beide haben einen Weg zurückzulegen. Beide haben gleiche Mühe auszuſtehen. Beide haben gleiche Gefährlichkeit zu befürchten. Beide haben ein gleiches Ziel der Reiſe. Allein der Eine weiß gewiß, der Abend werde ihn in eine bequeme Herberge führen und in wenig Tagen werde er in eine größere Ruhe geſetzet als diejenige, die er verlaſſen: er reiſt deßwegen ohne Sorgen und ſieht die Zufälle, die ihm begegnen, als lauter Dinge an, die ihm nur die Annehmlichkeit der künftigen Ruhe vergrößern werden. Was iſt's, denkt er, daß ich mich jetzt beſchwere, die jetzige Beſchwerlichkeit wird, wenn ſie vorbei iſt, ein Theil meiner vergnügten Gedanken ſein. Der Andre zweifelt, wie es mit ſeiner Reiſe ablaufen werde. Er weiß nicht, ob er den wilden Thieren zur Speiſe dienen oder vom Sande werde bedeckt werden. Er zittert bei jedem Schritt und ihm iſt bange, daß er vielleicht nie den Ort ſeiner Ruhe ſehen werde. Wer iſt ſeliger von dieſen Beiden? Der Erſte iſt das Bild eines Heiligen, in dem der Geiſt Gottes wohnet. Der Andre iſt das Bild eines Unwiedergeborenen, der Gott nicht kennet. Bildet euch zwei Streiter ab, die man gedungen hat, die Freiheit des Vaterlandes zu vertheidigen! Mühe, Hitze, Kampf, Arbeit, Feinde ſind an beiden Seiten gleich ausgetheilet. Einer hat ſo viel Pflicht und ſo viel Mühe, der Pflicht nachzuleben, als der Andere. Aber der Eine zweifelt am Siege nicht. Er iſt ſo gewiß, daß er ſeinen Feind erlegen werde, als wenn der Sieg ſchon erhalten wäre. Er fürchtet daher weder Gefahr noch Drohen. Die gefährlichſten Oerter ſind ihm die liebſten. Die Gewißheit der Belohnung erfriſcht den Muth, wann die Gefahr ſich vergrößert. Der Andre zittert vor dem Tode. Er traut der Stärke der Widerſacher mehr, als ſeinen eignen Kräften. Er denkt nicht an den Ausgang des Streites, ſondern an die gegenwärtige Arbeit. Er glaubt, der erſte Anfall werde vielleicht die erſte Urſache ſeines Todes ſein. Ziehet dieſes Bild auf euch! Der Erſte iſt ein Heiliger, der Andre ein Unheiliger. Der Eine iſt von Gottes Geiſt verſiegelt, der Andre von Gott verlaſſen."

Trefflich ſind die Schilderungen, die Beſchreibungen, welche Mosheim in ſeinen heiligen Reden entwirft. Wie ergreifend redet er 4, 150 ff. von Pauli Leiden und wie klar legt er die Gedanken, welche demſelben Apoſtel bei ſeiner Bekehrung auf dem Wege gen Damaskus ſich auf-

ngten! 1, 39 f. „Eine Stimme, die er höret, entreißt ihn ſich
ſt. Ein Licht, das ſeine Augen blendet, erleuchtet ſeine Seele. Der
ulus, der geſtern ſagte: Jeſus iſt todt, der ſagt heute: Jeſus
t! Unendliche Veränderung! Blitz und Donner bringen ſo
ht nicht in andere Körper, als dieſe Stimme in die Seele Pauli.
in Vernunftſchluß, kein Beweis, keine Gründe, keine lange Vor-
llung, vier Worte kehren den ganzen Grund ſeiner Seele um und
gen lauter neue Gedanken: ich bin im Irrthum; meine Lehrer
d Betrüger; meine Wiſſenſchaft iſt Thorheit. Jeſus iſt Gott.
eine Knechte ſind Diener des Höchſten: Jeſus lebt. Wunders
ug! Aber Paulus geht weiter: ich muß aufhören zu verfolgen;
muß den Haß der Juden auf mich laden; ich muß ein Chriſt
rden. Noch nicht genug: ich muß ein Zeuge vom Leben Jeſu
rden; ich muß durch die Welt reiſen und Jeſum verkündigen; ich
ß alles leiden um dieſes Bekenntniſſes willen; ich muß ſterben
n Jeſu willen. Alle dieſe Gedanken zeugt ein Augenblick, ein
ut, ein Licht, welches er ſiehet.“ In derſelben Predigt führt
s Mosheim an ein Sterbebett und heißt uns an den Tod und
e Verweſung gedenken: wie weit er auch geht, über die Linie des
rlaubten geht er doch mit keinem Schritte. „Können wir's leug-
en,“ ſagt er hier S. 41, „daß unſer Herz zittere, wenn ſich dieſe
edanken unter unſern mühſeligen Bewegungen, unter unſern Wol-
iſten, unter unſern Eitelkeiten uns vorſtellen? Dieſer Leib, den
trage, wird in eine ſolche Art des Staubes zerfallen, die ich
t mit Füßen trete. Dieſe Glieder werden aus einander geworfen
rden und ein Scheuſal den Lebendigen ſein. Dieſe Gebeine wird
r Raum einer engen Grube umſchließen, der ſich die Menſchen
um nahen werden. Dieſer Geiſt wird ſeine Herberge verlaſſen
d in eine Welt verſetzet werden, die ich nicht kenne. Dieſe Seele
rd dem allwiſſenden Richter, den niemand betrügen kann, zum
rtheil und Gericht ſich ſtellen müſſen. Dieſe kurze Zeit wird in
e Ewigkeit verſchlungen werden. Dieſe wenigen Tage ſind die-
igen, die mein künftiges Schickſal auf ewig entſcheiden werden.
ie wird uns, wenn wir alles dieſes mit Eifer überlegen? Wie
rd uns, wenn uns dieſe Einfälle zuſetzen und das Herz ein-
men? Und wir ſinnen auf keine Mittel, den traurigen Eindruck
ſelben zu dämpfen und über ihre Stärke zu ſiegen.“ „Gedenket
zwei Sterbende,“ ruft er am Schluſſe dieſer Predigt (S. 44 f.).

„Der Eine ſiehet die Schmerzen ſeines Leibes als Vorboten ſeiner Erlöſung an. Er wird ſtark in der Schwachheit und nimmt zu an der Kraft des Geiſtes, wenn die Kräfte des Leibes wegfallen. Er ſiehet ſeinen Leib als die Decke an, die ihn bisher gehindert, Gott zu ſehen, und wünſchet, daß dieſer Vorhang zerriſſen werde. Er ſchmeckt in der Angſt des Todes die Kraft der zukünftigen Welt. Er umarmet, wenn er ſtirbt, den Erlöſer, der für ihn geſtorben, und befiehlt mit eben der Gelaſſenheit, womit vormals ſein Heiland, ſeinen Geiſt in die Hände Gottes. Er ſiehet die verwirrten Freunde ohne Verwirrung an und erinnert ſie, ſo wie er, dem Heiland zu folgen. Der Andre vermehrt die Laſt der Krankheit durch das Schrecken, welches der herannahende Tod erwecket. Mit dem Wachsthum der Schmerzen wächſt das Elend ſeines Geiſtes. Er bemerkt die Gebärden der Aerzte und will aus denſelben Hoffnung für ſeine Verwirrung ſchöpfen. Er zittert vor dem Gericht, dem er ſich ſtellen ſoll, und ſieht in der Unſterblichkeit der Seele, die er glaubt, die größten Quellen ſeines Jammers. Er ruft den Schöpfer ohne Vertrauen und Liebe an und weiß nicht, wie viel Erbarmung er bei einem Herrn finden werde, dem er ſich nie unterwerfen wollen. Er fährt zwiſchen Furcht und Hoffnung dahin und iſt ungewiß, ob der abgeſchiedene Geiſt die Vereinigung mit dem hinterlaſſenen Leibe verlangen oder fürchten werde. Wer iſt ſeliger von dieſen beiden? Der Erſte ſtellet einen Knecht des Herrn vor, in deſſen Seele der Geiſt Gottes rufet: Abba, lieber Vater! Röm. 8, 15. Der Andre iſt das Muſter eines ſichern Sünders, der in der Welt ſein Vergnügen gefunden. Laſſt uns dieſe Vorſtellung uns zu nutze machen und den Herrn bitten, daß er uns dazu Gnade geben wolle: Ihm ſei Preis, Ehre und Lob in Ewigkeit. Amen.“ So ſchließt dieſe ergreifende Predigt ausnahmsweiſe, denn ſonſt bildet ein längeres, aber herzliches, kräftiges Gebet den Schluß.

Daß die Sprache in dieſen heiligen Reden, die ſo klar und deutlich, ſo verſtändlich und überzeugend, ſo wohlgeordnet und ſchön gegliedert ſind, rein, glatt, edel und ſchön iſt, daß die Darſtellung leicht und gewandt, gefällig und fein, voll Kraft und Feuer, lebhaft und eindringlich iſt, davon haben die mitgetheilten Proben ſchon jeden überzeugen müſſen. Mosheim redet ſchön und erhaben: ſeine Reden kündigen den Anbruch einer neuen Zeit ganz entſchieden an und haben ſelbſt nicht wenig dazu beigetragen, — wurden ſie ja außerordentlich gern

ehört und geleſen — dieſe neue beſſere Zeit herbeizuführen. Es ſt viel Abwechslung, viel Bewegung in ſeinem Redeſtyle: daß es Reden ſind, merkt man aus jeder Zeile. Die Rede wogt nicht erſt, wenn es allgemach dem Schluß zugeht, zwiſchen dem heiligen Redner und ſeinen Hörern hin und her, der Redner, der mit einem Aus- und Anruf, wie z. E. großer Gott! (1, 44), theurer Jeſu! (1, 19), ſeine ſtrömende Rede unterbricht, redet gern an, frägt bisweilen auch etwas zu viel, apoſtrophirt überhaupt für ſein Leben gern. „Ihr getreuen Zeugen Jeſu," ſo wendet er ſich 1, 23 an die Apoſtel, „wie unbillig ſind wir oft gegen euer Gedächtniß. Ja wie unbillig ſind wir gegen euch ſelbſt, indem wir euer Gedächtniß verſäumen. Wir verehren die Namen einiger alten Helden, die, wenn man die Sache recht unterſucht, nicht ſich, ſondern ihre Laſter verewigt haben." In dem Affekte der Rede wird ſelbſt ein Ding, eine Eigenſchaft als Perſon angegangen. „O, Barmherzigkeit unſres Vaters im Himmel, wie vollkommen biſt du? Du begreifeſt das ganze Geſchlecht der Menſchen, die, ſo den Herrn lieben, die, ſo ihn haſſen, die, ſo hoch, die, ſo niedrig ſind, die, ſo die Gnade, die ihnen angeboten wird, annehmen, die, ſo ſie verſtoßen und verachten! Der Herr, ſagt unſer Erlöſer, läßt ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und über die Guten, und läſſet regnen über Gerechte und Ungerechte (Matth. 5, 45). Du, unendlich barmherziger Vater, ſorgeſt für beide Theile unſres Weſens, für den Leib und für die Seele, und gießeſt über beide, nachdem ſie ihrer erſten Glückſeligkeit beraubet worden, die Ströme deiner Gütigkeit und Liebe aus, um ſie zur Ruhe und Vollkommenheit zurückzuführen. Was haſt du nicht für Wunder gethan, unſere Seele, unſere verdorbene und verfinſterte Seele zu erlöſen, zu verſöhnen, zu erleuchten, zu heiligen? Was thuſt du nicht täglich für Wunder der Gnaden u. ſ. w." (6, 180 f.)

Den Widerſachern geſtattet Mosheim mehrfach das Wort, er bringt ihre Einwände wörtlich bei, und es entſpinnt ſich nun ein Zwiegeſpräch: ſo 5, 304.

An Kraft fehlt es dieſen Reden nicht, wie faſt die meiſten Beweiſe, welche beigebracht werden, durchſchlagend und treffend ſind, ſo ſind auch die Anſprachen an das Gewiſſen der Zuhörer aufrüttelnd und packend. „Wir preiſen unſere Glückſeligkeit," ſagt er 3, 53, „und gründen in den Wunden Jeſu unſere Hoffnung zu der künftigen Herrlichkeit: allein wir vergeſſen, daß diejenigen nur mit

ihm leben werden, die mit ihm ſterben, und nur die mit ihm herrſchen werden, die mit ihm hie dulden (2. Tim. 2, 11 f.). Was Wunder dann, daß wir ſo wenig Vortheil und Nutzen aus unſrer Betrachtung ziehen. Unſre Unart, die in dieſem Verfahren ſich äußert, iſt deſto ſchändlicher, je mehr ſie mit den Trieben unſerer eigenen Natur ſtreitet. Wer ſondert in der Welt Wohlthaten und Dankbarkeit von einander? Wer macht eine Scheidung in dieſem Beweiſe: der iſt mein Wohlthäter, daher muß ich ihn wieder lieben? Und wenn jemand ſo kühn iſt, dergleichen zu unternehmen, wer ſchilt dergleichen Leute nicht als Schandflecken der Welt und als Uebertreter der erſten und deutlichſten Geſetze, die in's Herz den Menſchen gegraben ſind? Ein Sohn, der die Treue und Wohlthaten ſeiner Eltern zwar erkennt, aber nicht vergilt, heißt ein Ungeheuer, und ein Menſch, der geſteht, daß er einem Andern das Leben ſchuldig, aber dabei ſeinen Erretter verachtet, wird zum Fluch und Abſcheu aller Verſtändigen." Mit ernſten Fragen wendet er ſich 1, 201 an die Gewiſſen ſeiner Zuhörer. „Man hat im vergangenen Jahre," ſagt er hier, „zu eben dieſer Zeit, an eben dieſem Orte, an eben dieſer Stelle und vielleicht vielen von euch, die jetzt zugegen ſind, die Lehre vom Kreuze zur Heiligung vorgetragen. Iſt denn dieſer Jeſus Kraft und Weisheit in euch geworden? Iſt uns Jeſus Weisheit worden? Wir reden nicht von der Wiſſenſchaft. Die Lehre von Jeſus, die Geſchichte ſeines Leidens und Sterbens ſind uns bekannt. Wir reden von der Weisheit. Wir wollen dieſes ſagen: ſind wir von der Zeit an überführet worden, daß unſer ordentlicher Wandel verderbt ſei? Sind wir überzeugt worden, daß die Nachfolge Jeſu und die Verleugnung unſrer ſelbſt der einige Weg zur Seligkeit ſei? Sind wir in der Erkenntniß unſrer Unart geſtiegen? Haben wir's gelernt, daß die Chriſto angehören, nothwendig ihr Fleiſch, ſo wie er gekreuzigt iſt, mit den Lüſten und Begierden kreuzigen müſſen? (Gal. 5, 24.) Ein großer Theil, die wir hier verſammlet, hat ſich der Weisheit dieſer Erde gewidmet. Sind denn unſre Seelen nicht dadurch von einer höheren Weisheit abgehalten worden? Haben wir mit Paulo gelernt, das Wiſſen dieſer Welt und Weisſagen für Stückwerk anzuſehen? (1. Cor. 13, 9.) Haben wir mit ihm uns befliſſen, den Stolz, der uns anklebet, niederzulegen und zu ſagen: es ſei ferne von mir, zu rühmen, denn allein von dem Kreuze unſers Herrn Jeſu Chriſti,

rch welchen mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt. (Gal. 14.) Ist uns auch die vortreffliche Regel entfallen: das Wissen ähet auf, aber die Liebe bessert? (1. Cor. 8, 9.) Haben wir ch daran gedacht, daß in Christo weder Beschneidung noch Vorut, oder sonst etwas, weder Gelehrsamkeit noch Vernunft etwas elte, sondern eine neue Creatur? Ist der gekreuzigte Jesus Kraft uns geworden? Haben wir seinen Geist in uns zur Heiligung irken lassen? Hat seine Kraft in uns das Verderben der Natur esiegt? Finden wir, daß wir unter dem Kreuze Jesu Demuth, iebe, Geduld, Hoffnung, Sanftmuth gelernet? Sind unsre alten aster und Begierden der Liebe unsres Erlösers aufgeopfert? Haben ir uns gereinigt (1. Joh. 3, 3.), wie er unser Hoherpriester rein, eilig und unbefleckt ist? (Hebr. 7, 26.) Ist das Gebot unsers terbenden Erlösers lebendig in uns worden, daß wer Gott liebet, aß er auch seinen Bruder liebe? (1. Joh. 4, 21.) Haben wir ndlich unser Kreuz auf uns genommen und sind ihm nachgefolget?" Matth. 16, 24.)

Mit dieser Kraft paart sich ein edler Freimuth. Ich hebe nur ine Stelle als Beweis hervor. „Wir müssen euch hie mit aller Ehrfurcht und Ehrerbietung, die wir eurer Hoheit und Stande chuldig sind, anreden," lesen wir 6, 212 ff. „Ihr, die ihr die Stelle des Höchsten auf dem Erdboden vertretet, ihr, die ihr herrichet und regieret und Gewalt von Gott empfangen habet! Wir können nichts als bitten, klagen und vorstellen: ihr allein könnet helfen und der Unordnung wehren. Bedienet euch eurer Macht, diesen Uebeln zu steuern, die kein geringes zu den Plagen des gemeinen Wesens beitragen, und erweiset in diesem Stücke, daß ihr so barmherzig seid, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist. Welcher Weiser wird ungeneigt sein, den Gesetzen zu gehorchen, die ihr zu diesem Ende geben werdet, da sie so offenbar zum allgemeinen Nutzen und zur Wohlfahrt der Länder abzielen? Welcher Weiser wird nicht lieber überhaupt etwas geben, das zum Unterhalt nd zur Pflege der Unglücklichen, die wir kennen, und die unser leisch und Blut sind, angewendet wird, als sich täglich von Fremden nd Lasterhaften martern und plagen zu lassen? Welcher Weiser ird nicht gerne seine Hand aufthun, damit seinen bedrängten Mitrgern und vielleicht seinen eignen Kindern und Nachkommen ein herer Grund der Hülfe in der Noth zubereitet werde? Es ist so

schwer nicht, als es scheint, solche Vorschläge auszuführen. Unsre Väter haben einen Anfang dazu gemacht, der uns, die wir eines größeren Lichtes, als sie genießen, beschämen kann, einen Anfang, der durch Sorgfalt und Fleiß leicht kann erweitert, fortgesetzt und ausgeführt werden. Euer Lohn, Gesalbte des Herrn, Mächtige und Gewaltige, die ihr ein Theil der Regierungslast traget, euer Lohn wird groß in der Herrlichkeit des gütigsten und barmherzigsten Wesens sein, wenn ihr eure Weisheit, Gerechtigkeit und Macht zu diesem Ende brauchen werdet. Eines der größten Hindernisse wird weggeräumt sein, wenn ihr eine genaue Aufsicht über die Schätze der Armen und Elenden, die unsere Vorfahren gesammelt haben, führen und der Bosheit gewisser Räuber steuern werdet, die sich kein Gewissen machen, die Güter des Herrn zur Sättigung ihrer bösen Lüste zu mißbrauchen. Was dürfen wir es verschweigen, da wir im Namen des Herrn reden, der die Liebe selbst ist und sich den Vater der Armen und Elenden nennet? Es gehet allenthalben ein betrübtes Geschrei auch unter uns, daß die Schätze der Elenden von denen, die sie weise und gottselig verwalten sollen, oft geschmälert, verschwendet, und denen, welchen sie bestimmt sind, gewaltsam entzogen werden. Dieses Gerüchte, es sei stark oder schwach gegründet, hält viele, die sonst reich an Liebe und Erbarmen sind, zurück, in die Fußtapfen der liebreichen Alten zu treten, und den Vorrath, der zum Unterhalte der Armen, der Wittwen, der Waisen vorhanden ist, zu vermehren. Die Werke der Liebe, die allgemach allenthalben aufhören, werden viel gemeiner werden und unsre Widersacher werden weit weniger Ursache finden, uns den Mangel der Barmherzigkeit vorzuwerfen, wenn die Wachsamkeit der Mächtigen und Gewaltigen sich in diesem Stücke ermuntern und dem ungerechten Willen derer, die Hand an die Güter der Armen legen wollen, Zaum und Zügel anlegen wird."

Wie sollte es Mosheim an dem Freimuth fehlen können; ist jede seiner heiligen Reden nicht ein Zeichen und Zeugniß seines Muthes? Die Sache der Offenbarung, die Sache der christlichen Lehre wurde damals weit und breit als eine verlorene Sache angesehen. Es ist wahr, der Deismus, welcher von einem wahrhaft lebendigen Gotte nichts wissen wollte, der Materialismus, welcher aller Sittlichkeit Hohn sprach, liefen Sturm gegen die Bollwerke alles Glaubens: man meinte, es könne die Kirche nur noch eine

ine Weile sich halten, und Arbeiter boten sich schon in Masse , den Schutt, den sie bereits liegen sahen, hinweg zu schaffen. osheim tritt in jeder Predigt diesen Verächtern des Christen- ums, der Offenbarung, der Religion überhaupt muthig und tapfer tgegen. Er streicht vor ihnen seine Fahne nicht, er streckt nie r ihnen die Waffen; er hält die Fahne des Glaubens entschlossen ch und schwingt sein schneidiges Schwert feurig nach allen Seiten. lle heiligen Reden haben einen Grundton, einen nicht zu ver- nnenden Charakter: sie sind sammt und sonders apologetischen nhaltes, sie sind ohne Ausnahme Apologieen nicht bloß der christ- chen Lehre, sondern vielfach auch der allgemeinen religiösen Grund- ahrheiten. Mosheim sagt dieses selbst an unzähligen Stellen, eine Themata sind alle nach dieser Hinsicht formulirt, seine Aus- führungen sind darnach bemessen.

„Wir treten heute vor euch auf, geliebte Freunde Jesu," so eißt es in der ersten Rede des vierten Bandes S. 9, und so könnte s in allen heiligen Reden lauten, „wenn es möglich, euch aus der Zahl der Verächter der göttlichen Gnade zu retten und zu einem essern Gebrauche der göttlichen Wohlthaten zu bewegen." „Es ist Zeit, geliebte Freunde Jesu," heißt es 4, 233, „daß wir unsern Unterricht oder vielmehr unsre Rechtfertigung der göttlichen Lang- muth gegen die Sünder beschließen." „In den Worten des Apostels, ie wir zu unsrer jetzigen Betrachtung ausgesetzt," lesen wir in der Predigt über 1. Tim. 3, 16. Bd. 1, 123, „sind unterschiedliche Wahrheiten enthalten, die zur Vertheidigung des Glaubens dienen. Diese Tage erfordern von uns eine heilige Betrachtung des Grundes ller übrigen Geheimnisse, der Geburt Jesu. Wie wohl werden wir emnach dieselbe schließen, wenn wir diese Worte des Apostels in o weit betrachten, als sie zur Rechtfertigung der ganzen Wahrheit es Evangeliums dienen und die Vortrefflichkeit aller Lehren, welche nser Verstand nicht fasset, außer Zweifel setzen?" „Wir suchen," ekennt der heilige Redner 2, 151, „die Ehre Jesu in dieser Stunde retten. Gönnet uns euer Herz und eure Ohren, damit diese ettung nicht umsonst geschehe." „Es ist Zeit," sagt er in der orrede zum letzten Bande seiner Reden S. 40 f., „daß wir, so oft die Gelegenheit verstattet, die Ehre unsers Heilandes, der Religion, wir verkündigen, und des Amtes, das wir führen, retten, und

wir sagen könnten, und in den Stand setzen, ohne Schwierigkeit zu urtheilen. Stellt euch zwei Reisende vor! Beide haben einen Weg zurückzulegen. Beide haben gleiche Mühe auszustehen. Beide haben gleiche Gefährlichkeit zu befürchten. Beide haben ein gleiches Ziel der Reise. Allein der Eine weiß gewiß, der Abend werde ihn in eine bequeme Herberge führen und in wenig Tagen werde er in eine größere Ruhe gesetzet als diejenige, die er verlassen: er reist deßwegen ohne Sorgen und sieht die Zufälle, die ihm begegnen, als lauter Dinge an, die ihm nur die Annehmlichkeit der künftigen Ruhe vergrößern werden. Was ist's, denkt er, daß ich mich jetzt beschwere, die jetzige Beschwerlichkeit wird, wenn sie vorbei ist, ein Theil meiner vergnügten Gedanken sein. Der Andre zweifelt, wie es mit seiner Reise ablaufen werde. Er weiß nicht, ob er den wilden Thieren zur Speise dienen oder vom Sande werde bedeckt werden. Er zittert bei jedem Schritt und ihm ist bange, daß er vielleicht nie den Ort seiner Ruhe sehen werde. Wer ist seliger von diesen Beiden? Der Erste ist das Bild eines Heiligen, in dem der Geist Gottes wohnet. Der Andre ist das Bild eines Unwiedergeborenen, der Gott nicht kennet. Bildet euch zwei Streiter ab, die man gedungen hat, die Freiheit des Vaterlandes zu vertheidigen! Mühe, Hitze, Kampf, Arbeit, Feinde sind an beiden Seiten gleich ausgetheilet. Einer hat so viel Pflicht und so viel Mühe, der Pflicht nachzuleben, als der Andere. Aber der Eine zweifelt am Siege nicht. Er ist so gewiß, daß er seinen Feind erlegen werde, als wenn der Sieg schon erhalten wäre. Er fürchtet daher weder Gefahr noch Drohen. Die gefährlichsten Oerter sind ihm die liebsten. Die Gewißheit der Belohnung erfrischt den Muth, wann die Gefahr sich vergrößert. Der Andre zittert vor dem Tode. Er traut der Stärke der Widersacher mehr, als seinen eignen Kräften. Er denkt nicht an den Ausgang des Streites, sondern an die gegenwärtige Arbeit. Er glaubt, der erste Anfall werde vielleicht die erste Ursache seines Todes sein. Ziehet dieses Bild auf euch! Der Erste ist ein Heiliger, der Andre ein Unheiliger. Der Eine ist von Gottes Geist versiegelt, der Andre von Gott verlassen."

Trefflich sind die Schilderungen, die Beschreibungen, welche Mosheim in seinen heiligen Reden entwirft. Wie ergreifend redet er 4, 150 ff. von Pauli Leiden und wie klar legt er die Gedanken, welche demselben Apostel bei seiner Bekehrung auf dem Wege gen Damaskus sich auf-

dem Thema zu erkennen gibt: so Bd. 1: Beweis des Lebens Jesu aus dem Tode der Apostel, die gute Sache der Geheimnisse des Glaubens; Bd. 2: die Gewißheit der Heiligen von dem Zukünftigen, die elende Thorheit der Religionsspötter; Bd. 4: die Gerechtigkeit der Langmuth Gottes gegen die frechen und unbändigen Sünder; Bd. 5: die unerforschlichen Wege der göttlichen Regierung; Bd. 6: das väterliche Herz Gottes gegen seine abtrünnigen Kinder.

Das apologetische Verfahren Mosheims ist sehr verschieden. Diejenigen, welche die christlichen Glaubenssätze angreifen, werden vielfach mit vernünftigen Gründen, aus dem Wesen der Sache und aus der Erfahrung hergenommen, so abgeführt, daß ihnen — man erinnere sich, wie die Ansicht einer Vision, die den Aposteln den Auferstandenen gezeigt habe, abgefertigt wird — die Thorheit, der innere Widerspruch ihrer Vorstellungen aufgedeckt wird und sie so ad absurdum geführt werden; dann werden sie an die Unzulänglichkeit, an die Beschränktheit des menschlichen Verstandes, wofür Mosheim oft Vernunft sagt, erinnert und gewarnt, sich selbst zum Maße aller Dinge zu machen. „Ein Theil denkt so," heißt es 1, 54: „es sind Dinge in der Lehre Jesu, die ich nicht begreifen kann: daher verstehen wir sie nicht recht: daher muß ich die Schriften der Apostel so lange drehen, bis ein Verstand herauskommt, der meinem Witz anständig ist; daher muß ich glauben, die Jünger Jesu haben sich undeutlich erklärt und daß ich die Gabe besitze, sie deutlicher zu machen. Welch eine Verwegenheit! Der andere Theil schließt so: Es sind Dinge in der Lehre Jesu, die ich nicht fasse: daher habe ich Recht, die ganze Lehre zu verwerfen; daher darf ich von Jesu und den Aposteln den ärgsten Verdacht hegen; daher will ich den allerheiligsten Glauben unter die menschlichen Erfindungen setzen. Welch ein Unverstand! Beide setzen einerlei Satz zum Grunde, nämlich diesen: der Verstand des Menschen hat Kraft genug, alles, was in der Welt ist, zu begreifen. Die Menschen brauchen kein größer Licht, als wie sie wirklich haben. Wir, Geliebte in Jesu, die wir täglich im gemeinen Leben erfahren, wie viel uns zu hoch sei, sollten wir uns wohl einbilden können, daß man sich so weit vergehen könnte?" Der Streit der Vernunft wider die Offenbarung ist also eine Thorheit, eine Vermessenheit. „Die geringe Kraft des Verstandes, die wir übrig haben," sagt er

1, 121, „hat sich in Sonderheit gegen die Erkenntniß Gottes oder gegen die Wahrheit erhoben. Man hat diesen kleinen Rest des Verstandes oder das Vermögen zu denken und zu urtheilen, das in uns ist, mit dem edelen Namen der Vernunft beleget. Diese sogenannte Vernunft hat sich selbst zur Richtschnur gemacht, wonach der Glaube oder die Offenbarung beurtheilt werden müßte. Daher ist der so berühmte Streit des Glaubens und der Vernunft entstanden, den man besser und deutlicher den Streit der Wahrheit und des Hochmuthes oder der Einbildung der Menschen genannt hätte." Der Apologet versäumt es auch nicht, an das bessere Wissen und Gewissen zu appelliren: er betont es wiederholt, daß das unbekehrte Herz, welches von seiner Ungerechtigkeit nicht lassen mag, ein Interesse daran hat, der Wahrheit zu widersprechen, daß gar viele Religionszweifel aus dem schwarzen Abgrunde des bösen Herzens aufsteigen. Ein sehr ernstes und wahres Wort spricht er 3, 50 aus: „Das Gesetz des Herrn ist helle und deutlich. Niemand wird sich in den Dingen, die zu dem Wesen des Glaubens gehören, über die Dunkelheit der Offenbarung beschweren können, wo er nicht selbst Dunkelheit im Herzen hat. Aber diese Dunkelheit und Blindheit des Herzens, die der Klarheit des Gesetzes Gottes im Wege steht, ist das Erbtheil aller Sterblichen, die von dem ersten Menschen herstammen. Wie oft hindert uns die Trägheit unsrer Natur, das Licht der Wahrheit zu sehen? Wie oft stößt uns ein Stück der Unachtsamkeit an, die wir in die Welt gebracht, wenn wir das Wort des Herrn lesen? Wie oft sind gewisse ungegründete Meinungen, die man uns schon in der Kindheit beigebracht, die Ursache, daß wir unrecht sehen und noch schlimmer urtheilen? Wie oft macht uns das irre, was ein anderer, dem wir Liebe und Gehorsam schuldig sind, für Wahrheit und Weisheit ausgibt? Und was brauchen wir viel Worte? So viele böse und unordentliche Neigungen in eurem Herzen wohnen, geliebte Freunde in Jesu, so viele Feinde habt ihr, die dem wahren Lichte des Geistes ebenso hinderlich und schädlich sind, als ein giftiger Staub den Augen!"

Er vergißt nicht, den Feinden der Wahrheit zu Gemüthe zu führen, daß wie ihr Widersprechen thöricht, so auch bedenklich für sie ist. Gern zieht der Redner die Consequenzen der Vordersätze seiner Widersacher, häufig deckt er ihnen die unausbleiblichen Folgen auf: es steht ihm fest, daß der Religionsspötter sich selbst elend

macht, daß eine unordentliche, wollüstige Lebensart elende Früchte hat: vgl. Rede 4 in Bd. 2 und Rede 2 in Bd. 1.

Die Reden Mosheims beschränken sich am Liebsten auf die Defensive, nicht leicht geht er frisch zur Offensive über, thut er es dennoch, so wird er nie hitzig und leidenschaftlich, nie derb und grob, nie blind darauf fahrend und aus der Höhe donnernd, er bleibt ruhig und besonnen, maßvoll und überlegt, er hat Mitleiden mit dem Verblendeten und sucht ihm mit sanftmüthigem Geiste alle Zeit wieder zurecht zu helfen. Er ist unermüdlich, die religiösen Wahrheiten vor der Vernunft und der Erfahrung, vor dem Kopfe und dem Herzen des Menschen zu rechtfertigen und zu beweisen, um den Widersacher zu bekehren.

So hoch Mosheim auch von seinen Zeitgenossen geschätzt wurde, so blieb seine Kanzelberedsamkeit nicht ganz ohne Tadel. Zweierlei ward ihm vorgeworfen: er sei zu hoch, zu fein, zu zierlich, zu gelehrt und er sei nicht original, sondern nur ein leidiger Nachahmer. In seiner Anweisung S. 142 gesteht er selbst ein, daß ihm „doch etliche Male solche Worte entwischet, deren Gebrauch wir auf der Kanzel verwerfen," so sehr er sich auch in seinen heiligen Reden in Acht genommen habe, „mit den Gelehrten zu reden." Dieß ist nur äußerst selten der Fall; man kann auch nicht sagen, daß er über den Kopf des Volkes hinweggepredigt habe, nach meinem Dafürhalten wenigstens, konnten ihm aufmerksame Zuhörer alle Zeit folgen mit Verständniß und Erbauung. Gekünstelt sind diese Reden nicht, wenn auch die Sprache in denselben glatt und elegant ist. Der Styl ist der Mensch: dieses Wort bestätigt sich wieder bei Mosheim. Er war ein reichbegabter, ein universell gebildeter Mann, ihm ward Alles leicht, Alles stellte sich vor seinem Geiste schon in Ordnung, Alles erhielt sofort unter seinen Händen eine gefällige, schöne Form. „Ich bemühe mich," sagt er in der schon vielfach angezogenen Vorrede zum 6. Bande S. 45 f., „wenn ich etwas aufsetzen soll, meine Gedanken in Ordnung zu bringen und alle Begriffe meines Geistes, die zu der Hauptsache gehören, aufzuklären. Ich schreibe hernach so, wie die Gedanken sich nach einander meinem Gemüthe zeigen, und überlasse dem Witze, den mir die Güte des Herrn verliehen, der Einbildung und dem Gedächtnisse die Mühe, die Wörter zu suchen, zu ordnen und so viel Schmuck, als die Wahrheit und Deutlichkeit dulden kann, hinzuzusetzen." Nicht der Schmuck

und die Zierde der Rede läßt ſich Mosheimen aufrücken, wohl aber dieſes, daß er bisweilen zu viel redet, zu weit ausführt, zu ſehr in's Kleine malt, daß er zu wortreich, zu umſtändlich hin und wieder wird. Er ſpricht vielfach, daß nur eine Stunde zur Andacht, zur Predigt beſtimmt ſei, daß er dieſes Zeitmaß inne halten wolle, ſo z. B. 1, 5. 4, 10. 6, 138 u. 205: allein die Mehrzahl ſeiner Reden muß eine längere Zeit in Anſpruch genommen haben.

Wenn man Mosheim einen Nachahmer nennt, ſo meinen die Einen, daß er der deutſche Tillotſon ſei, und die Andern, daß er dem Franzoſen, dem katholiſchen Bourdaloue und dem reformirten Saurin nachſtrebe. Allein mit Recht wirft er ſelbſt (Anweiſung S. 96) dem Engländer vor, daß in ſeinen Predigten zwar viele Gründlichkeit und Erbauung iſt, aber nicht viel Beredſamkeit, was er S. 100 f. ſo ausführt: „Es iſt in ſeinen Predigten kein Feuer und keine Beredſamkeit, aber die Wahrheiten fließen, eine aus der andern, ſehr natürlich, und die Beweiſe derſelben ſind ſehr klar und deutlich. Der Unterricht iſt in denſelben das beſte, aber die Nutzanwendungen ſind ſchlecht, indem das Feuer und die Lebhaftigkeit in denſelben fehlet.“ Von den Franzoſen iſt aber Mosheim auch nicht ſehr erbaut. Er hat an ihnen (l. c. S. 90) auszuſetzen, „daß 1) gar zu viel Wind und eitle Beredſamkeit in ihren Predigten iſt; 2) daß ſie den Text, über den ſie predigen, gar nicht erklären.“ Auch den Saurin u. A. hält er nach S. 97 nicht für muſtergiltig, „weil wir ganz andre Gemeinden haben, als ſie und weil wir an ganz andre Wahrheiten und Lehren gebunden ſind, als ſie.“ Wir könnten wohl ſagen, daß Mosheim die Vorzüge des Tillotſon mit den Vorzügen der Franzoſen verbunden habe, daß bei ihm ſich Licht und Wärme, Weisheit und Kraft, Lehre und Beredſamkeit mit einander paaren.

Franz Volkmar Reinhard.

Der Ton, welchen Mosheim auf so anerkennenswerthe Weise angeschlagen hatte, tönte noch lange fort auf den evangelischen Kanzeln in Deutschland. Ich erinnere an den älteren Sack, an den schwungvollen Cramer, an Jerusalem, an Silberschlag u. A. Doch den Geist der Zeit konnten diese Männer nicht bewältigen, er war stärker als sie und bemächtigte sich immer mehr der Lehrstühle auf den Hochschulen und in den Kirchen. Die Aufklärung, welche mit den Bemühungen dieser älteren Offenbarungsgläubigen so manche Berührungspunkte hat, verwässerte den christlichen Lehrstoff von Jahr zu Jahr mehr. Die positiven Glaubenssätze wurden hinter die Coulissen geschoben und dafür die Moral in Scene gesetzt: je mehr man von dem wahren Glauben schwieg, desto beredter sprach man von dem rechten Leben. Die rationalistischen Moralprediger kamen jetzt: Zollikofer, Spalding, Teller, Henke u. A. mehr. Sie predigten in der Weise jener alten Supranaturalisten, sie suchten auch die Begriffe zu erklären, die Sätze zu beweisen, die Wahrheiten zu demonstriren. Anfangs fanden sie rauschenden Beifall, doch mit der Zeit nahm er bedeutend ab und die Kirchen leerten sich. Da traten Andere auf. Die Vertheidiger der Wahrheit der Offenbarung hatten nicht bloß mit Vernunftgründen die gute Sache retten wollen, sie hatten auch in den Tempel der Schöpfung hinausgeführt und auf die Uebereinstimmung dieser natürlichen Offenbarung Gottes mit der übernatürlichen aufmerksam gemacht. Da lag es ja nicht so weit ab, die Kanzel aus den leergepredigten Kirchen hinauszutragen und in Naturpredigten sein Genie zu zeigen. Mosche, Zerrenner, Ewald gehören hierher: von jenen Aberwitzigen, welche

über Stallfütterung, Pockenimpfung u. dgl. handelten, will ich gar nicht reden. Der Rationalismus, beziehungsweise dieser Naturalismus, schien den Sieg gewonnen zu haben, da schenkte der Herr seiner Kirche zwei Männer, einen in Süddeutschland, den alten Storr, und einen im Norden, unsern Reinhard, welche mit aller Kraft in supranaturalistischer Weise für die Lehre der Schrift eintraten. Storr steht als Prediger weit hinter Reinhard zurück, seine Bedeutung liegt auf einem andern Felde der Theologie. Reinhard aber, wie ausgezeichnet er sonst auch vornehmlich als Lehrer der Moral gewesen sein mag, ist und bleibt in erster Linie Kanzelredner. Nicht ohne Grund sagt Böttiger in seiner Schrift: Fr. V. Reinhard. S. 37: „Unstreitig sind die Predigten das herrlichste, fruchtbarste Vermächtniß des großen Mannes; das lebendigste, in das Zeitbedürfniß unserer Tage und in die Würdigung unsrer falschen und ächten Aufklärung am kräftigsten eingreifende Erbauungsbuch aller Deutschen, die es mit Gott und seiner heiligen Offenbarung an das zu bessernde Menschengeschlecht wahrhaft gut meinen."

Franz Volkmar Reinhard*) wurde 1753 den 12. März zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach, geboren. Sein Vater war dort Pfarrer und zeichnete sich durch seine gründliche Gelehrsamkeit, seine tiefe Menschenkenntniß und seine vielseitige Erfahrung aus. Unter die besondern Eigenschaften seiner Predigten, welche er mit großer Lebendigkeit vortrug, gehörte eine strenge, alles genau bestimmende Disposition. Der zehnjährige Knabe faßte dieselbe schon ganz richtig auf und brachte sie zu Hause auf's Papier. „Die Vorstellung einer streng geordneten, in ihren Haupttheilen leicht behältlichen Predigt," so sagt Reinhard selbst S. 13 in seinen Geständnissen, welchen wir hier um so lieber folgen, weil der große Mann sich ebenso wahr als bescheiden über sich selbst ausspricht, „kam also sehr früh, und zwar mit allen Reizen des väterlichen Beispiels umgeben, in meine Seele und setzte sich so fest in derselben, daß sie nie wieder hat verdrängt werden können. Von dieser Zeit an war jede Predigt für mich verloren, die entweder keinen

*) Vgl. Desselben Geständnisse seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend. Pölitz, Monographie über ihn in 2 Theilen. Tzschirner, Briefe, veranlaßt durch Reinhards Geständnisse, und Gedächtnißrede. Köthe, Ueber Fr. V. Reinhards Leben und Bildung. Böttiger. Brömel, 2, 431. Sack, 242 ff.

Plan hatte, oder deren Plan ich nicht zu fassen vermochte, und dieß war eine Hauptsache, warum ich den meisten Predigten, die ich in der Folge an mancherlei Orten hörte, keinen Geschmack abgewinnen konnte." Der Vater unterrichtete den vielversprechenden Knaben selbst, vornehmlich in den alten Sprachen, die deutsche Sprache war von dem Unterrichtsplane ausgeschlossen: Haller's Gedichte waren das erste vernünftige deutsche Buch, welches ihm in die Hände kam: „der gedankenreiche, sinnvolle, jedes Wort sorgfältig wägende Dichter" (S. 17) bemächtigte sich seiner ganzen Seele und von nun an war ihm „auch alles Weitschweifige, Wortreiche und Tautologische auf immer verleidet" (ebenda). 1768 übergab ihn der treffliche Vater, welcher sehr bald darauf starb — die Mutter folgte ihm bald nach —, dem Gymnasium zu Regensburg, wo er mit den alten Klassikern sich gründlich vertraut machte und sich der lateinischen Sprache so bemächtigte, daß er sie fließend und elegant redete; auch die deutsche Litteratur, welche damals eine neue Blüthe erlebte, vor allen Dingen Klopstock's Messias, erschloß sich ihm jetzt. Die Universität Wittenberg bezog er Ostern 1773: er hörte hier die verschiedenartigsten Vorlesungen ohne alle Ordnung, aber mit dem größten Fleiße. Der Versuch, welchen er gleich in seinen ersten akademischen Wochen im Predigen machte, gelang; er fühlte, ob er sich gleich absichtlich angestrengt hatte, hinterher nicht die mindeste Beschwerde; die Bauern gaben ihm dazu noch das Zeugniß, daß er eine helle Stimme und eine vernehmliche Aussprache habe. Nun ließ er jeden weiteren Versuch und hörte so viel Collegia, als er nur konnte, aber merkwürdiger Weise keine Vorlesung über Ethik und Homiletik. Allein durch einen Zufall, denn er lebte nur ganz den gelehrten Wissenschaften, fielen ihm Saurin's Passionspredigten in der Heyer'schen Uebersetzung in die Hände. „Es konnte nicht fehlen," sagt er S. 43 f., „der Alles genau disponirende, jeden Theil in Unterabtheilungen spaltende und oft selbst diese noch weiter zergliedernde Saurin mußte mir sehr gefallen; dieß war ja nach dem Begriff, den ich von einer guten Predigt hatte, ein nothwendiges Erforderniß derselben und in diesem hohen Grade hatte ich dasselbe noch nie befriedigt gefunden. Die lebhaften Wendungen, welche Saurin seinem Vortrage gibt, und die Blumen, womit er Alles bestreut, thaten gleichfalls ihre Wirkung. Ich glaubte ihn daher zum Muster nehmen zu dürfen, und das

Bestreben, ihn nachzuahmen, zeigte sich in einer Predigt, welche ich in diesem Jahre (1776) am Tage Mariä Heimsuchung über die gewöhnliche Epistel in der Pfarrkirche zu Wittenberg hielt, und die ich nach dem Verlangen Vieler, welche sie gehört hatten, mußte drucken lassen. Sie hat sich so ziemlich verloren, wie man leicht denken kann; sie war übrigens der Beweis, daß mir, was die Einkleidung anlangt, Saurin's Muster vorschwebte, und daß ich ein eifriger Crusianer war, der sich auch mit der prophetischen Theologie seines Meisters bekannt gemacht hatte."

Die alten Klassiker wurden auf der Universität nicht vernachlässigt: auf der Schule war Cicero ihm das Ideal der Beredsamkeit gewesen, jetzt ging ihm ein anderes auf. „Bis dahin war mein Begriff von Beredsamkeit," schreibt er S. 52, „vornehmlich aus Cicero's Werken abgezogen; ihn bewunderte ich als den größten Meister in diesem Fache, nur daß er mir, dem Schüler des wortkargen, gedankenreichen Hallers, hier und da etwas zu wortreich vorkam. Durch ihn selbst ermuntert, fing ich endlich an, auch die griechischen Redner und in Sonderheit den Demosthenes zu lesen; und wie groß war mein Erstaunen, in den berühmtesten Reden des ganzen Alterthums einen Mann zu finden, der, um seinen Zweck zu erreichen und die größten Wirkungen hervorzubringen, nie einer Blume, nie eines gesuchten Wortes, nie einer kostbaren, auffallenden Redensart, am allerwenigsten poetischer Prosa bedarf; der vielmehr Alles, was er vorzutragen hat, mit dem Ausdrucke sagt, welcher der natürlichste ist, die Sache am richtigsten bezeichnet und sie am treffendsten darstellt, bei dem ebendaher keine Spur von Affektation, von Haschen nach Witz, von überraschenden Wendungen, und von jener genial sein sollenden Verwegenheit vorkommt, bei der sich Viele so wohl gefallen; der dagegen durch seine männliche, kraftvolle, kein überflüssiges Wort enthaltende Diktion die Aufmerksamkeit fesselt; der durch die Stärke seiner Gedanken, durch die Macht seiner Gründe, und durch die Ueberlegenheit, mit der er sie entwickelt, den Verstand gleichsam überwältigt; der endlich durch eine Rede, die in harmonischen, das Ohr füllenden und in sich selbst vollendeten Perioden dahinströmt, Alles mit sich fortreißt. So ist denn, dieß wurde mir immer klarer, je länger ich diesen Redner las, die wahre Beredsamkeit etwas ganz anderes, als Schönrednerei; etwas ganz anderes, als ein Tändeln mit Gegensätzen und witzigen

Spitzfindigkeiten; etwas ganz anderes, als poetische, oder, wie Kant
e sehr richtig nennt, tollgewordene Prosa; etwas ganz anderes
ndlich, als jener Sturm und Drang, als jenes Sprudeln und
Schäumen, als jener Bombast und Schwulst, der den großen Haufen
n Erstaunen setzt, den er bewundert, weil er ihn nicht versteht.
Könntest du, dieß war die Folge, die ich für mich selbst zog, könntest
u also auf der Kanzel so sprechen, daß deine Rede alle Zeit ein
treng geordnetes, in allen seinen Theilen festverknüpftes und in
er natürlichsten Ordnung fortschreitendes Ganzes wäre; könntest
u alle Zeit einen interessanten, in einem nahen Zusammenhang mit
en wichtigsten Angelegenheiten deiner Zuhörer stehenden und für
as Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könntest du dieß so thun,
aß du jeden Gedanken immer in die Worte kleidetest, die ihn im
anzen Schatz der Sprache am richtigsten und treffendsten bezeichnen;
önntest du folglich beim Lehren immer den faßlichsten, beim Beschreiben
en anschaulichsten, beim Ermahnen den kräftigsten, beim Warnen
en erschütterndsten, beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden;
könntest du dich der Sprache so bedienen, daß jede Schattirung der
Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede Steigerung des Affekts
durch sie sichtbar würde und immer die Saite des Herzens träfe,
die angeregt werden soll; könntest du endlich deiner Rede eine Fülle
ohne Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus und
einen leichten, ungehinderten, Ohr und Herz gleichsam überströmenden
Fluß verschaffen: so würde das die Beredsamkeit sein, die sich für
die Kanzel schickte; dein Vortrag würde deutlich für den Verstand,
behältlich für das Gedächtniß, erweckend für die Empfindung, er-
greifend für das Herz sein; du würdest von der Religion mit der
hohen Einfalt, mit der edlen Würde und mit der wohlthätigen
Wärme sprechen, mit der man von ihr sprechen soll." „Dieser
aus den Alten überhaupt, und vornehmlich aus dem Demosthenes
und Cicero aufgefaßte Begriff von wahrer Beredsamkeit," bekennt
Reinhard sofort offen und ehrlich S. 55, „ist mir so eigen gewor-
den, daß mir an Andern nur das gefallen kann, was mit dem-
selben übereinstimmt; und daß er in der Folge auch das Ideal
wurde, welches mich beim Ausarbeiten meiner eignen Predigten
leitet. Daß ich mir übrigens selbst sagte, von den der alten Bered-
samkeit eigenthümlichen Künsten, auch der schlechtesten Sache einen
guten Schein zu geben, den Zuhörer durch Vorspiegelungen zu

bethören, und ihn durch die Erregung seiner Leidenschaften zu raschen Entschließungen fortzureißen, könne und dürfe von dem Religionslehrer kein Gebrauch gemacht werden, wird man mir gern zutrauen." Der fortgesetzten Beschäftigung mit der Philosophie legt Reinhard neben diesem Studium der alten Redner den größten Werth und nicht bloß den größten Einfluß auf seine Predigtweise bei. „Den Vortheil zu berechnen," sagt er S. 57, „welchen dieses eifrige und unabläßige Philosophiren als Vorübung zum Predigen haben könne, fiel mir gar nicht bei; die Sache lag mir um ihrer selbst willen an. Erst in der Folge wurde ich gewahr, daß ich bessere Vorübungen zum Predigen unmöglich hätte anstellen können. Bei der unermeßlichen Menge von Gegenständen, die ich in der Philosophie kennen gelernt hatte, und die mit Religion und Christenthum in so nahen und mannichfaltigen Beziehungen stehen, konnte ich nämlich, als ich anfangen mußte zu predigen, nicht leicht um Materialien verlegen sein. Ebenso wenig konnte es dem, der sich gewöhnt hatte, Alles methodisch und nach den Gesetzen der Logik zu behandeln; der nach und nach fähig geworden war, den Zusammenhang, die Organisation und die gegenseitigen Verhältnisse ganzer Systeme zu fassen, schwer werden, den Plan zu einer Predigt zu machen und eine Lehre der Religion ordentlich vorzutragen. Jene Gewandtheit im Denken endlich, bei welcher man des Stoffs, welchen man behandeln will, völlig mächtig ist und gleichsam nach Gefallen damit schaltet und waltet, läßt sich ohnehin nicht anders als durch Philosophie erlangen; wie leicht wird aber das Entwerfen einer Predigt jedem, der jene Gewandtheit nur in einigem Grade besitzt! Ist also bei einer zweckmäßigen Vorbereitung zum Predigtamte meines Erachtens irgend etwas unentbehrlich, so ist es das Studium der Philosophie. Wahrlich nicht, um die Philosophie auf die Kanzel zu bringen und sich da eitlen Spekulationen zu überlassen; sondern theils um sich einen größern Vorrath von Materialien zu verschaffen, theils und vornehmlich um jede Materie gründlich, lichtvoll und nach ihren jedesmaligen Umständen und Bedürfnissen behandeln zu können. Wirklich faßlich, leicht und populär wird nur der über religiöse Wahrheiten sprechen können, der eine ächt philosophische Kenntniß von ihnen hat und aller dahingehörigen Begriffe völlig mächtig ist. Wem es an dieser philosophischen Bildung fehlt, der kann wohl ein wortreicher Schwätzer, aber nie ein guter

rden; das, was ihm abgeht, kann weder durch hochtönende Phrasen, ch durch frommklingende, salbungsreiche Formeln ersetzt werden; wird höchstens den großen Haufen eine Zeit lang täuschen, aber der einsichtsvollen Zuhörern Genüge leisten, noch den wahren End- eck des christlichen Lehramtes glücklich befördern können." Obgleich einhard nicht Moral hörte, so beschäftigte er sich doch schon auf r Universität sehr eingehend mit dieser Wissenschaft. Die Mo- listen sind, wie er sich S. 62 ausdrückt, „sein Predigermagazin wesen". „Daß der Prediger," sagt er S. 61, „eine systematische enntniß der Moral besitzen muß, wenn er moralische Wahrheiten ründlich behandeln will, ist unstreitig. Sie allein aber reicht bei Beitem nicht hin; das menschliche Herz muß der Prediger kennen; it allen Bewegungen, Neigungen und Kunstgriffen desselben muß r vertraut sein; die mannichfaltigen Gemüthsarten und Charaktere er Menschen muß er erforscht haben; er muß wissen, welche Schwierig- eiten und Hindernisse die Ausübung des Guten überhaupt, und jeder Tugend insbesondere findet; er muß die heilsamsten Rathschläge bei er Hand haben, welche jeder Fall fordert: Weisheit des Herzens, m es kurz zu sagen, ist und bleibt bei seinem Geschäfte die Haupt- sache. Daß sich aber diese nicht anders erwerben läßt, als wenn man mit unabläßiger Aufmerksamkeit auf sein eignes Herz, und auf alle, die man zu beobachten Gelegenheit findet, ein fleißiges Lesen derjenigen Schriftsteller verbindet, die sich als Menschenkenner be- währt und vornehmlich für das Leben geschrieben haben, bedarf keines Beweises. Unter diesen aber behaupten die alten klassischen Autoren einen so hohen Rang, daß ihnen nur wenige andre gleichgesetzt werden können."

Als Reinhard im Begriffe war, Wittenberg zu verlassen, nach- dem er seine Studien vollendet hatte, drangen die bedeutendsten Professoren der theologischen Fakultät in ihn, daß er bleibe und sich der akademischen Laufbahn widme. Er ließ sich überreden, habilitirte sich im November 1777 und fing seine Vorlesungen Ostern 1778 an. Er trat in die philosophische Fakultät und nahm, um auch über theologische Gegenstände lesen zu können, im November 1778 den Grad eines Baccalaureus der Theologie an. Er ward sehr gern gehört und schnell befördert, und zwar 1780 schon zum außerordent- lichen Professor der Philosophie, 1782 zum ordentlichen Professor der Theologie, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, seine philosophi-

schen College weiter zu halten: endlich wurde er 1784 zum Propst an der Schloß- und Universitätskirche berufen, als welcher er alle Sonn- und Festtage predigen mußte. „Geübt habe ich mich," so erzählt Reinhard selbst S. 67, „in den Jahren 1778—1784 im Predigen schlechterdings nicht. Ich habe nämlich diese ganze Zeit über gewiß nicht viermal gepredigt und dazu gehörte selbst die Predigt noch, die ich bei meiner Doktorpromotion halten mußte. Dieß ist auch sehr begreiflich. Genöthigt zu predigen, durch Amt und Pflicht genöthigt, war ich diese Zeit über nicht. Da ich nun mit den Wissenschaften, die ich selbst ergründen und nach bestem Vermögen vortragen wollte, vollauf zu thun hatte; so konnte mir's gar nicht beifallen, die Kanzel betreten zu wollen. So lang ich außerordentlicher Professor der Philosophie war, war ich ohnehin unschlüssig, ob ich sie nicht ganz auf immer mit dem philosophischen Lehrstuhle vertauschen wolle; wenigstens hatte ich für diesen und auf diesem so viel zu thun, daß ich jene ganz aus dem Auge verlor." Ein weiterer Grund kam noch dazu: Reinhard gerieth bei seinen Studien in die größten Zweifel an den Lehren der Schrift, welche er bis dahin ohne Bedenken für die unumstößliche Wahrheit gehalten hatte. Er hatte schwer zu kämpfen, er trug auch den Sieg über seine Zweifel davon, aber leider einen Sieg, welcher, bei Lichte besehen, doch nur ein halber Sieg war, denn er schlug sich die Zweifel nur durch die Energie seines Willens aus dem Sinne. Ein Umstand, welcher für seine ganze Predigtweise bedeutungsvoll, ja verhängnißvoll geworden ist. „Je vielseitiger," so spricht er sich selbst aus S. 69 ff., „meine philosophischen Einsichten wurden; je mehr ich begreifen lernte, daß für Behauptungen, die dem parteiischen Crusianer sonst entweder abgeschmackt oder gefährlich geschienen hatten, sich gar manches sagen lasse; je stärker ich zu fühlen anfing, jedes System enthalte etwas Wahres und Gutes, in jedem offenbare sich die menschliche Vernunft auf eine eigne merkwürdige Weise, jedes verdiene daher erforscht und gewürdigt zu werden: desto mehr Zweifel entwickelten sich in meiner Seele; desto schwankender wurde der Boden, auf welchem ich sonst so fest zu stehen glaubte, und endlich kam es dahin, daß ich gar nichts Festes unter meinen Füßen hatte; daß ich, in das Gewirre streitender Spekulationen verwickelt, gleichsam in der Luft schwebte und nicht mehr wußte, wo Grund zu finden sei. Diese fürchterliche Gährung in meinem Innern wurde durch die Streitigkeiten, die um

ieſe Zeit auch in der theologiſchen Welt immer allgemeiner wurden, nd ſonderlich die dogmatiſche Theologie nicht bloß zu erſchüttern, ondern wirklich umzuſtürzen drohten, recht eigentlich verwirrend und tieg zuweilen bis zur peinlichſten Unruhe. Auch von jenen Streitig- keiten Kenntniß zu nehmen, trieb mich nicht bloß Herz und Gewiſſen; die Frage, wie ſich die Philoſophie zur Offenbarung verhalte und wie beide in Uebereinſtimmung zu bringen ſeien, wurde mir immer wichtiger, zumal da ich den Beruf erhalten hatte, auch theologiſche Vorleſungen zu halten. Ich ſtrebe vergeblich den traurigen, mit jedem Morgen, bei jeder Vorbereitung auf meine Vorleſungen ſich erneuernden, oft die höchſte Verlegenheit und Rathloſigkeit herbei- führenden Kampf zu beſchreiben, in welchen ich mich verwickelt ſah. Vor dem Gedanken, einem ſchädlichen Irrthume das Wort zu reden und die Jugend damit anzuſtecken, zitterte ich. Gleichwohl waren mir tauſend Dinge, von denen ich ſprechen, über die ich mich er- klären ſollte, ſo problematiſch, daß ich es noch zu keiner gewiſſen Ueberzeugung hatte bringen können. Mit Thränen in den Augen und mit dem feurigſten Gebete zu Gott, er möchte mich ſo leiten, daß mir wenigſtens nichts für Religion und Sittlichkeit Gefährliches entfallen möchte, ging ich alſo, wenn die Stunde, die mich in's Collegium rief, bereits geſchlagen hatte, oft noch in meinem Zimmer auf und ab, und nicht ſelten hatte ich die größte Mühe, zu ver- hüten, daß meine innere Unruhe meinen Zuhörern nicht ſichtbar wurde. Bei der gänzlichen Ungewißheit, welche um dieſe Zeit in meiner ganzen Erkenntniß herrſchte, und die mir ſelbſt das zweifel- haft machte, was ich ſonſt für unumſtößlich gewiß gehalten hatte, ſtanden jedoch zwei Grundſätze unerſchütterlich feſt, die Grundſätze, mich in der Philoſophie für nichts zu erklären, was meinem ſittlichen Gefühle widerſprach, und in der Theologie nichts zu behaupten, was mit den klaren Ausſprüchen der Bibel ſtritt." Während ihn der erſte Grundſatz zu einem Eklektiker ſtempelte, erhielt ihn der andre auf einem Mittelweg, „wo ich," ſagt er S. 73 f., „hinlängliche Freiheit zum Prüfen hatte, ohne mich allzuweit verirren zu können. Daß hiebei ein Vorurtheil der Jugend mitwirkte, will ich gar nicht in Abrede ſein. Da ich die Bibel ſchon als Kind geleſen, ſie als Wort Gottes an die Menſchen geleſen und ſie ſo zu gebrauchen nie aufgehört hatte, ſo war ſie mir ſo heilig, ihr Anſehen war mir ſo entſcheidend geworden, daß ein Satz, der ihr widerſprach, mein Re-

ligionsgefühl ſo ſehr empörte, als eine unſittliche Behauptung meinen moraliſchen Sinn. Daß ich in der Folge nicht unterließ die Gründe zu prüfen, auf welchen das Anſehen der Schrift beruht, werden Sie mir zutrauen. Allein ſchon ehe dieß geſchehen war, war es mir Gewiſſensſache, mich in keinen Streit mit einem Buche zu verwickeln, das einem ſo großen Theil unſres Geſchlechts ein von Gott ſelbſt herrührender Unterricht iſt; deſſen göttliche Kraft ich ſo oft an meinem eignen Herzen empfunden hatte und für das ſich mein ganzes Gefühl immer entſcheidender erklärte. Ich war noch überdieß in einer Kirche geboren, die das eigentliche Reich der Schrift iſt, wo ſie allein und unbeſchränkt herrſcht und den ganzen Lehrbegriff beſtimmt. Dieſer ſchien mir auch der Schrift, wenn man nicht an ihr künſtelt und ſie gewaltſam verdreht, weit gemäßer zu ſein, als der Lehrbegriff irgend einer andern chriſtlichen Religionspartei. Daher kam es denn, daß ich, ſo groß auch die Gährung in meinem Innern war, und ſo lang ich auch mit Zweifeln aller Art zu kämpfen hatte, dennoch den Lehrbegriff der evangeliſchen Kirche gleich von Anfang an nicht nur vortragen konnte, ſondern, wenn ich gewiſſenhaft handeln wollte, auch vortragen mußte. Natürlich geſchah dieß in der Folge immer gründlicher und mit immer größerer Freudigkeit, weil ich mich immer mehr überzeugte, in ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen ſei er die wahre Lehre der Schrift und zu tief in derſelben gegründet, als daß man ihn in derſelben verkennen oder durch Künſte der Interpretation daraus verdrängen könne."

Mit der größten Gewiſſenhaftigkeit arbeitete Reinhard ſeine Predigten aus: er entwarf ſich zuerſt ein Schema, in welchem die Hauptgedanken der Predigt in Reih und Ordnung da ſtanden, denn auf logiſche Ordnung legte er einen außerordentlichen Werth, ein Mal der Sache ſelbſt wegen und hernach ſeines eigenſinnigen Gedächtniſſes wegen. Das Gedächtniß dieſes fleißigen Kanzelredners war ſehr ſchwach und beſſerte ſich trotz aller Uebung nicht; er hatte kein Wortgedächtniß, ſondern nur ein logiſches, d. h. das logiſche Gerippe, die Gliederung eines Vortrags prägte ſich demſelben leicht ein. Das Memoriren einer Predigt war für ihn die ſauerſte Arbeit, er ſchenkte ſie ſich aber nicht; jeden Morgen memorirte er einen Abſchnitt ſeines Conceptes, ſo daß am Sonnabend endlich die Predigt für den andern Morgen feſt ſaß. Während er an einer ſo ſtückweis memorirte, arbeitete er ſchon wieder an einer neuen: er hatte die Predigt, welche an der

nächstfolgenden Sonntag gehalten werden sollte, schon den Sonntag vorher fix und fertig in seinem Pulte liegen.

„In den jetzt angegebenen Umständen," lesen wir in den Geständnissen S. 81 f. weiter, „ist auch großentheils der Grund zu suchen, warum meine Predigten die Form und den Zuschnitt erhalten haben, welcher ihnen eigenthümlich geworden ist. Ein Muster nachzuahmen, war mir, als ich zu predigen anfangen mußte, nicht möglich. Noch immer hatte ich nämlich außer den obengenannten Passionspredigten von Saurin keine Predigten gelesen, und wenn ich gleich die vorzüglichsten Muster in diesem Fache aus der Literargeschichte dem Namen nach kannte, so hatte ich doch von ihrem Charakter und ihrer Manier keinen Begriff; und dem guten Saurin nachzukünsteln, verging mir im Drange meiner Geschäfte und bei einer Lebhaftigkeit im Denken, die sich nicht gern einen Zwang gefallen ließ, sehr bald. Ich überließ mich also meinem eignen Gutdünken und Gefühl. Da ich als Professor gewohnt war, meinen Vortrag methodisch einzurichten, so folgte mir diese Gewohnheit auch auf die Kanzel; ich definirte, theilte ein, argumentirte in meinen Predigten wie in meinen Collegien, und zählte der Andacht meiner Zuhörer in der Kirche alle Punkte eben so genau zu, als der Aufmerksamkeit meiner Zuhörer im theologischen Hörsal." „Mir diese, fast möchte ich sagen, scholastische Art zu predigen, zu erlauben, hatte ich freilich noch einige besondere Gründe," heißt es S. 83. „Meine meisten Zuhörer waren Gelehrte und Studirende, weil ich in der Universitätskirche zu predigen hatte. Auf diese, welche insgesammt einem zusammenhängenden Vortrage folgen konnten, glaubte ich vornehmlich Rücksicht nehmen zu müssen; sie waren recht eigentlich die mir anvertraute Gemeine." Nichts desto weniger erweiterte sich der Kreis seiner Zuhörer, er ward auch von der Bürgerschaft, insbesondere von der Frauenwelt, sehr gern gehört. „Da ich nun behältlich zu predigen," lesen wir S. 84, „für eine Hauptsache hielt; da ich wünschte, daß meine Zuhörer immer so genau als möglich wissen möchten, wovon die Rede gewesen: so glaubte ich des Nutzens wegen, diese Methode behalten zu müssen. Daß ich dabei auf manchen rednerischen Schmuck Verzicht leisten mußte, ist freilich wahr. Aber ich sagte mir immer, der christliche Prediger sei doch mehr Lehrer als Redner; und daß ein so gegliedertes Ganzes doch

auch einer gefallenden Einkleidung und Belebung fähig war, lernte ich bei längerer Uebung immer mehr einsehen."

Welchen Beifall Reinhard auch mit seinen Predigten in Wittenberg fand, er selbst war mit ihnen nicht zufrieden, er ließ sich deßhalb auch nicht bewegen, mehr als achtzehn Predigten, obschon er dort acht Jahre lang gepredigt hat, drucken zu lassen. Er empfand zu lebhaft ihre „Unvollkommenheit". S. 85. „Vielleicht," schreibt er S. 86, „wären meine Predigten früher besser geworden, wenn ich wenigstens nun die Arbeiten der Meister in diesem Fache zu Hülfe genommen und studirt hätte. Aber das geschah noch immer nicht und war auch im Drange meiner übrigen Geschäfte und Arbeiten kaum möglich." „Erst nachdem ich schon einige Jahre Oberhofprediger gewesen war," — Reinhard wurde in dieses hochwichtige Amt nach Dresden 1792 berufen und führte dasselbe bis zu seinem Tode, der 1812 am 6. September erfolgte, sehr rühmlich — „fing ich an, mich mit dem Geist und der Manier der berühmtesten Deutschen, Französischen und Englischen Prediger bekannt zu machen; selbst von Zollikofer las ich erst in Dresden zu dieser Absicht einige Predigten. Nun fand ich in den Arbeiten dieser Männer freilich tausend Vorzüge, die ich an meinen Predigten vermißte, und die ich diesen wenigstens zum Theil vielleicht würde haben geben können, wenn ich sie früher kennen gelernt hätte. Aber nun war ich zum Nachahmen zu alt geworden; ich hatte mich zu sehr an meine Weise gewöhnt, als daß ich etwas Beträchtliches in denselben hätte abändern können; der einzige Vortheil, den ich nun noch aus dieser Lektüre ziehen konnte und auch wirklich daraus gezogen habe, bestand darin, daß ich in den Forderungen, die ich an mich selbst that, immer strenger wurde und sehr lebhaft fühlen lernte, wie weit ich noch vom Ziele der Vollkommenheit entfernt sei." (S. 87 f.) „Möchten sich aber jüngere Prediger," mit dieser Mahnung beschließt er diesen Brief S. 88 f., „durch mein Beispiel warnen lassen. In mehr als einer Hinsicht ist es nöthig und nützlich, daß man sich von dem, was in dem Fache, welches man bearbeiten soll, das Beste und Auserlesenste ist, eine fruchtbare Kenntniß verschaffe; zu einer zweckmäßigen Bildung des Predigers wird es also nicht wenig beitragen, wenn er die größten Meister in seiner Kunst bei Zeiten kennen lernt und ihre Werke studirt, nicht, um sie sclavisch nachzuahmen, sondern um sein Gefühl für das Wahre und Große zu schärfen, seinen Geschmack zu

berichtigen und ſich dann eine eigene Methode zu bilden, die mit dem Maß ſeiner Fähigkeiten und Kräfte und mit ſeinen äußern Verhältniſſen übereinſtimmt. Ich hätte von Cicero lernen ſollen, wie nöthig es ſei, nichts zu vernachläſſigen, was berühmte Redner hinterlaſſen haben; man weiß aus ſeinem Brutus, wie vertraut er mit allen griechiſchen und römiſchen Kunſtverwandten war und wie fleißig er die Litteratur ſeines Faches ſtudirt habe. Möge ſein Beiſpiel, das ich in dieſem Stücke ſo ganz unbeachtet gelaſſen habe, deſto ermunternder für Andre ſein!“

Brechen wir hier für das Erſte unſre Mittheilungen aus dieſen offnen Geſtändniſſen ab, welche neben einer ſehr richtigen Selbſtcharakteriſirung zugleich eine Predigtkunſtanweiſung geben, um die Hauptgedanken Reinhards über die Predigt kurz zuſammenzuſtellen. Die Predigt iſt nach den Anſchauungen dieſes großen Kanzelredners ein Kunſtwerk, bei welchem, was ſeine äußere Seite anlangt, Logik und Rhetorik zu gleichen Theilen mitzuwirken haben. Alles iſt in der Predigt nach den ſtrengen Regeln der Logik zu geſtalten: die Gedanken müſſen in richtiger Folge auftreten, nach beſtimmten Geſetzen ſich gruppiren, die Beweiſe müſſen überzeugend, die Schlußfolgerungen richtig ſein. Die Sprache in der Predigt ſoll dieſer ſie durchwaltenden Logik angemeſſen ſein: Einfachheit, Klarheit, Deutlichkeit, Lehrhaftigkeit iſt ihr ſchönſter Schmuck, und nicht Blumen der Rede. Der Prediger darf nie vergeſſen: er iſt in erſter Linie Lehrer und durchaus nicht Redner. „Hierbei bemerke ich zuerſt,“ dieſe Stelle aus den Geſtändniſſen S. 145 will ich noch zufügen, „daß man doch Unterricht und Belehrung zu allen Zeiten und zwar mit Recht für einen Hauptzweck des Predigens angeſehen und die Prediger ebendeßwegen Lehrer des Evangelii genannt hat. Wer den Unterricht von der Kanzel verbannt und Alles auf Erwecken und Rühren zurückgeführt wiſſen will, der raubt dem Predigtamte einen großen Theil ſeiner Nutzbarkeit, zumal bei dem großen Haufen, dem faſt alle Gelegenheit mangelt, ſeine Religionskenntniß zu berichtigen und zu erweitern, wenn er nicht in der Kirche und von dem Prediger weiter geführt wird. Sodann muß ich es geradehin leugnen, daß das Religionsgefühl auf eine heilſame Art geweckt und eine fruchtbare Rührung und Erhebung hervorgebracht werden kann, wenn man den Weg nicht durch den Verſtand zum Herzen nehmen, wenn man nicht überall von überzeugender Belehrung ausgehen

will. Man wird doch nicht dadurch rühren wollen, daß man sich an die Phantasie wendet und diese zu entflammen sucht; auf diese Art würde man nichts weiter als ein wildes Feuer entzünden, das der wahren Frömmigkeit keinen Vortheil bringen, aber wohl schaden könnte. Soll eine fromme Rührung heilsam und bessernd, und eine Erhebung des Geistes vernünftig und fruchtbar sein, so muß sie sich auf wichtige Wahrheiten gründen, die lebhaft vorgestellt und empfunden worden sind; ein wirklich weckender, ergreifender und begeisternder Vortrag ist ohne Belehrungen, welche die Bewegung des Herzens vorbereiten und veranlassen, gar nicht denkbar. Da nun diese Belehrungen am meisten wirken werden, wenn man ihnen Klarheit und zweckmäßige Ordnung gibt: so läßt sich nicht absehen, warum ein strenges Disponiren mit dem Zweck, auf Herz und Gefühl zu wirken, nicht vereinbar sein sollte."

Die Predigt hat nicht Menschengedanken, sondern die Lehre der Kirche, die Lehre der heiligen Schrift vorzutragen. Reinhard wird nicht müde in seinen Geständnissen immer wieder zu diesem Punkt zurückzukehren. Er sah sich durch die Zeit, in welcher er predigte, veranlaßt und gezwungen, diesen sich eigentlich von selbst verstehenden Satz ohne Aufhören zu treiben. Denn selbst die Prediger hatten vielfach gar kein Gefühl, geschweige denn eine klare Erkenntniß, eine lebendige Ueberzeugung davon, daß ein berufener Prediger des Evangeliums auch die heilige Pflicht habe, das Evangelium, das Wort Gottes in der Kirche dem Christenvolke zu verkündigen. In seiner berühmten Reformationspredigt vom Jahre 1800, welche bei Vielen einen so gewaltigen Anstoß erregte, spricht Reinhard mit Wehmuth und Nachdruck über diese traurige Erscheinung. „Schon seit einigen Jahren," heißt es hier, „ich habe es bereits gestanden, schon seit einigen Jahren hat sich diese Freudigkeit (am Reformationsfeste zu predigen) vermindert, und ein stiller Kummer, eine Verlegenheit, die ich kaum verhehlen konnte, ist an ihre Stelle getreten. Ich habe mir's nämlich schon lange nicht mehr verbergen können, daß sich unsre Kirche, daß sich wenigstens die, welche am lautesten in derselben sprechen und für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen, von der eigentlichen Lehre Luthers und seiner Freunde und von ihrem wahren, aus ihren Schriften erweislichen Sinn immer mehr entfernen; daß der große Mann, an dessen Verdienste wir uns heute erinnern und dessen Nachfolger die Lehrer

unſrer Kirche ſein wollen, ſie, wenn er aus ſeinem Grabe wiederkehren ſollte, unmöglich für die Seinigen halten und zu der von ihm geſtifteten Kirche rechnen könnte; daß, wenn es ſo fortgeht, wenn ſich unſre Glaubensgenoſſen ſo wenig daran erinnern, auf welche Lehren und Wahrheiten unſre Gemeine urſprünglich gegründet worden iſt, wir bald die Kirche gar nicht mehr ſein werden, welche durch die Bemühungen Luthers und ſeiner Freunde entſtanden iſt." Allein nicht mit Unrecht hebt Tzſchirner in ſeinen Briefen S. 131 ff. hervor, daß Reinhard ſeiner eigenen Vorſchrift nicht nachkomme. „Unverkennbar," heißt es hier, „iſt von Reinhard, was zuerſt die Dogmatik anbetrifft, das bibliſche Syſtem und zwar in ſeinem ganzen Umfange, wie es in der Schrift gefunden wird, vorgetragen worden; denn weit entfernt, die unterſcheidenden Lehren des Chriſtenthums, die Lehren von der Gnade Gottes in Chriſto, von dem Beiſtande des göttlichen Geiſtes bei dem Werke der Beſſerung, von dem Göttlichen in Chriſto, nur beiläufig und gleichſam nothgedrungen zu berühren, hat er vielmehr dieſe Dogmen ebenſo oft und ebenſo ausführlich behandelt, als die Lehren, welche das Chriſtenthum mit der Vernunftreligion theilt. Auch iſt er ferner, bis auf wenige Ausnahmen, bei der einfachen Lehre der Schrift ſtehen geblieben und hat die Beſtimmungen der Schule und der Symbole vermieden, welche entweder nicht exegetiſch gerechtfertigt werden können, oder doch nur für die Schule, nicht für das Volk gehören. So erinnere ich mich nicht, daß er an irgend einem Orte ſeiner Predigten die ächtlutheriſche Vorſtellungsart von der reellen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahl vorgetragen hätte, und ebenſo wenig habe ich bei ihm das in der Concordie enthaltene Auguſtiniſche Dogma von dem gänzlichen natürlichen Unvermögen des Menſchen zum Guten gefunden. Wenn er daher erklärt, ſeine Predigten enthielten den Lehrbegriff der evangeliſchen Kirche, wie er in den Bekenntnißſchriften derſelben ausgedrückt iſt, ſo kann er damit nur ſagen wollen, daß die in ſeinen Predigten vorgetragene Glaubenslehre mit den Grundſätzen, auf welche der Lehrbegriff unſrer Kirche gebaut iſt, und mit den weſentlichen Dogmen deſſelben übereinſtimme, oder mit andern Worten, daß er, gemäß den Principien, welche die Stifter unſrer Kirche ausſprachen und behaupteten, der Schrift als der oberſten Glaubensregel gefolgt ſei. Nicht genug aber, daß er die erwähnten willkürlichen Beſtimmungen der Symbole mit Stillſchweigen

überging, auch die Lehren, welche er als Lehren der Schrift anerkennt und darum vortrug, hat er, gemäß dem Zweck des Volksunterrichtes, entkleidet von der Schulform vorgetragen. So begnügt er sich von Gott Vater, Sohn und Geist zu reden, ohne in eine nähere Erörterung des Verhältnisses dieser drei Hypostasen einzugehen, und nicht ein Mal das Wort Dreieinigkeit erinnere ich mich in seinen Predigten gelesen zu haben. So begnügt er sich das Höhere und Göttliche in Christo zu erwähnen, ohne der in den Schulen festgesetzten Bestimmungen über das Verhältniß desselben zu dem Menschlichen zu gedenken, und es ist von ihm eben so wenig die Cyrillische Theorie über die Naturenvereinigung als die Athanasianische Trinitätslehre auf die Kanzel gebracht worden. Demnach ist die Dogmatik der Reinhardischen Predigten die wahre und einfache Lehre der Schrift und nur in einigen wenigen Stücken weicht sie, wie mir scheint, von der Vorstellungsart der heiligen Schriftsteller ab und vermischt kirchliche Dogmen mit biblischen Lehren." Tzschirner hat ganz richtig gesehen; wenn Reinhard auch seinen berühmten neunten Brief in den Geständnissen mit der Bemerkung beginnt, daß „es ja klar genug vor Augen liege, daß sie (seine Predigten) den Lehrbegriff der evangelischen Kirche enthalten, wie er in den Bekenntnißschriften derselben ausgedrückt ist" (S. 90): so ist es doch nach seinen eigenen weitern Ausführungen nicht eigentlich der Lehrbegriff der evangelischen Kirche, den er auf der Kanzel vorzutragen bemüht war, sondern vielmehr die Lehre der heiligen Schrift, die Wahrheit des Wortes Gottes. „Die Offenbarung," so läßt er sich selbst S. 100 aus, „schien mir zu viel für sich zu haben, als daß ich sie für Wahn und Täuschung hätte ansehen können. Auch lernte ich sie, je mehr ich mit den Streitigkeiten, Widersprüchen und Verirrungen der menschlichen Vernunft bekannt wurde, immer mehr nicht bloß als eine wünschenswerthe Wohlthat, sondern auch als dringendes Bedürfniß kennen. Meinem eignen Herzen endlich war die Anhänglichkeit an das Evangelium von meiner frühsten Jugend an so wohlthätig geworden, ich glaubte von der göttlichen Kraft desselben so viele Erfahrungen zu haben: daß ich wider Pflicht und Gewissen gehandelt haben würde, wenn ich mich ganz von derselben hätte lossagen wollen. Und so hatte ich denn keine Wahl weiter; ich mußte auf die Seite der Offenbarung mit dem Entschlusse treten, Alles ohne Ausnahme gelten zu lassen, was aus der Schrift erweislich sei. Da

ir nun der Lehrbegriff der evangelischen Kirche mit der Schrift ngleich mehr übereinzustimmen schien, als jeder andre, ich auch icht unbemerkt lassen konnte, wie zusammenhängend in sich selbst nd streng consequent dieser Lehrbegriff ist, und wie leicht er sich mit der Vernunft vereinigen läßt, so bald sich diese ihrer Schranken bewußt bleibt und sich unerweislicher Behauptungen enthält: so war es freilich sehr natürlich, daß ich den Lehrbegriff unsrer Kirche festhielt und ihn auf dem Katheder und der Kanzel vortrug, ohne mich durch das, was man dagegen vornahm, im Mindesten stören zu lassen." Dieses Eintreten für die Lehre der Schrift, diese Unterwerfung der Vernunft unter die Offenbarung fordert Reinhard von jedem Prediger des göttlichen Wortes. Unbekümmert darum, wie bitter er getadelt und geschmäht wurde, — ward ihm seine Altgläubigkeit, sein Supranaturalismus doch als Dummheit, als Mangel an Gelehrsamkeit öffentlich vorgeworfen; wie mitleidig er entschuldigt und in Schutz genommen wurde, — hielt man es ihm doch als Bequemlichkeit nach den Umständen und Verhältnissen zu gut, daß er so sprach, wie er sprach, stand er von dem Evangelium, so weit als dessen Verständniß ihm aufgegangen und sein inneres Leben mit ihm eins geworden war, nicht ab: es ist überhaupt Gewissenspflicht für einen jeden Prediger, Schmach und Spott nicht zu scheuen und fest zu halten an der heiligen Schrift aller Neologie zum Trotz. Ein Autodidakt war Reinhard, und es ist nicht zu leugnen, ihm ist Großes gelungen, allein sehr weise ist es von ihm, daß er von dem Wege, auf welchem er sich bildete, ganz bestimmt abmahnt. Nicht jeder ist ein Reinhard, ein Mann von diesen Gaben, von dieser Schärfe und Kraft des Geistes, daß er den rechten Weg selbst finden und sein eigner Schulmeister sein kann. Studium der Predigtkunst und der Künste der Prediger versäume Niemand. Zu dem Studium der Theorie trete das Studium der Praxis!

Wir wenden uns nun Reinhards Predigten selbst zu. Da steht vor uns eine stattliche Reihe von Bänden, welche nicht einmal Alles enthalten, was von Reinhard gedruckt worden ist, geschweige denn alle Predigten, welche er gehalten hat. Seine erste Predigt im Druck ist 1776 erschienen, ihr folgte 1784 im Frühjahr erst die zweite, seine Antrittspredigt als Propst, und im Herbst die dritte von der christlichen Vaterlandsliebe. Mit der ersten Predigtsammlung trat er erst 1786 hervor, der zweite Theil ließ bis 1793

auf sich warten. Von 1795—1797 liegen seine Predigten sämmtlich, aber nur ein Theil vollständig, der andre Theil im Auszuge vor: von 1798 sind alle Predigten, welche er bis an sein Ende gehalten hat, in einzelnen Jahrgängen in der Form, in welcher sie gehalten wurden, veröffentlicht worden und zwar gleich in zwei Ausgaben, die eine für Bemittelte, die andre für Minderbegüterte. Später sind diese Predigten und Predigtjahrgänge sammt andern von dem Verfasser zurückgehaltenen Predigten zu einer großen Sammlung vereinigt und mit Repertorien und Registern versehen worden, so in 35 Bänden 1813—1816 und wiederholt, zuletzt meines Wissens in 40 Bänden 1829—1837. Aber keine dieser umfangreichen Sammlungen ist vollständig: es findet sich in den verschiedenen Zeitschriften für Pastoraltheologie hauptsächlich in den zwanziger Jahren dieses Säkulums noch eine ganze Anzahl ächter Reinhardischen Predigten zerstreut, unter welchen sich etliche treffliche Homilien befinden.

Es ist eine ganz richtige Bemerkung, welche Reinhards ausführlichster Biograph und Vertrauter, der Historiker Pölitz, 2, 142 gemacht hat, daß die erste noch erhaltene Predigt Reinhards den Stempel schon trägt, welcher alle späteren auszeichnet. „Mit dem Tage seiner Antrittspredigt, mit dem 25. März 1784, begann für ihn," heißt es hier, „dieser neue segensreiche Wirkungskreis und endigte nicht eher, als mit der Predigt am ersten Bußtage des Jahres 1812. Bei allen Fortschritten, die sein eigenes Studium und seine ununterbrochene Uebung im Predigen, auch in diesem Felde der Wissenschaft für ihn herbeiführte, ist es doch überraschend zu sehen, wie er schon in dieser Antrittspredigt in Hinsicht der Wahl und der logischen Behandlung des Thema's, so wie in der Ausführung und stylistischen Darstellung unverkennbar derselbe war, der er später blieb, und wie seine homiletische Individualität sich bereits in dieser, vielleicht nur sehr Wenigen bekannten Antrittspredigt aussprach."

Folgen wir nun wieder dem Faden, welchen uns Reinhards Geständnisse in die Hand geben. Er handelt zuerst von dem Inhalte seiner Predigten: ein Thema, welches um so interessanter ist, als Hagenbach, dem alten de Wette in die Fußtapfen tretend, welcher der Reinhard'schen Moral bekanntlich vorwarf, daß in ihr von Christo nicht ein Mal als dem Ideale der christlichen Vollkommenheit die Rede sei (christl. Sittenlehre 1, 2, 353), schwere Anklagen in seinen

Vorlesungen über das 18. und 19. Jahrhundert gegen ihn erhoben hat. Gegen diese Angriffe ist Brömel eingetreten; er sucht Reinhards Ehre dadurch zu retten, daß er, einem Fingerweise von Pölitz folgend, bei Reinhard zwei Perioden unterscheidet, welche nach diesem sich sowohl formell als auch materiell von einander abheben, nach Brömel aber eigentlich nur materiell sich charakterisiren lassen. Pölitz hält das Jahr 1803 für den Anfang dieser zweiten Periode: er findet die meisten der früheren Predigten im Ganzen vollendeter und erschöpfender in logischer Hinsicht disponirt (2, 153), und dann bemerkt er, daß der Ton in jenen spätern Predigten strenger und die Ansicht der Menschen finsterer geworden sei (1, 98 f.). Brömel meint, daß um das Jahr 1800 schon diese Wendung eingetreten sei: er findet die Predigten in dem neuen Jahrhunderte glaubenswärmer und tiefer als die des alten Jahrhunderts. Ich habe mich nicht überzeugen können, daß Reinhard in seiner Auffassung des christlichen Glaubens und Lebens ein anderer geworden sei, und glaube, daß Pölitz und Brömel sich vollständig irren.

Es ist keine Frage, der Herzpunkt der Reinhard'schen Predigten ist die Verkündigung der freien Gnade Gottes in Christo Jesu. Man sieht es seinen Predigten an, daß er am Liebsten davon redet, man merkt es aus dem Ton seiner Rede, aus der Wärme seiner Worte, aus der Lebhaftigkeit seiner Darstellung, daß er hier aus vollem Herzen redet, daß er die freie Gnade Gottes in Christo Jesu an sich erfahren hat. Nicht erst in der zweiten Periode, mit dem Reformationsfeste 1800, fängt der Redner an, diesen „Haupt- und Grundartikel", „für welchen die Reformatoren bereit waren, Gut und Blut aufzuopfern", zu preisen: wir finden in den früheren Predigten schon diese Grundwahrheit des Evangeliums ganz entschieden betont. „Lasset uns also zusehen," lesen wir in der elften Predigt des Jahres 1795, „ob wir so gesinnt sind; ob unser Herz diese Ordnung Gottes billigt; oder ob wir es für eine harte Rede halten, daß wir ohne eigenes Verdienst, ohne unsre Seligkeit von Rechts wegen fordern zu können, sie von der Gnade Gottes durch Christum erwarten sollen? Unser Stolz sträubt sich, ich weiß es, gegen eine solche Einrichtung, die so demüthigend für uns ist, er will sich gerne selbst helfen; er will sich auf seine Tugend vor Gott berufen; er glaubt, wenn er thut, was er soll, eines Mittlers nicht zu bedürfen und seine Wohlfahrt nicht von der Gnade Gottes erbitten zu müssen,

ſondern ſie von der höchſten Gerechtigkeit fordern zu können. ſaget mir, die ihr ſo denket, ſeid ihr auch im Stande zu thun ihr ſollt; muß euch euer Gewiſſen nicht unwiderſprechlich bez daß ihr dem Gebote der Pflicht oft geradezu entgegenhandelt; ihr, wenn ihr redlich ſein wollet, nicht eingeſtehen, daß nichts m hafter, unvollkommner, unlauterer ſein kann, als eure Tu Und auf eine ſolche Tugend wollt ihr Anſprüche gründen? W wollet ihr euch vor dem Richterſtuhle des Heiligſten und Gerec berufen? Doch geſetzt, ihr wäret rein von aller Schuld, eure T wäre untadelhaft und vollendet; habt ihr nun etwas mit der verdient; waret ihr nicht ſchuldig, ſie zu leiſten; iſt etwas a von euch geſchehen, als was das Geſetz in eurem Innern eu nachläßlich gebietet und wozu ihr verpflichtet ſeid, es mögen he Folgen daraus entſpringen oder nicht? Es iſt wahr, ach ſelbſ dem Ausſpruche der Vernunft iſt es wahr, meine Brüder, was ſagt: wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen war, ſo ſ wir ſind unnütze Knechte geweſen, wir haben gethan, was w thun ſchuldig waren. Und ſo iſt es denn offenbar, Wohlfahrt, Leben, Seligkeit des Himmels iſt ein freies Geſchenk Gottes von Rechtswegen Niemand fordern kann, das Gott ertheilen wie und durch wen er will." Leicht ließe ſich noch eine Menge Parallelſtellen aus den Predigten vor 1800 beibringen, we deſſen noch bedürfte. Reinhard hatte als Univerſitätslehrer ſeine Stellung genommen und eine feſte Ueberzeugung gewo Gottes freie Gnade war der Angelpunkt ſeiner ganzen Th von ſeinem erſten Auftreten an. Sein Schmerz iſt es, daß Lehre in der evangeliſchen Kirche hintenangeſetzt, vergeſſen, ja gemißbraucht wird. „Wer hätte es denken ſollen," ruft er Predigt am erſten Advent 1800 aus, „daß man ſelbſt v Hauptlehre des Chriſtenthums, von der Lehre: aus Gnaden, die Vermittelung Jeſu, durch einen Glauben, der ſich dieſer mittelung tröſte, und ohne ſein Verdienſt werde der Menſch vo gerecht und ewig ſelig; wer hätte es denken ſollen, daß man von dieſem Troſt des Evangelii eine verkehrte Anwendung n daß man die verwegene Hoffnung darauf gründen werde, man die Seligkeit erlangen, ohne ſich gründlich zu beſſern; man getroſt fortfahren, ſich ſeinen Lüſten zu überlaſſen, wenn m nur gläubig an Chriſtum halte und ſein Verdienſt ſich zu

Welchen Troſt birgt dieſer Artikel in ſich! Der ergreifende Schluß der Reformationspredigt von 1800, in welcher Reinhard mit beredten Worten dieſe vergeſſene Wahrheit wieder verkündet, ſtellt das vor die Seele. „Das iſt nicht zu leugnen, meine Brüder, es gibt Zeitpunkte, wo das erwachte Gewiſſen mit einer unerbittlichen Strenge ſpricht; wo es uns unſre Vergehungen in ihrer ganzen Größe zeiget; wo es uns die Mängel unſrer Tugend mit einem Nachdrucke fühlen läßt, der uns demüthigt; wo es uns unſre Strafbarkeit vor Gott, wo es uns unſre unverkennbare Verſchuldung mit einem Ernſte vorhält, der uns zu Boden ſchlägt und uns in den troſtloſeſten Zuſtand verſetzt. Wehe dem Elenden, der ſich ſo überwieſen, ſo verurtheilt, ſo geängſtet fühlt, wenn er den Troſt des Evangelii nicht kennt, wenn ihm nicht verkündigt wird, daß wir ohne Verdienſt gerecht werden aus freier Gnade durch die Erlöſung, ſo durch Jeſum Chriſtum geſchehen iſt! Heil dagegen allen, die dieſes Evangelium kennen und ſich deſſelben tröſten! Sie werden trauern über ihre Vergehungen, aber nicht verzagen; ſie werden ſich demüthigen vor Gott, aber mit Vertrauen zu ihm aufblicken; ſie werden heilig zu werden ſuchen, wie er heilig iſt, aber ihrer Tugend ſich nicht überheben; ſie werden angenehm zu werden trachten in dem Geliebten und einſt ruhig, einſt getroſt im Schooße einer Barmherzigkeit entſchlummern, die uns mit Chriſto Alles ſchenken will. Und ſo ſei denn Gnade, Gnade mit Allen, die da lieb haben unſern Herrn Jeſum Chriſt unverrückt; Amen.“ Trefflich iſt auch die Anſprache an die verwundeten Gewiſſen in der neunten Predigt des Jahres 1806: „Ihr ſeid elend, in hohem Grade elend, ihr alle, die ihr von eurem Gewiſſen gepeinigt werdet; nichts auf Erden kann eure Pein lindern, kein Ueberfluß irdiſcher Güter, kein Glanz der Ehre und Macht, kein Taumel des Vergnügens kann euch helfen; immer ungenießbarer wird euch, was die Welt euch darbietet, und erfüllt euch mit Ekel. Deſto getroſter kann ich euch an die Quelle der Beruhigung führen, die uns in der Gnade Gottes durch Chriſtum geöffnet iſt. Denn für euch, recht eigentlich für euch ſteht ſie offen dieſe Quelle; euch iſt der Troſt des Evangelii ganz vorzüglich beſtimmt. Wohl euch, daß ihr eure Schuld fühlet; daß euer Gewiſſen erwacht iſt und euch zeigt, woran es euch fehlet; daß ihr mit Abſcheu und Schrecken wahrnehmt, wie groß euer Verderben iſt und wie wenig ihr euch helfen könnet. Wie wohlthätig iſt der Schmerz, den ihr empfindet;

ihr seid göttlich betrübt, wie der Apostel es ausdrückt, und die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet. Nur lasset es bei dieser Reue nicht bewenden. Fühlet ihr es nun einmal, vor Gott sei kein Fleisch gerecht, und wieder gut zu machen, was ihr verschuldet habt, sei euch unmöglich: so überlasset euch doch der Erbarmung Gottes; so williget ein, ohne Verdienst gerecht zu werden aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist; so ergreifet und eignet euch zu, was der Apostel im Texte sagt: welcher auch seines eignen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Denn so ist es, meine Brüder! Ob euch Gott nach so vielen Verschuldungen begnadigen will, darüber muß er sich selbst erklären; und nur er kann die Bedingungen festsetzen, unter welchen euch Verzeihung widerfahren soll. Und er hat sich erklärt, er hat die Ordnung bekannt gemacht, der sich jeder Sünder unterwerfen soll. Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, ruft der Apostel vor unsrem Text, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren; so werden wir nun durch ihn behalten werden vor dem Zorn, nachdem wir durch sein Blut gerecht geworden sind. Das lasset euch gesagt sein; dieser Liebe Gottes tröstet euch; diesen Tod Jesu betrachtet als die Versöhnung für eure und der ganzen Welt Sünde; und fanget in diesem Glauben, in diesem Vertrauen zu Gott durch Christum, in dieser dankbaren Rührung über alles, was euch widerfahren ist, getrost an, andern Sinnes zu werden und nicht mehr der Sünde, sondern dem zu leben, der für euch gestorben und auferstanden ist."

Das ganze menschliche Geschlecht bedarf dieser freien Gnade, denn es liegt nicht nur in der Nacht des Un- und des Aberglaubens, da ihm die Erkenntniß des allein wahren Gottes fehlt, sondern auch in dem Schatten des Todes, denn das wahre Leben ist ihm ausgegangen, es bedarf einer sittlichen Neubelebung, einer Wiedergeburt. Jesus hat den Entschluß, „der Menschheit durch eine neue sittliche Schöpfung zu helfen", gefaßt — das führt die 22. Predigt des Jahres 1799 aus: er kommt damit der Sehnsucht der edelsten Geister gnädig entgegen. Dieses Seufzen der Creatur nach der seligen Freiheit der Kinder Gottes ist dem Herzen Reinhards nicht fern und fremd. „O hier verstehet ihr mich, hier fühlet ihr sogleich, was ich sagen will," ruft er nachdrucksvoll in der Predig

auf den 13. Sonntag nach Trinitatis 1800 aus, „ihr alle, die ihr die Kraft des Evangelii an eurem Herzen empfunden habt und durch dasselbe zu einem neuen Leben beseelt seid. Euch ist Gnade widerfahren; ihr habt die Wunder der Liebe Gottes in Christo Jesu kennen gelernt; ihr fühlet es, wie gerecht die Forderung ist: lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt; und es ist euer Ernst, es zu beweisen, daß ihr der Sünde abgestorben seid und nun Gott lebet; die Liebe Christi dringet euch wirklich ihn zu preisen an eurem Geist und an eurem Leibe und der Heiligung nachzujagen, ohne welche ihn Niemand sehen wird. Aber welcher Kampf des Geistes und des Fleisches erhebt sich in eurem Innern! Wie oft übereilt und besiegt euch die Sünde, die ihr hasset. Mit welcher Wehmuth beschließet ihr so manchen Tag eures Lebens, an welchem ihr straucheltet und fielet! Mit welchem Unwillen erinnert ihr euch an so viele tausend gebrochene Versprechungen, an so viele tausend unvollendete gute Vorsätze. Mit welchen Thränen füllt sich euer Auge, wenn ihr euch nach Jahren des Kampfes und der Anstrengung noch immer nicht so rein, noch immer nicht so willig, noch immer nicht so stark erblicket, als ihr sein solltet! Wie beugt es euch vor Gott, wie beschämt und gedemüthigt fühlt ihr euch, wenn ihr selbst das beste, was ihr wirket, für unvollkommen erkennen, wenn ihr eingestehen müßt, alle eure Gerechtigkeit sei wie ein beflecktes Kleid! Und ihr solltet nicht rufen mit dem Apostel: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? Ihr solltet nicht wünschen, von dem Joche ganz frei zu werden, das ihr schon abgeworfen habt? Ihr solltet euch nicht darnach sehnen, das große Gebot immer vollkommner erfüllen zu können: ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig? Ihr solltet nicht schmachten nach jenem bessern Zustande, wo ihr frei von den Fesseln des irdischen Körpers und erhoben über alle Verderbnisse dieses Lebens, dem Anfänger und Vollender eures Glaubens glücklicher und eifriger folgen werdet? Je genauer wir prüfen, meine Brüder, was wir sein sollten, und nicht sind; je mehr wir uns anstrengen, es zu werden und würdig zu wandeln dem Evangelio Christi: desto sichtbarer wird uns die Mangelhaftigkeit alles dessen, was wir leisten, desto mehr drücken uns die Schwierigkeiten, mit welchen wir hier zu kämpfen haben; desto mehr lenkt sich unser Geist auf einen Zustand hin, wo ihm Alles leichter werden, wo es ihm besser gelingen wird zu lieben,

wie er lieben möchte, und vollkommen zu sein, wie der Vater im Himmel."

Christus erscheint in Reinhards Predigten nie in jener abgeblaßten Gestalt, wie er von den Rationalisten dargestellt wurde. In jener schon mehrfach angezogenen Reformationspredigt von 1800 fragt er: „Wird sie (die evangelische Kirche) jene schriftwidrigen Vorstellungen von der Person Jesu dulden können, nach welchen man nichts weiter als einen Lehrer der Wahrheit, als ein Muster der Tugend in ihm erblickt, wenn sie ihn für den Mittler zwischen Gott und Menschen erkennet, außer welchem kein Heil ist?" „Werdet ihr," so wendet er sich 1795 schon in der elften Predigt an die, welche auf diesen Abwegen wandeln, „die ihr hier nichts entscheiden, die ihr Alles wollt dahingestellt sein lassen, den Namen wahrer und bedächtiger Verehrer Jesu verdienen? Könnet ihr den Grad der Achtung, der Verehrung, des Dienstes, den ihr ihm schuldig seid, richtig bestimmen, wenn ihr nicht wisset, wer er ist und welche Würde ihm zukommt? Ihr endlich, die ihr geneigt wäret, in Jesu nichts weiter als den größten Weisen, nichts weiter als den erhabensten Lehrer der Wahrheit, nichts weiter als den tugendhaftesten, großmüthigsten Menschenfreund zu erkennen; die ihr ihm mit einem Worte nur menschliche Würde einräumen wollet: gehet ihr auch unparteiisch genug zu Werke; fühlet ihr's nicht, daß seine Ansprüche weiter reichen und eine höhere Würde bezeichnen; müsset ihr euch nicht große Mühe geben, um seine Worte und die Aussprüche seiner Apostel so zu erklären, daß sie nichts mehr sagen, als ihr wollet? Ist es denn wirklich eine so harte Rede, wenn die Schrift lehret, daß Jesus nicht bloß Mensch ist, daß er mit dem Vater in einer Verbindung steht, die ihm göttliche Hoheit gibt und ihn zum Gegenstand unsrer Anbetung macht? Er hat sie gefordert, diese Anbetung, dieß ist unstreitig. Sie sollen alle den Sohn ehren, sagte er, wie sie den Vater ehren; wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat. Wollen wir prüfen, ob wir richtig von Jesu denken: so lasset uns fragen, ob wir überzeugt, ob wir durchdrungen sind von dieser höhern Würde Jesu; ob wir mit völliger Zustimmung unsers Herzens unsre Kniee vor ihm beugen und anbetend rufen können: du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn?" In der Predigt, am zweiten Epiphaniensonntage 1810 gehalten, spricht sich, so weit ich mich entsinnen kann, Reinhard am Ein-

gehendsten und Vollsten über die einzigartige Stellung Christi aus. Christus ist ihm kein Geschöpf, sondern der ewige Gottessohn; er ist ihm kein Gotteslehrer, sondern der Abglanz, das Ebenbild Gottes. „Ganz anders," heißt es hier, „verhält sich's mit dem Zeugnisse Christi, mit der Offenbarung, die wir ihm verdanken! Hier spricht kein gewöhnlicher Mensch; durch seinen Eingeborenen, durch das Wort, das im Anfange war und bei Gott war und selbst Gott war, hat Gott zu uns geredet. Können wir zu unsrer Beruhigung mehr verlangen? Hier spricht kein Prophet, der nur so viel sagen kann, als ihm mitgetheilt ist; durch den, der in seinem Schooße war, durch den Vertrauten aller seiner Rathschlüsse, durch den, der von sich sagen konnte: Alles, was der Vater hat, ist mein, hat Gott sich hier erklärt. Können wir zu unsrer Sicherheit mehr fordern? Hier spricht kein Zeuge, der nur durch Mittheilung weiß und nur vom Hörensagen redet; durch den, der in der genausten Verbindung mit ihm steht, der Alles durch sich selbst und anschauend erkennt, der von sich sagen konnte: wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben, hat sich Gott uns enthüllt. Können wir zu unsrer völligen Ueberzeugung mehr wünschen? Die Aussprüche eines Gesandten Gottes, der seine innige Gemeinschaft mit Gott unwidersprechlich bekundet, der es durch die unleugbarsten Wunder dargethan hat, aus dem Schooße des Vaters sei er herabgekommen, die Aussprüche eines solchen Zeugen sind die Lehren des Evangelii." „Auffallen," sagt er weiter hin, „schrecklich auffallen muß uns zuweilen der unermeßliche Abstand, meine Brüder, der zwischen uns und Gott sich findet, und wie schwer muß es unsrer Schwachheit werden, sich den vorzustellen, der in einem Lichte wohnet, da Niemand zukommen kann, den kein Mensch gesehen hat noch sehen kann, der von allen Geschöpfen sich wesentlich unterscheidet und unendlich mehr ist, als der beschränkte Geist zu fassen vermag. Durch Christum sehet ihr jenen Abstand ausgefüllt; durch ihn, der zwischen Gott und unsrem Geschlecht gleichsam in der Mitte steht, der durch seine Menschheit uns und durch seine höhere Natur dem Vater verwandt ist, ist uns der Unbegreifliche gleichsam faßlich, der Unsichtbare gleichsam anschaulich geworden. Ja, meine Brüder, in einem milderen, unsrer Schwachheit angemessneren Lichte strahlen die unendlichen Vollkommenheiten Gottes in Christo wieder; daher heißt er das Ebenbild des unsichtbaren Gottes und der Glanz seiner Herrlichkeit; daher konnte

er von sich sagen: wer mich siehet, der siehet den Vater. Wollet ihr die unendliche Macht Gottes in ihrem erfreulichsten Kennen lernen: in Christo ist sie sichtbar geworden, da hat sie durch die wohlthätigsten Wunder verherrlicht. Wollet ihr die unendliche Huld Gottes in ihrer ermunterndsten Gestalt erblicken: in Christo ist sie sichtbar geworden, da ist sie als heilsame Gnade allen Menschen erschienen. Wollet ihr die unendliche Gerechtigkeit Gottes in ihrer unerbittlichen Strenge betrachten: in Christo ist sie sichtbar geworden, da hat sie, um ihren Abscheu gegen die Sünde zu zeigen, nicht einmal des Eingebornen vom Vater geschont. Wollet ihr euch von der unendlichen Heiligkeit Gottes einen Begriff machen: in Christo ist sie sichtbar geworden; bei ihm, der heilig, unschuldig, unbefleckt und von den Sündern abgesondert war, straft sie euch aus eurer eignen Natur entgegen. Wollet ihr begreifen lernen, wie ihr selbst ein Bild des Unendlichen sein und ihm ähnlich werden sollet: in Christo ist diese Aehnlichkeit in ihrem höchsten Grade dargestellt: da seht ihr, wie weit sich unsre Natur zu Gott erheben, welch ein Abdruck seiner Größe, welch ein Wiederschein seiner Herrlichkeit sie werden kann. Wie nähert sich durch Christum Alles, was wir sonst nicht erreichen; wie gestaltet sich Alles, was wir sonst nicht fassen, wie mildert sich Alles, was wir sonst nicht ertragen konnten: welche Anschaulichkeit, welche Kraft, welches Leben hat er der Erkenntniß Gottes gegeben; wie wahr ist es auch in dieser Hinsicht, daß Niemand zum Vater kommen kann, als durch ihn!"

Christus, der in's Fleisch gekommene Sohn Gottes, ist uns ein Vorbild in jeder Tugend. „Es ist ein Vorzug," sagt Reinhard in der fünfzehnten Predigt des Jahres 1806, „durch welchen die Religion, welche wir bekennen, alle Religionen der Welt übertrifft, daß ihr Urheber und Stifter das Muster der reinsten Unschuld und einer tadelfreien vollendeten Tugend gewesen ist." Er wird nicht müde, das Vorbild des Herrn bei einzelnen Tugenden immer und immer wieder vorzustellen: er legt diesem Vorbilde eine magnetische, eine metamorphosirende Kraft bei. „Vermag Jesus Alles über euch," so lesen wir in der vierten Predigt aus dem Jahre 1796, „so schwebt euch ein vollendetes Vorbild der Tugend vor Augen, so fühlet ihr euch verbunden, in die Fußtapfen dessen zu treten, der einst allen Uebelthätern gebieten wird, von ihm zu weichen." Nicht bloß so allgemeine Tugenden, wie den Gehorsam gegen Gott, die

Liebe zu den Brüdern, Geduld und Sanftmuth hebt Reinhard an dem Herrn hervor: er sieht in ihm auch den praktischen Lehrer ganz spezieller Tugenden, wie z. B. der Vaterlandsliebe. „Er ist die Ehre unsres Geschlechts, der einzige von Allen, der allen Forderungen und Erwartungen Gottes Genüge leistete, der es werth war, an die Spitze unsres Geschlechtes gestellt zu werden, der es vermochte, der Vertreter seiner unglücklichen, vor Gott strafbaren Brüder und der Mittler zwischen Gott und ihnen zu sein. Und so war es denn auch der Rath Gottes, um seinetwillen und durch ihn allen zu verzeihen und alle zu beglücken, die mit dieser Einrichtung zufrieden sein, die auf seine Seite treten, die sich zu ihm halten wollen." Estomihipredigt von 1802. Christus ist nicht bloß Zeuge, sondern Erzeuger, Vermittler der Liebe Gottes gegen uns. „Eine ungewöhnliche Veranstaltung also war es," lesen wir in der ersten Bußtagspredigt von 1800, „die zu unsrem Heile getroffen wurde; aus der unsichtbaren Welt erschien ein Bote Gottes und ein Retter auf Erden; aus einer höhern Ordnung der Dinge kam der herab, der sich unsrer annehmen sollte. — Und wer war dieser himmlische Bote, dieser von Gott gesandte Retter? — War es eins von den unzählbaren Wesen, denen die Allmacht Gottes das Dasein geschenkt hat, und die sich in einer unabsehlichen Stufenfolge bis zum Throne Gottes erheben? Es würde Wohlthat, unaussprechliche Wohlthat gewesen sein, meine Brüder, wenn auch nur eins dieser vollkommnern Geschöpfe als Verkündiger und Zeuge der Liebe Gottes auf Erden erschienen wäre. Aber Gott hat seinen eingebornen Sohn gesandt, sagt unser Text; das erhabenste Wesen, welches die unsichtbare Welt kennet, der Einzige und Vielgeliebte, der in dem Schooße des Vaters war, der der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens ist, war also zu unsrem Retter bestimmt; und so viel für uns zu thun, unser Geschlecht einer solchen Veranstaltung zu würdigen, das wäre nicht Großmuth? Was hat er endlich leisten müssen, dieser Eingeborene; hatte es bei dem Erscheinen auf Erden, bei der Verbindung mit unsrem Geschlechte sein Bewenden; durfte er bloß der Zeuge der Liebe seines Vaters, bloß der Verkündiger und Dolmetscher des göttlichen Willens sein? Höret, was der Apostel gleich nach unsrem Texte darüber sagt: Gott hat seinen Sohn gesandt, ruft er, zur Versöhnung für unsre Sünden!" Dieser Gedanke kehrt in den Rein-

hard'ſchen Predigten häufig wieder: nicht Zeuge, nicht Dolmetſcher der Liebe Gottes iſt unſer Herr, ſondern Vermittler, Erwerber der vergebenden Liebe Gottes für uns. In dem Tode des Herrn ſieht Reinhard den höchſten Erweis der Liebe des Herrn gegen uns: dieſer Liebestod iſt ein Verſöhnungstod, iſt das Opfer für unſre Sünde! Nicht ſo oft, als von dem Leben des Herrn, redet er von dem unſchuldigen Leiden und Sterben deſſelben. Er redet meiſt ſo davon, daß er die dahin einſchlagenden Hauptſprüche der heiligen Schrift entweder wörtlich anführt oder umſchreibt. Seine Anſchauungen ſcheinen an vielen Stellen mit dem kirchlichen Lehrbegriffe ſich zu decken. In der fünften Predigt des Jahres 1795 heißt es: „Wer die Stimme ſeines Gewiſſens hört, wer ſich nicht ſelbſt ſchmeichelt und betäubt: der wird dieß ohne Bedenken zugeſtehen, der wird es fühlen, welche Furcht, welche Aengſtlichkeit das Bewußtſein dieſer Strafbarkeit hervorbringt, wie wenig Vertrauen und Freudigkeit zu Gott das verzagte Herz faſſen kann, ſo lang es ſich noch ſchuldig weiß, ſo lang es noch keine Verſicherung hat, daß es auf Gottes väterliche Huld rechnen dürfe. Dieſe Verſicherung, dieſes Recht, der vorigen Vergehungen ungeachtet, ſich Gottes väterlicher Liebe tröſten zu dürfen, hat Chriſtus der Gemeine verſchafft, er hat ihr völlige Schuldloſigkeit erworben. Denn höret, was unſer Text ſagt: Chriſtus hat geliebt die Gemeine und hat ſich ſelbſt für ſie gegeben, auf daß er ſie heiligte. Alſo für die Gemeine hat Chriſtus die Strafe der Sünde, den Tod, geduldet; er, der von keiner Sünde wußte, hat ſich für die Gemeine zur Sünde, zum verſöhnenden Opfer, machen laſſen; und dieß hat er gethan, auf daß er ſie heiligte, ſie entſündigte; er hat es gethan, auf daß ſie würde in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Sehet da, ein neues Stück ihrer Würde! Sie iſt urſprünglich ebenſo ſchuldig, ebenſo ſtrafbar vor Gott, wie alle andre Menſchen. Aber ſie ſteht in der genauſten Verbindung mit dem Unſchuldigen und Gerechten, mit dem Sohne Gottes; ſie iſt ſo innig mit ihm verknüpft, daß ſie vor Gott nur eine Perſon mit ihm ausmacht; nothwendig alſo muß ſie Theil an Allem nehmen, was er beſitzt; nothwendig muß ihr Alles zu Gute kommen, was er geleiſtet hat; ſeine Unſchuld muß die Ihrige, ſein Verdienſt das Ihrige ſein; da er geſtorben iſt zur Genugthuung für die Sünde, ſo muß es eben ſo viel ſein, als ob ſie ſelbſt geſtorben wäre; iſt ihr Oberhaupt ſchuldlos

und angenehm vor Gott, so muß sie es um seinetwillen auch sein." Sollten wir nicht denken, daß hier die Satisfaktionslehre, der stellvertretende Tod des Herrn bekannt werde? „Was war nicht nöthig," so lesen wir in der sechsten Predigt aus dem Jahre 1797, „wie viel mußte nicht geleistet werden, wenn wir gerettet werden sollten! Das Reich der Finsterniß mußte zerstört, die Unwissenheit der ganzen Welt mußte gehoben und der Wahrheit das reinste Opfer gebracht werden: er brachte es willig, er wurde durch seine Lehre und durch seinen Tod das Licht der Welt. Die Schuld der Sünde mußte gebüßt, die Vergehungen unsers ganzen Geschlechtes mußten ausgesöhnt und der Gerechtigkeit Gottes das vollgültigste Opfer gebracht werden: er brachte es willig, er opferte unsre Sünden an seinem Leibe auf dem Holze und sein Sohn wurde die Versöhnung für dieselben." Ist hier nicht deutlich genug für den nur irgendwie mit der kirchlichen Lehre Vertrauten ausgesprochen, daß der Herr durch seinen Tod der göttlichen Gerechtigkeit vollkommnes Genüge gethan und ihre Anforderungen an uns befriedigt hat? „Es ist die unleugbare Lehre der Schrift," so werden wir in der fünfzehnten Predigt des Jahres 1806 unterrichtet, „der Tod Jesu sei die Ursache unsers Heils, er sei die von Gott selbst festgesetzte Bedingung, unter der uns Vergebung der Sünde und mit derselben in Zeit und Ewigkeit alles Gute zu Theil werden soll. Daher erklärte der Täufer schon Jesum für das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trage. Daher sagt er selbst, er vergieße sein Blut zur Vergebung der Sünde. Daher wird sein Tod überall als die Versöhnung für unsre Sünde vorgestellt, nicht allein aber für die unsre, sondern auch für der ganzen Welt Sünde. Daher wird Glaube an diesen Tod, Einwilligung in diese Ordnung Gottes und Zufriedenheit mit derselben verlangt, und ausdrücklich bezeugt, man werde ohne Verdienst gerecht aus Gottes Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen sei. Dieß lehrt nun auch Petrus in unserm Texte. Welcher unsre Sünden selbst geopfert hat, ruft er, an seinem Leibe auf dem Holz; unsrer Sünden wegen, will er sagen, hat Jesus am Kreuze gelitten und uns Verzeihung erworben." Wir können diese Auslassung nicht als unbiblisch und unkirchlich verwerfen und doch macht sie uns bedenklich: ob der Apostel, ob die Reformatoren den Glauben, welcher das Opfer Jesu für die Sünde in Anspruch nimmt, welcher in den Wunden

des Herrn Heil und Gerechtigkeit sucht und findet, als eine Einwilligung und Zufriedenheit gekennzeichnet hätten? Will das etwas anders sagen, als der Glaube läßt es geschehen, läßt es sich so gefallen, weil es nicht anders ist und doch ein Mal sein muß? Und diese Auffassung, diese Darstellungsweise ist bei Reinhard nicht eine zeitweilige, eine einmalige: so schaut er fort und fort den Tod des Herrn und unsren Glauben an denselben an, das sind seine Lieblingsausdrücke: Einwilligung, Zufriedenheit, Ordnung und Einrichtung Gottes. Reinhard hat jedes Wort, das er niederschrieb, reiflich alle Zeit vorher überlegt. Er spricht so, weil er als ehrlicher, gewissenhafter Mann nicht anders reden konnte. Alles wird uns klar, wenn wir seine Predigt über das Estomihievangelium vom Jahre 1802 mit dem Thema: „Betrachtungen über den Glauben an das Verdienst Jesu" in die Hand nehmen. „Daß insonderheit," hören wir hier, „sein Tod für uns verdienstlich sein und uns zu Statten kommen soll, wie oft, wie nachdrücklich wird dieß überall gelehrt und eingeschärft. Ich lasse mein Leben für die Schafe, rief er selber; er setzte den Endzweck seines Hierseins vornehmlich darin, daß er gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele; er sagt es auf das Bestimmteste, er vergieße sein Blut zur Vergebung der Sünde. Daher nennt ihn Johannes die Versöhnung für unsre Sünde, nicht allein aber für die unsere, sondern auch für die der ganzen Welt. Daher sagt Petrus, er habe unsre Sünden selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holze und wir seien heil worden durch seine Wunden, sein Tod sei unser Glück. Daher ruft Paulus: er hat uns verordnet zur Kindschaft gegen ihn selbst durch Jesum Christum, nach dem Wohlgefallen seines Willens, zu Lobe seiner herrlichen Gnade, durch welche er uns hat angenehm gemacht in dem Geliebten, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Dabei lasset uns nun nicht fragen, meine Zuhörer, warum Gott eine solche Einrichtung habe machen müssen; lasset uns nicht beweisen wollen, anders habe er uns nicht begnadigen können; lasset uns diese Probe seiner Vaterliebe nicht als eine Wirkung seines Feuereifers vorstellen, den Jesus mit seinem Blute gleichsam hat löschen müssen; lasset uns nicht die sehr überflüssige Frage aufwerfen, ob Jesus auch die Strafen der Hölle für uns erduldet habe? Wo berührt die Schrift solche Fragen? Wo berechtigt sie uns zu solchen unnöthigen Betrach-

tungen über den erhabenen Rathschluß Gottes? Welchen Nutzen sollen dergleichen Grübeleien haben? Lasset uns doch festhalten, meine Brüder, was die Schrift sagt. Nach seinem Wohlgefallen, nach einem freien Entschluß, über welchen er Niemand Rechenschaft schuldig ist, hat Gott Jesum zum Haupt unsers Geschlechtes verordnet; um seiner Verdienste willen soll dem ganzen Geschlechte Gutes widerfahren; wer sich dieser Ordnung unterwirft und sich an Jesum hält, soll durch ihn ewig selig werden. Dieß sei uns genug; anbeten lasset uns auch hier die unerforschliche Weisheit Gottes und des Verdienstes Jesu uns trösten." Hören wir noch aus derselben Predigt, was Reinhard unter dem Glauben an Jesu Verdienst versteht. „Wer überzeugt ist, die Lehre Jesu sei göttliche Wahrheit, wer sich geneigt fühlt, nach dieser Ueberzeugung sein Verhalten einzurichten: der wird auch den Rathschluß Gottes billigen, nach welchem uns Gnade und Vergebung der Sünde, nach welchem uns die Erweisungen der göttlichen Liebe in Zeit und Ewigkeit um Christi und seines Verdienstes willen zu Theil werden sollen. Diese Zufriedenheit mit der Einrichtung Gottes zu unsrer Wohlfahrt, dieses fromme Einwilligen in die von Gott gesetzten Bedingungen des Heiles, dieses lebendige Vertrauen, die Verdienste Jesu seien auch uns wohlthätig, auch für uns Quellen des Segens in diesem und jenem Leben, diese Bereitwilligkeit, mit der man sich an Jesum hält, an dieses von Gott verordnete Oberhaupt unsers Geschlechtes sich gleichsam anschließt und von ihm und mit ihm alles erwartet, weil Gott verheißen hat, uns alles mit ihm zu schenken; diese zuversichtliche Richtung der Seele auf Jesum und das durch ihn erworbene Heil ist der Glaube an sein Verdienst, jener Glaube, den man aber deßwegen, weil er die höchsten Wohlthaten Gottes durch Jesum erwartet, den seligmachenden nennt."

Diese Erklärungen Reinhards lassen wohl keinen Zweifel mehr darüber, daß ihm das tiefere Verständniß dieser Hauptlehre der heiligen Schrift und dieser Grundlehre unsres evangelischen Bekenntnisses verschlossen war. Ich finde auch bei ihm nirgends ein rundes, volles Bekenntniß der göttlichen Natur Jesu Christi, wie sie in den Bekenntnißschriften der Kirche dargelegt wird, er bescheidet sich mit einer innigen, innigsten Verbindung des Sohnes mit dem Vater, während Schrift und Symbol von einer Wesenseinheit sprechen. Daß er nicht weiter vorwärts gekommen ist, hat in seiner Geistes-

richtung, in seinem Supranaturalismus, in seiner apologetischen Haltung seinen Grund. Reinhard ist eine durch und durch verständige Natur, was er mit seinem Verstand nicht begreifen kann, das kann er sich auch nicht innerlich aneignen. Wir wissen aus seinen Geständnissen, wie er sich seiner Zweifel entschlagen hatte: er führte sich allerlei Gründe zu Gemüthe, welche ihm für die Offenbarung zu sprechen schienen und überwand auf diese äußere, verstandesgemäße Weise alle seine Bedenken. Der Supranaturalismus, welchem er huldigt, ist offenbar ein Zwillingsbruder des Rationalismus, auch er fasst das Christenthum nicht als eine neue Lebensmittheilung, nicht als die Einpflanzung eines neuen Lebensprincipes in die Menschheit, sondern als die Kundgebung einer Summe von neuen religiös-sittlichen Wahrheiten, als die Offenbarung neuer Erkenntnisse, als Lehre. Ist das so, so ist der Prediger allerdings in erster Instanz Lehrer, der, um Eingang zu finden, der, um eine Ueberzeugung von der Wahrheit seines Vortrags hervorzubringen, an den Verstand seiner Zuhörer appelliren, diesen mit seinen Demonstrationen überführen muß. Akkommodationen sind da unvermeidlich, der Lehrer läßt sich zu dem niederen Vorstellungskreis hernieder und hegt die Hoffnung, daß es ihm gelingen werde mit der Zeit die in den Unterricht Genommenen zu der Höhe seiner Anschauungen hinaufzuführen. Ist nun der Lehrer selbst nüchtern, verständig angelegt, so wird er diesen Versuch meist mit seinem eigenen Schaden bezahlen; er wird aus der Höhe, zu welcher er sich aufgeschwungen hat, in jene niederen Kreise sachte herabgezogen und von ihnen so festgehalten, daß er den höheren Flug am Ende ganz aufgibt. Dieß ist mir bei Reinhard recht auf die Seele gefallen, denn ich finde wiederholt, so in der fünften Predigt des Jahres 1795 und in der über den Glauben an den Verdienst Christi, daß er in einen Gedankenkreis eintritt, welcher ihm in dieses Mysterium tiefere Einblicke gewähren mußte. Er sieht dort den Herrn als Haupt und die Gemeinde, die Gläubigen, als seinen mystischen Leib, als eine Person mit ihm. Der Redner hätte wohl auch, wenn er kein Supranaturalist gewesen wäre, nicht anders sich über diese Centrallehren ausgelassen: er spricht ja zu keiner Gemeinde, welche von ganzem Herzen dem Glauben der Schrift zugethan ist: Reinhard hat sich nie darüber getäuscht, daß seine Zuhörer im Großen und Ganzen sich ablehnend dazu verhalten. Er weiß, daß

er in einem Zeitalter lebt, „wo man das Daſein Gottes für unerweislich erklärt; wo man nichts von einer höhern Hülfe, ſondern Alles von ſich ſelbſt erwartet; wo man daran arbeitet, ſelbſt die Sittenlehre von der Religion zu trennen und die Tugend außer alle Verbindung mit der Frömmigkeit zu ſetzen“ (Predigt 19 aus dem Jahre 1798). Er verzichtet daher in ſeinen allermeiſten Predigten darauf, die Pforten des Allerheiligſten aufzuſchließen, welches den Augen ſeiner Zeitgenoſſen unverſtandene Heil- und Heiligthümer gezeigt hätte, worüber ſie am Ende nur ihren Spott gehabt hätten, und iſt froh, wenn er ſie nur überreden kann, ihm in die Vorhöfe des Hauſes Gottes, in welchen er trefflich Beſcheid weiß, hineinzufolgen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Reinhard ſelbſt vielfach durch den Vorhang hindurchgeſchaut hat und innerlich mit ſeinem verborgenen Menſchen weiter gekommen iſt, als mit der Rede ſeines Mundes. Er iſt eine ängſtliche, zurückhaltende, keuſche Natur, welche nicht gern das eigene Herz ausſchüttet und von den Bewegungen und Erfahrungen des inneren Lebens redet: nur ſehr ſelten überwindet er dieſe Scheu, und dann erkennen wir in ihm einen Iſraeliten, der ohne Falſch iſt, einen Gottesmann, der aus dem Gebetsumgange mit ſeinem Gott und Herrn die Kräfte der zukünftigen Welt an ſich zieht und ſein Leben mit ſeinen Worten in vollſten Einklang zu bringen bemüht iſt. „Laſſet mich aufrichtig ſprechen, meine Brüder,“ ſoweit überwindet er ſich in der neunzehnten Predigt aus dem Jahre 1798, „laſſet mich ein redliches Bekenntniß vor euch ablegen. Das wirkſamſte Mittel einer vernünftigen Sammlung würde mir genommen; die kräftigſte Ermunterung zum Guten würde mir entzogen; die würdigſte Erhebung des Geiſtes würde mir unterſagt; die reichſte Quelle des Troſtes und der edelſten Freuden würde mir verſtopft, wenn mir das Geſchäft des Lebens verboten würde oder verboten werden könnte; es iſt ein widriger, ein wirklich ſchmerzhafter Eindruck, den alles, was zum Nachtheil dieſer Beſchäftigung geſagt wird, auf mein Herz zu machen pflegt. Und ſo wird jeder denken, der die Natur des Gebets aus Erfahrung kennt, dem es ein Ernſt geweſen iſt, nach dem Sinne Jeſu zu beten.“ „Daß die Ehre der Religion, die wir bekennen,“ ſagt er in der vierten Predigt aus dem Jahre 1806, „einer nachdrücklichen Rettung bedarf, wenn es um ihr Anſehen nicht geſchehen ſein ſoll, iſt unſtreitig. Die Gleichgültigkeit gegen

dieſelbe wird täglich größer; ihre Verächter und Gegner werden täglich zahlreicher und kühner; es wird täglich gewöhnlicher, ihre Sache als verloren anzuſehen und aufzugeben. Ich weiß es wohl, meine Brüder, der, welcher den Ausſpruch gethan hat, auch die Pforten der Hölle würden ſeine Gemeine nicht überwältigen, wird ſeine Sache erhalten und ſchützen. Aber dieß will und kann er nur durch die, welche ſich zu ihr halten. Wir, die wir auf ihn getauft ſind, die wir ihm Anhänglichkeit und Treue verſprochen haben, ſollen ſeine Zeugen ſein und unter ſeinem Beiſtand für ſeine Sache kämpfen. Aber womit, ſaget es ſelbſt, womit wollen wir ſie vertheidigen und retten? Mit Worten allein iſt nichts ausgerichtet; das bloße Streiten für die Wahrheit des Evangelii wird die Gegner desſelben nicht einmal zum Stillſchweigen bringen; es wird ihnen nie an Scheingründen fehlen, die ſie uns entgegenſetzen werden. Nur Ein Mittel gibt es, die Ehre des Evangelii gründlich zu retten; Ein Mittel, das alle Gegner desſelben beſchämt und über allen Widerſpruch erhaben iſt. Durch unſer Leben laſſet uns beweiſen, daß das Evangelium Jeſu jeden, der ſich dem Einfluſſe desſelben überläßt, verbeſſert und umſchafft und in ein weiſes, ehrwürdiges, glückliches Geſchöpf verwandelt; und der göttliche Urſprung, die höhere Kraft der Lehre, die ſolche Wunder wirkt, iſt entſchieden.“ Reinhard hat ſich redlich angeſtrengt, dieſen Thatbeweis zu liefern: Alle, welche wie Böttiger das Glück hatten, ihn auf das Genaueſte zu kennen, ſind voll Rühmens über die Lauterkeit ſeines Charakters, über die Reinheit ſeines Herzens, über ſeinen Eifer in der Zucht und Heiligung des eignen Ichs. „Er war wie Johannes in der Liebe, wie Paulus im Eifer und in der Feſtigkeit. Alles gilt ihm eine unverbrüchliche Geradheit und Untadelhaftigkeit im eignen Wandel. Denn ein wahrer Geiſtlicher, ſagte er wohl zuweilen, müſſe wie der Rock des Heilandes, keine Nath und kein Flickwerk haben.“ (Böttiger. S. 15.)

Was nun den Inhalt der Reinhardſchen Predigten anlangt, ſo hebt er ſelbſt in den Geſtändniſſen einen Hauptzug und Vorzug derſelben gleich im Anfange des neunten Briefes ganz richtig, wie er ein trefflicher Kenner ſeiner ſelbſt war, hervor. „Daß man keine meiner zahlreichen Predigten für bloß dogmatiſch oder bloß moraliſch halten könne, da das Praktiſche überall mit dem Theoretiſchen verknüpft ſei, und dieſes ſtets von der Seite gezeigt werde,

wo es mit jenem zusammenhänge." Köthe drückt hierunter schon in seiner ersten Rede sein Siegel, wenn er bemerkt: „Ihr ganzer Inhalt ist ein christlich-religiöser und ein sittlicher zugleich, weil Reinhard überall auf thätiges Christenthum sah und bei einer vorherrschend praktischen Tendenz vorzüglich die Wirkung zu enthüllen bemüht war, welche die Geheimnisse und Wahrheiten des Glaubens auf ein christliches Leben äußern sollen." Auch Tzschirner hebt in seinen gediegenen Briefen S. 127 dieses als eine charakteristische, höchst lobenswerthe Eigenthümlichkeit dieser Predigten hervor, „daß in ihnen das Theoretische und das Praktische der Religion in eine stete wechselseitige Beziehung gesetzt worden ist, — daß keine für bloß dogmatisch oder für bloß moralisch erklärt werden könne." Nie verabsäumt es Reinhard nachzuweisen, daß der Glaube bestimmend auf das Leben einwirken müsse, daß er reiche Frucht trage, und daß das sittliche Leben seine Herzwurzel in dem christlichen Glauben habe, von dort her die kräftigsten Motive, die kräftigsten Hülfsmittel, die höchsten Ziele erhalte. „In den meisten Fällen," sagt Tzschirner sehr wahr (S. 129), „ist es Reinhard gelungen, das Theoretische in eine unmittelbare Verbindung mit dem Praktischen zu bringen und selbst solchen Lehren, welche in keinem nothwendigen Zusammenhange mit den Bedürfnissen der Vernunft stehen, fruchtbare Ansichten abzugewinnen. Das ist z. B. der Fall mit der Angelologie. Denn indem er in der Predigt, welche die Lehre der Schrift von den Engeln Gottes darstellt, zeigt, wie uns diese Lehre zur Uebung im Glauben und in der Bescheidenheit diene, wie sie eine heilsame Erhebung des Herzens bewirke, zu einem festen und vernünftigen Vertrauen auf Gott ermuntere, die Menschenliebe erwärme und selige Hoffnungen wecke (Predigten von 1797. Nr. 23), hat er auch diese Lehre auf den ethischen Zweck bezogen. Daß er noch weit öfter die Lehren, welche in einer nähern Verbindung mit der Moral stehen, glücklich angewendet und benutzt habe, theils die moralisch-religiöse Gesinnung überhaupt zu stärken, theils zu der Erfüllung besonderer Pflichten zu ermuntern, bedarf keiner Erinnerung. Und nicht bloß das dogmatische, sondern auch das Historische des Christenthums hat er für diesen Zweck gebraucht." „Ebenso aber kommt er stets," heißt es (S. 130 f.) weiter, „wenn er mit dem Praktischen beginnt, auf das Theoretische zurück. Sehr viele seiner Predigten sind moralischen Inhalts und haben den Zweck,

entweder eine Pflicht zu erklären, oder eine Tugend zu empfehlen, oder vor einem Laster zu warnen. Nicht leicht aber begnügt er sich, die in dem Wesen der Sittlichkeit selbst enthaltenen Gründe der Pflichterfüllung zu erwähnen, sondern verbindet vielmehr mit den moralischen die religiösen Motive und, wo es möglich ist, da erläutert er die Pflicht, von welcher die Rede ist, durch Hinweisungen auf die evangelische Geschichte."

Wenn wir die Themen der Reinhardschen Predigten überblicken, so bemerken wir, daß die Mehrzahl von ihnen auf ethische Gegenstände sich bezieht: das ethische Moment wiegt unbedingt vor. Es erklärt sich dieses bei allem Werthe, welchen Reinhard auf den Glauben legt, ein Mal daraus, daß der Prediger für die christliche Lebensanschauung, für die Ethik der Offenbarung am ehesten die Herzen seiner Zuhörer zu gewinnen sich getraute, und zum andern daraus, daß der Theologe, welcher Dogmatik nur von Amts wegen gelesen hatte, so zu der christlichen Moral sich hingezogen fühlte, daß sie die Hauptbeschäftigung und wissenschaftliche Hauptleistung seines Lebens gewesen ist.

Reinhard beschränkt sich nun in seinen Predigten nicht auf die allgemeinen Glaubenssätze und Lebensgrundsätze, sondern geht auf das ganze große, weite Gebiet des christlichen Glaubens und Lebens ein und zeigt hier eine Vielseitigkeit, wie nur wenige Kanzelredner. Wir finden bei ihm keinen Artikel des christlichen Glaubens hintenangesetzt: er hat Predigten über die Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt, über die Menschwerdung des Sohnes Gottes, über seine Wunder, über seine Lehre, über seinen Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt, wie über seine Wiederkunft zum Weltgerichte, über den heiligen Geist, über die Kirche, über die Vergebung der Sünden und die Hoffnung des ewigen Lebens gehalten. Seine Gedankenfülle ist auf dem Gebiete der Ethik noch reicher. Er lehrt die Natur mit sinnigem Auge betrachten und in ihr den Schöpfer erkennen, den das Werk seiner Hände preist: ich erinnere an die Predigt 14, „daß der Anblick der Natur ein sehr wirksames Mittel sein kann, eine heilsame Bekanntschaft mit uns selbst zu befördern" und Nr. 19, „der Erdkreis, unser Wohnplatz, bei dem Lichte, welches die Menschwerdung des Sohnes Gottes über ihn ausbreitet", im Jahrgange 1795; an Nr. 14, „von der Freigebigkeit Gottes in der Natur" und Nr. 15, „von der fürchterlichen

Gewalt, welche der Tod über die Jugend behauptet," im folgenden Jahrgange; an Nr. 32 im Jahrgange 1799, „daß der Anblick der Natur nach den Anweisungen Jesu das wirksamste Mittel einer vernünftigen Aufheiterung sei." Reinhard hat einen psychologischen Scharfblick, mit Vorliebe und Meisterschaft bespricht er hieher einschlagende Materien. Ich gedenke an die Predigt: „Ob ein jeder Mensch einen Preis habe, für welchen er sich hingibt (1796, Nr. 13); von der Gewohnheit, etwas Gutes zu thun, um einer Beschwerde los zu werden (1798, Nr. 9); von der Gewohnheit, die Vernachlässigung wichtiger Pflichten mit dem Mangel an Zeit zu entschuldigen (ebend. Nr. 24); von der Gewohnheit unsres Herzens, gegen lang und sehnlich gewünschte Güter gerade dann gleichgültig zu werden, wenn die Zeit des Besitzes und Genusses kommt (1799, 13); von der Gewohnheit, wahrgenommene Fehler noch eine Zeit lang zu vernachlässigen; von der Pflicht, Geduld mit sich selbst zu haben; was uns obliegt, wenn wir unsre Hoffnungen übertroffen sehen." (Jahrgang 1800, Nr. 3, 8 u. 13.) In das häusliche, sociale, politische Leben heißen andre Predigten uns hineinblicken. Ich verweise auf folgende Predigten aus dem Jahrgange 1795, „von dem vortheilhaften Einfluß, welchen unsre häuslichen Verhältnisse auf unsre Sittlichkeit haben sollen (Nr. 2); daß der herrschende Geist eines jeden Zeitalters Vorwände darbietet, den Ansprüchen des Christenthums auszuweichen" (Nr. 18); Jahrgang 1796, „über die frommen, vertraulichen Herzensergießungen guter Menschen" (Nr. 11); 1797, „über die Führungen Gottes bei unsren Kleinen (Nr. 2); daß uns die gewaltsamen Veränderungen in den Schicksalen der Völker um uns her zu der treuesten Anhänglichkeit an das Christenthum ermuntern sollen (Nr. 14); von dem großen Werthe häuslicher Freuden" (Nr. 25); 1799, „Ermahnung zu bürgerlicher Eintracht (Nr. 2); von dem Einfluß der religiösen Feierlichkeiten auf ächten Bürgersinn (Nr. 3); Erinnerungen für das Vaterland bei dem Eintritt in ein neues Jahrhundert (Nr. 15); der hohe Werth eines gemeinnützigen Daseins (Nr. 19); über den Werth, den allgemein herrschende Frömmigkeit für die bürgerliche Gesellschaft hat (Nr. 24); wie Christen ihre Stellung in der Zeit betrachten sollen (Nr. 30); daß wir den Ruhm eines weisen Volkes nicht sichrer erlangen und behaupten können als durch Treue gegen das Christenthum" (Nr. 41); 1800, „Betrachtungen über den sitt-

lichen Werth großer Gesellschaften (Nr. 4) u. s. w. Die Landtagspredigten, so wie die Predigten, welche Reinhard 1806 im Spätherbst hielt, als der Krieg der Preußen und Sachsen gegen Napoleon eine so traurige Wendung genommen hatte, beweisen, wie geschickt er es verstanden hat, auf die Zeitverhältnisse einzugehen, um Gottes Finger in ihnen zu deuten und den wahren Trost und Frieden darzureichen, daß die Wunden und Schäden wieder heilen. Ueber Gegenstände lassen sich diese Predigten eingehend aus, über welche höchst selten ein Prediger sonst gesprochen hat: ich denke da an die Predigt Nr. 3 aus dem Jahre 1796, „über die Beschaffenheit, den Werth und Gebrauch sinnlicher Hülfsmittel der Besserung und Tugend", Nr. 19: „über die Neubegierde"; 1797, „von der Freiheit der Gedanken" (Nr. 17); 1798, „von der Fortleitung der Wahrheit durch Mittel, die ihr fremd sind" (Nr. 2); 1799, „über die Neigung, der Traurigkeit vorsätzlich nachzuhängen (Nr. 16); von der Wohlthätigkeit gegen Unbekannte (Nr. 31); über die traurige Mittelmäßigkeit, die sich überall an unsrem Geschlechte zeigt (Nr. 36); von dem Eigensinn unsers Herzens, Gott Vorschriften zu machen (Nr. 37); daß man in guten Menschen immer auch andre kränkt (Nr. 38); von dem schändlichen Mißbrauch, welchen das Laster mit der Wahrheit zu treiben pflegt" (Nr. 39); 1800, „von den viel zu wenig erkannten Versuchungen, denen wir ausgesetzt sind, wenn wir die Mittel zu unsern Absichten wählen (Nr. 10); wie viel bei den Beweisungen der christlichen Menschenliebe darauf ankomme, zu rechter Zeit nichts zu thun (Nr. 11); was uns obliegt, wenn wir unsre Hoffnungen übertroffen sehen (Nr. 13); daß das irdische Leben eine Folge von Entsagungen sei (Nr. 19); von der Erfahrung, daß man den besten Menschen gemeiniglich erst dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man sie nicht mehr hat (Nr. 20); daß wir Gott beim Bitten immer als den allgemeinen, beim Danken aber als den besondern Wohlthäter betrachten sollen (Nr. 21); daß man sich ohne fortgesetzte Anstrengung unmöglich beim Besitz der Wahrheit behaupten könne (Nr. 25); daß die finstre und ungesellige Tugend immer mehr Bewunderung erregt hat, als die gesellige und heitre (Nr. 27); daß die christliche Liebe zu Andern die ergiebigste Quelle wahrer Zufriedenheit sei (Nr. 29); von der Pflicht, entstehende Feindschaften bei Zeiten zu unterdrücken (Nr. 30); von der Achtung, welche Christen auch unvollkommnen Versuchen im Guten schuldig

ſind (Nr. 31); von den kleinen Umſtänden des täglichen Lebens, aus denen wir Nahrung für unſer Vertrauen auf Gott ziehen ſollen“ (Nr. 33) u. ſ. w.

Nicht mit Unrecht ſagt Tzſchirner: „Es gibt kein Verhältniß, wofür er nicht Vorſchriften gegeben, kein Vorurtheil, das er nicht beſtritten, keinen Kunſtgriff des verderbten Herzens, den er nicht aufgedeckt, keine Tugend, zu der er nicht ermahnt, kein Laſter, wovor er nicht gewarnt, kein Tugendmittel, das er nicht empfohlen hätte.“ (S. 144.)

Vergegenwärtigen wir uns noch ein Mal die Menge von Themen, welche ich herausgehoben habe, ſo befindet ſich unter denſelben eine Anzahl, welche uns errathen läßt, welches Schriftwort ihnen zu Grunde gelegen hat, aber bei einer ebenſo großen Anzahl, ja am Ende bei der weitaus größeren Zahl haben wir keine Ahnung, was für ein Text dabei die Betrachtung geleitet hat. Dieß führt uns auf den Punkt, auf welchen Reinhard in ſeinen Geſtändniſſen das Hauptgewicht legt, den er am Ausführlichſten, mit ganz augenſcheinlicher Vorliebe behandelt, in welchem eine bewundernde Mitwelt, eine an ſeinem Munde hangende Zuhörerſchaft, ſeine Meiſterſchaft, ſeine Virtuoſität am Meiſten geſucht hat, wie ihn der alte Kirchenhiſtoriker Schröckh deßhalb hauptſächlich ſchon den Unerſchöpflichen genannt hatte. (Tzſchirner S. 113.)

Reinhard bekennt in ſeinen Geſtändniſſen (S. 115): „Daß die Nothwendigkeit, in der ich mich ſo viele Jahre hindurch befunden habe, unabläſſig über dieſelben evangeliſchen Perikopen und über manche derſelben ſogar jährlich mehr denn einmal zu predigen, nicht wenig dazu beigetragen hat, den Erfindungsgeiſt zu wecken und zu ſchärfen.“ Ja, er iſt in hohem, ſehr hohem Grade erfindungsreich, er hat ſich eine vollſtändige Methode ausgedacht und uns die Mittel verrathen, welche ihn in Stand ſetzten, wie eine Schwalbe ihr Neſt an den Sims der Häuſer anklebt, ſo ſeine Predigten, oder beſſer geſagt, jedes beliebige Thema an dem ein für alle Mal aufgegebenen Text anzubringen. Bei einem hiſtoriſchen Text kommt es vor Allem darauf an, daß man ſich ganz auf den Schauplatz der Geſchichte verſetzt, alſo Zuſammenhang, Zeit und Ort, Urſachen und Veranlaſſung, gleichzeitige Begebenheiten und Erfolge alles in dem Geiſt und Sinn der Zeit in's Auge faßt. Auf die handelnden Perſonen iſt weiter die Aufmerkſamkeit zu richten: auf ihre Mei-

nungen, Gesinnungen, Wünsche, Bedürfnisse, auf ihren Charakter und ihre Sitten, auf den Eindruck und die Folgen, welche jedes Wort und Werk derselben hervorbringt, auf die Wirkung, welche sie ausüben, ist zu achten. Von den Umständen und Bedürfnissen seiner eigenen Zeit und Gemeinde muß der Prediger außerdem nicht nur genau unterrichtet, sondern immer gleichsam voll davon sein. „Auf diese Art wird jede Predigt ein Wort geredet zu rechter Zeit, eine Art von Casualrede werden, und den Prediger vor dem Fehler bewahren, sich auf Gemeinplätzen herumzutreiben, die keinem Menschen etwas helfen können." (S. 119.) Man sieht, das Auge des Kanzelredners ist geschärft, sein Köcher ist voll Pfeile, deren jeder das Thema einer Predigt trägt, — ich will noch erinnern, daß Reinhard in seinem Pulte eine Schublade hatte, in welche er allerlei Themen zu Predigten hineinwarf, welche ihm in den Sinn kamen und augenblicklich nicht gebraucht werden konnten; er durchmusterte dieses Ideenmagazin, wenn ihm nicht sogleich die Erfindung gelingen wollte, — er findet in jedem Text der heiligen Schrift einen Punkt, da sein Pfeil haftet. Die Perikope des siebenten Sonntags nach Trinitatis, die Speisung der Viertausend, scheint eben nicht sehr fruchtbar zu sein: aber wie versteht sie Reinhard nach seiner Weise fruchtbar zu machen. Allgemeine Themen bieten sich ihm dar: „Gott kann und will auch das Wenige und Geringe reichlich segnen (1796); die Tugend der Genügsamkeit ist weit wichtiger, als man gewöhnlich denkt (1801); in der Art, wie Gott uns unsern Unterhalt verschafft, liegt noch immer viel Wunderbares (Predigten über die Vorsehung, Nr. 1); wie die christliche Wohlthätigkeit zur Zeit eines öffentlichen Mangels geübt und angenommen werden soll" (1805). In einer unbewohnten Gegend geschah dieses Wunder: daher, „warum Jesus seine Zuhörer am liebsten in einsamen Gegenden um sich versammelte" (Predigt zur Schärfung des sittlichen Gefühls, Nr. 12). Der Herr hielt die Viertausend in Ordnung: daher, „von der stillen Gewalt, welche die Tugend durch ihre Gegenwart über die Menschen behauptet" (1795); er konnte nur selbst helfen: also, „daß der Christ bei jeder Gelegenheit mehr auf sich, als auf Andre hoffen müsse" (1797). Die Gesinnungen und Absichten, weßhalb die Menge Jesum aufgesucht hatte, waren zu Theil noch sehr unlauter: daher, „die Achtung, welche Christen auch unvollkommnen Versuchen im Guten schuldig sind" (1800).

Was, wenn Jesus nicht geholfen hätte? Also, „wie elend wir in würden, wenn Gott nicht unaufhörlich die Fehler unserer Unvorsichtigkeit verbesserte“ (1799). Geistige und leibliche Bedürfnisse befriedigt der Herr: demnach, „der Zusammenhang, in welchen Gott das Bedürfniß, den Körper durch Nahrung zu erhalten, mit der Bildung und Besserung unsres Geistes gesetzt hat“ (1802). Die Apostel hatten den Herrn schon Wunder wirken sehen, sie nehmen seine Wunderkraft hier aber nicht in Anspruch: also, „wie merkwürdig es uns sein muß, daß die Apostel Jesu nie Wunder von ihrem Herrn verlangten“ (1803). Das Volk ist durch die Begierde den Heiland zu hören, in die Gefahr gerathen, den größten Mangel zu leiden, aber glücklich wird es daraus gerettet: also, „daß die Zeit, welche wir zweckmäßigen, frommen Uebungen widmen, auch für unser leibliches Wohl nicht verloren sei“ (1808). Drei Tage war das Volk bei dem Herrn, dieser endigt seinen Unterricht zur rechten Zeit und auf die beste Weise: daher, „wie viel darauf ankomme, daß man bei jeder guten Handlung mit der rechten Art aufzuhören wisse.“ (Wittenberger Predigten II, Predigt X.)

Daß der Text bei der größten Anzahl von diesen Themen nicht zu seinem Rechte kommt, daß er nur den zufälligen Ausgangspunkt bildet, dann links liegen gelassen wird, daß der Diener am Worte ganz losgebunden von dem vorgelesenen Worte seinen eigenen Gedanken nachgehet und sich seinem Genius überläßt, liegt auf der Hand: wir beklagen, daß Reinhard unter dem Joche der Perikopen ein ganzes Leben hindurch gestanden hat, denn seine Predigten über die Episteln im Jahre 1806 — es ward ihm nicht gestattet, noch ein Mal über sie zu predigen —, so wie die über die von ihm mit hoher Erlaubniß freigewählten Texte aus dem Neuen Testamente 1809 und 1810 und aus dem Alten 1811 beweisen, daß er es auch verstand, sich dem Texte anzuschmiegen, den Gedanken desselben innend nachzugehen, den Kernpunkt desselben richtig zu treffen und in das rechte Licht zu stellen. Sklavisch will er sich freilich bei den didaktischen Texten, wie sie ja zum Theil auch unter den Evangelien hin und wieder sich finden, an das gegebene Wort nicht binden: der Prediger hat die Freiheit, über die Peripherie seines Textes hinauszugehen und herbeizuholen von außerhalb, was er für nothwendig erachtet, aber im Allgemeinen ist ihm doch die Bahn vorgeschrieben, welche er zu wandeln hat, das Ziel vorgesteckt, nach

welchem er laufen soll. „Bei den didaktischen Texten," sagt er (Gest. S. 134), „ist die Lehre, welche abgehandelt werden soll, sie sei theoretisch oder praktisch, zuweilen dergestalt gegeben, daß man keine Wahl hat, sondern sie, wenn man den Text nicht will liegen lassen, nothwendig zur Hauptsache machen muß. Hier kommt dann meines Erachtens alles darauf an, ob man Das, was zu einer gründlichen Behandlung der gegebenen Materie gehört, im Texte findet und ohne Zwang daraus ableiten kann oder nicht. Im ersten Falle muß man sich nothwendig an den Text halten und durch eine natürliche oder willkürliche Analyse alles aus demselben entwickeln. — Im andern Falle bringt man wenigstens, so viel als möglich ist, mit den Worten des Textes in Verbindung und ergänzt das Uebrige durch eine freie Meditation." Die meisten epistolischen Perikopen sind gleichfalls didaktische Texte, man hat bei ihnen zwei Gattungen zu unterscheiden, „solche, die ganz einer einzigen Materie gewidmet sind, und solche, die mehrere Materien enthalten." „Will man bei den Texten erster Art nicht einen einzelnen Umstand herausheben und diesen mit Vorbeilassung alles Uebrigen, was der Text noch enthält, nach einer freien Meditation behandeln, so bleibt nichts übrig, als daß man bei dem Hauptinhalt des Textes stehen bleibe und die angegebene Materie entweder nach einer natürlichen oder nach einer willkürlichen Analyse weiter ausführe." (S. 135 f.) Weit größere Schwierigkeiten haben solche Texte, die gleichsam eine Sammlung mehrerer eigentlich nicht zusammengehörender Materien sind: hier bleibt nichts übrig, „als daß man das Ganze aus einem höhern Standpunkte fasse und sich zu einem Begriffe oder zu einem Satze erhebe, unter welchen alles im Texte Befindliche auf eine bequeme Art geordnet werden kann." Die Epistelpredigten Reinhards stehen hiernach in einem ganz andern Verhältnisse zu dem Texte, als seine Predigten über die evangelischen Perikopen. Er hatte davon das klarste Bewußtsein und dazu seine besten Gründe. „Die Predigten dieses Jahres," so schreibt er an Bretschneider (vgl. Pölitz, 2, 214 f.) unter dem 6. August 1806, „werden sich in Absicht auf Methode und Bearbeitung des Textes von allen, die bisher von mir erschienen sind, merklich unterscheiden. Das, was man populäre Schrifterklärung nennt, läßt sich bei den Evangelien fast gar nicht anwenden, bei den Episteln hingegen scheint mir diese Behandlungsart die einzig nutzbare zu sein." „Mein Hauptbestreben

war es," sagt Reinhard in der kurzen Vorrede zu dem Predigtjahrgange von 1806, „keinen Theil des Textes, über welchen gepredigt werden mußte, müßig liegen zu lassen, sondern, so viel dieß in einer kurzen Rede möglich war, Alles, was er enthielt, zu erläutern und anzuwenden. Dadurch wurden denn die meisten Predigten, welche man hier findet, zu einer gemeinfaßlichen, auf Erbauung berechneten Schrifterklärung und gewannen gleichsam von selbst die Gestalt von Homilien. Diese Homilien sind jedoch, wie der Augenschein sogleich lehren wird, kein Aggregat von mancherlei, in keiner innern Verbindung stehenden Gedanken; überall liegt ein leitender Hauptbegriff zu Grunde, unter welchen sich Alles ordnet und durch welchen Zusammenhang und Folge in das Ganze kommt." Die allermeisten Predigten, das steht fest, springen in sehr freier Weise mit dem Texte um und sind synthetisch angelegt, doch diese Epistelpredigten nähern sich der Homilie, einige sind sogar vollständige Homilien, und dringen tief in den Text ein.

Wir sind hiermit an einem Punkte angelangt, der auch eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Predigtweise Reinhards ausmacht: eine Eigenthümlichkeit, in welcher Viele zu ihrem Verderben in die Fußtapfen des großen Mannes getreten sind. Ich meine die Disposition, die Methode, nach welcher die Anlage der Predigten gemacht ist. Wir wissen, welchen Eindruck die streng disponirten Predigten des Vaters auf den heranwachsenden Knaben machten, wie fleißig der angehende Student und der berühmte Professor mit der Logik, wohlgemerkt aber, mit der formalen Logik sich beschäftigte, wie eigensinnig das Gedächtniß des Redners war und nur zusammenhängende Gedanken, wohlgeordnete Gedankenreihen aufnehmen wollte: kann es uns da wundern, wenn Reinhard der Prediger auf die Disposition der Predigt seine ganze Kraft und Kunst verwendet? Er begnügt sich nicht mit einer einfachen Theilung, sondern schreitet von der Division zu der Subdivision weiter und legt offenbar auf die Symmetrie der Redetheile, darauf, daß jeder Theil auch wieder in gleich viele Untertheile zerfällt und in gleicher Weise ausgeführt wird, einen hohen Werth. „Nie stellt Reinhard," schreibt Tzschirner S. 98 f. sehr richtig, „seine Ideen, wenn ich so sagen darf, in großen Massen dar, nie begnügt er sich, den Inhalt seiner Rede auf wenige Hauptsätze zurückzubringen; stets zertheilt er die Massen,

ſtets zergliedert er den Hauptſatz ſo, daß er in eine ziemliche Zahl entweder coordinirter oder ſubordinirter Theile zerfällt; mit ſeltenen Ausnahmen wird die Eintheilung ſtets durch die im Begriffe liegenden Momente, nicht durch die äußeren Objekte beſtimmt, auf welche der Hauptſatz bezogen werden kann, und ob es gleich nicht wenige unter ſeinen Predigten gibt, in denen keine Subordination der Theile Statt findet, ſo ſind doch bei Weitem die meiſten ſo angeordnet worden, daß der Hauptſatz in zwei oder drei Theile aufgelöſt wird, von denen jeder wieder eine gleiche Zahl von Untertheilen in ſich ſchließt.“ Reinhard iſt noch bei Lebzeiten wegen ſeiner Dispoſitionen angegriffen worden: im Großen und Ganzen nimmt er ſie in Schutz. „Allerdings,“ bemerkt er zu ſeiner Vertheidigung S. 146 f., „bedeckt die Natur den Knochenbau bei einem ſchönen Körper mit weichen Theilen von mancherlei Art und gibt ihm dadurch die mächtigen Reize, durch die er jeden Betrachtenden feſſelt. Aber macht ſie ihn denn darum zu einer Fleiſchmaſſe, bei der die einzelnen Theile und Glieder nicht mehr unterſchieden, ihre Verhältniſſe nicht mehr wahrgenommen, ihre Gelenke nicht mehr nachgewieſen werden können? Iſt nicht vielmehr die feſte Grundlage des Ganzen, der Knochenbau ſo deutlich angezeigt, daß man ohne Mühe ſieht, wo jedes einzelne Glied anfängt und aufhört und wie ſie alle mit einander verknüpft ſind; und ſind es nicht dieſe regelmäßigen Proportionen, iſt es nicht dieſe zweckmäßige, natürliche Zuſammenfügung, wodurch eine ſchöne Geſtalt ſo ſehr gefällt! Und ſo wird denn eine Rede, bei der die Organiſation des Ganzen, das Gerippe der Hauptgedanken durch die Ausführung und Einkleidung unkenntlich gemacht iſt, um in dem gebrauchten Bilde fortzufahren, kein ſchön geformter Körper voll Bewegung und Leben, ſondern eine unbehülfliche, unförmliche Fleiſchmaſſe ſein, aus der Niemand etwas zu machen, die er zu keiner ihm bekannten Gattung von Formen zu rechnen weiß.“ Doch dieſe Auslaſſung beſeitigt unſre Bedenken durchaus nicht ganz und gar. Leidet nicht der Geſammteindruck, wenn der Künſtler auch nicht ein einziges Mal die ganze Geſtalt, ſondern immer nur einzelne Glieder des Körpers uns betrachten läßt? Iſt es nicht ſtörend, wenn derſelbe immer hervorhebt, bis hieher reicht dieſes Glied, jetzt beginnt ein neues? Iſt es nicht peinlich, wenn er fort und fort an den einzelnen Gliedern herumrückt und herumzieht, daß ſie den andern Gliedern

in allen Stücken entsprechen? Ich meine, die Reinhardische Predigt hat durch diese Wuth, zu disponiren und zu dividiren, sich vielfach um ihren Triumph selbst gebracht. Diese zerstreuten Glieder eines starken Heeres von Gedanken werden in ihrer Vereinzelung nur schwache Angriffe machen, nur ängstlich die Vertheidigung führen können: was hätte der Heerführer leisten können, wenn er seine Truppen zusammengehalten und sie in eng geschlossener Phalanx in den Kampf geführt hätte! Und nicht bloß die Nerven der Kraft zerschneidet dieses Alles zerschneidende und scheidende Messer der Logik, auch die Schönheit der Rede wird oft beeinträchtigt. Das Knochengerippe, Reinhard mag sagen, was er will, kommt immer wieder zum Vorschein: der Redner gebraucht geflissentlich die Figur der Complexion, um es dem Schwachsinnigen noch recht vor die Augen zu rücken.

Reinhard selbst klagt gelegentlich in seinen Geständnissen über diesen logischen Formalismus in seinen Predigten. „Ich weiß es recht wohl," schreibt er an Bretschneider (Pölitz 2, 212), „daß zu viel Einförmigkeit in der Anlage meiner Predigten herrscht, daß viele derselben einen steifen, scholastischen Gang haben." Er muß sich dazu in seinen Geständnissen selbst den Vorwurf noch machen, daß öfters seinen Predigten „eine nach den Regeln der Logik auf keine Weise zu rechtfertigende Haupteintheilung zum Grunde gelegt sei" (S. 148), daß das Streben, „Alles recht methodisch einzutheilen und in einem strengen Zusammenhange darzustellen", zu weit getrieben sei (S. 152) und daß in ihnen „zu viel Einförmigkeit herrscht." (S. 154 f.) Wir können ebensowenig wie Tzschirner Reinhard gegen seine eigenen Klagen und Anklagen in Schutz nehmen. Das Thema liebt er recht scharf und eng zu fassen und sieht sich darum mehr als ein Mal genöthigt, dasselbe einfach in dem zweiten Theile wörtlich wieder aufzustellen und einen ersten Theil zu bilden, welcher ganz außer dem Hauptsatze liegt. Vgl. Wittenb. Predigten, I, Pr. Nr. 6 und 12; 1798, Nr. 3 u. s. w. In den älteren Predigten ist der zweite selbstgerügte Fehler häufiger anzutreffen, es wird dort offenbar im Definiren und Classificiren zu weit gegangen, so in der vierten Predigt im ersten Bande der zu Wittenberg erschienenen; in den späteren geschieht es seltener. Die Einförmigkeit war vielfach nicht zu vermeiden, da bei vielen Themen sich solche Schemas, wie Be-

weis der Wahrheit der aufgestellten Behauptung und Anwendu derselben, oder Erklärung, Beweisung und Anwendung, oder E klärung, Beweisung und Anleitung zur Ausübung, oder Begri Wichtigkeit und Aneignung, ganz von selbst darboten. Die Symmetr der Theile hält Reinhard nicht geradehin und unbedingt für ein Vorzug seiner Predigten: wir finden darin vielfach ein gekünstelte geschraubtes und verschrobenes Wesen. Vielfach, wir wollen es nic leugnen, ist die Gleichförmigkeit wohlgelungen: vielfach aber auch i sie mißlungen. Zwei Beispiele, welche Tzschirner S. 202 f. un 210 f. liefert, sollen das Gesagte beweisen. Den beiden enge zu sammenhängenden Weihnachtspredigten von 1799, welche das Thema behandeln: das Geburtsfest Jesu das ehrwürdige Fest wahrer Mensch lichkeit, liegt folgender Entwurf zum Grund:

I. Beweis. Das Geburtsfest Jesu ist ein solches Fest, denn Jesus war
   1) der größte Lehrer der Menschlichkeit, weil er
      a) die Natur,
      b) die Nothwendigkeit,
      c) die Mittel wahrer Menschlichkeit in's Licht g setzt hat;
   2) das größte Muster wahrer Menschlichkeit, denn er h
      a) das erhabenste,
      b) das vollkommenste,
      c) das rührendste Beispiel wahrer Menschlichkeit au gestellt;
   3) der größte Beförderer wahrer Menschlichkeit, denn er h
      a) am zweckmäßigsten,
      b) am weitesten,
      c) am glücklichsten für sie gewirkt.

II. Anwendung. Ist das Geburtsfest Jesu ein solches Fest, i muß es gefeiert werden
   1) mit dankbarer Freude, denn
      a) wir huldigen an demselben dem, der die Eh unsers Geschlechts ist,
      b) und erinnern uns an die größte Wohlthat, d unser Geschlecht jemals erhalten hat;

2) mit edlem Hochgefühl, denn es ist der Beweis, daß unsre Natur bestimmt ist,
   a) groß in ihrer Schwachheit
   b) und liebenswürdig in ihrer Größe zu sein;
3) mit menschenfreundlichen Entschließungen,
   a) für unsre besondern Verhältnisse
   b) und für die Welt;
4) mit herzerhebenden Hoffnungen, welche
   a) den Zustand unsers Geschlechts auf Erden
   b) und unser Schicksal in der Ewigkeit betreffen.

Hier läßt sich nichts aussetzen: hier begegnen wir zuerst drei Begriffen, welche gleichen Umfang haben und hernach vier einander gleichstehenden Gesinnungen. Die Predigt des Jahres 1806 auf Johanni thut „einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten". Diese großen Weltbegebenheiten zeigen uns

1) einen Alles vergeltenden Gott, welcher
   a) lasterhafte Völker züchtiget,
   b) unterdrückende zu rechter Zeit demüthigt,
   c) und sich bessernde segnet;
2) einen Alles weiterführenden Gott, welcher
   a) Hindernisse eines glücklichen Fortschreitens im Guten hebt,
   b) Hülfsmittel desselben an die Hand gibt,
   c) mehr Zusammenhang unter den Völkern der Erde knüpft;
3) einen durch die Sache Christi wohlthätig wirkenden Gott, welcher durch dieselbe
   a) den heiligsten Wahrheiten eine unvergängliche Dauer sichert,
   b) das sittliche Gefühl in einer immerwährenden Regsamkeit erhält,
   c) der Menschheit ein Mittel der Bildung und des Fortschrittes gewährt, bei welchem sie nie wieder zurücksinken kann.

Hier beanstandet Tzschirner mit Recht die Dreitheilung des ...ten Theiles: daß die Völker nicht in Zusammenhang mit ein-

ander stehen, ist ja offenbar ein Hinderniß im Fortschritt, und daß sie in Zusammenhang treten, ein Hülfsmittel des Fortschritts. Ich habe aber auch Bedenken gegen die Unterabtheilung des ersten Theiles: lasterhafte Völker, im Unterschiede von sich bessernden, sind jedenfalls auch solche die Nachbarn unterdrückende Völker und diese Züchtigung solcher lasterhafter Völker geschieht sehr häufig so, daß Gott sie zu seiner Zeit demüthigt unter die Hand der Völker, die sie unterdrückten. Die Begriffe: lasterhaft und unterdrückend: stehen dem sich bessernd gegenüber, das ist richtig, aber lasterhaft und unterdrückend schließen einander nicht aus.

Reinhard redet ein Mal in seinen Geständnissen von der „lateinischen Schnürbrust" (S. 22), welche ihm in Regensburg angelegt worden sei; er hat außer dieser lateinischen Schnürbrust auch eine deutsche Schnürbrust noch Zeitlebens getragen. Sein Formalismus, sein Predigtschematismus hindert ihn an vielen Stellen sich dem in ihm wohnenden Genius zu überlassen und seine Rede in voller Kraft ihren Strom ergießen zu lassen. Hätte er diese, jede freie Bewegung hemmende, Schnürbrust abgeworfen, er hätte eine bessere Palme erringen können, denn in ihm waren eminente Anlagen vorhanden. Sagen wir es mit einem Worte, das alles bemessende, abwägende, reflektirende Wesen ist die Achillesferse Reinhards. Er reflektirt: wie der Inhalt der Predigt nie frisch und fröhlich wie ein lebendiger Quell aus der Tiefe des Herzens hervorspringt, sondern erst in allerlei Definitionen, Demonstrationen hineingetrieben und durch den Verstand filtrirt wird, so ist es auch mit der Form. Hier ist alles Berechnung, Ueberlegung, nichts freie, urwüchsige Natur. Da muß gesorgt werden, daß kein Theil der Predigt über den andern emporrage: alle müssen auf gleicher Höhe liegen. Haben die alten Kanzelredner den Eingang bevorzugt, so gönnt ihnen Reinhard dieß Vergnügen. Er fürchtet sich, sein Pulver von vornherein zu verpuffen, einen zu hohen Ton anzuschlagen, den er für die Länge nicht halten kann. Mit einer kühlen Reflexion, mit einem nahe liegenden, nicht zu hoch gespannten, vortrefflich zu dem Hauptsatze leitenden Gedanken beginnt ausnahmslos seine Rede: selbst an den hohen Festtagen rauscht Psalter und Harfe nicht in dem Anfang. Die Gemeinde mag in ihren Festgesängen dem Herrn jauchzen, der Mann auf der Kanzel kennt diesen Ton nicht, er bleibt bedachtsam,

an ſich haltend, ruhig. Am Schluß der Rede gipfelt bei den Alten, Reinhards „lieben Heiden“, die Kraft der Rede: hier wird gewöhnlich der letzte Schlag erſt gethan. Das iſt bei dieſen Predigten nicht der Fall, ſie haben keinen beſonderen Schlußtheil, die Rede geht mit dem letzten Untertheile aus wie ein Licht, das eben abgebrannt iſt. Der Gegenſtand iſt erſchöpft, der Prediger ſcheint auch erſchöpft zu ſein: Tzſchirner bekennt ſchon (S. 219), von den Schlüſſen der Reinhard'ſchen Predigten nicht völlig befriedigt zu ſein, er habe ſich des Gefühles nicht erwehren können, daß der Redner ſich ihm zu plötzlich entziehe und ihm etwas, das er noch fordern könne, vorenthalte, und wundert ſich, daß Reinhard, der mit den alten Rednern ſo vertraut war, auf dieſen oratoriſchen Vortheil Verzicht geleiſtet habe: mir will es ſcheinen, als ob hier der Profeſſor Reinhard dem Oberhofprediger Reinhard im Lichte geſtanden habe, ein Docent kann ſo affektlos ſchließen; ein Redner gewiß nicht. Der dünne Faden, man ſtoße ſich nicht an dieſes Bild, aber Reinhard löſt ja ſtets den Stoff ſeiner Rede in Atome auf, läuft durch alle Predigten glatt und fein, nirgends bemerkt man einen Knoten, eine Anſchwellung, vom Anfang bis zum Schluß geht es in einem und demſelben Tone der klaren Belehrung, der ruhigen Vorſtellung fort: eine Monotonie herrſcht in ihnen, die ſelbſt dem Verfaſſer auffiel. Keine Hebung, keine Senkung, überall, ſo weit das Auge reicht, kein Berg, keine Anhöhe, Alles nur eine große, weite Ebene, eine gleichförmige Fläche. Man denkt auf einen Punkt angekommen zu ſein, da der Redner Feuer fangen und ſeine ganze Kraft entfalten werde: aber man irrt ſich. In gleichem Tempo geht es fort, in demſelben Tone, in demſelben mittleren Style! Kraftſtellen gibt es nicht leicht in einer Reinhard'ſchen Predigt; keine Predigt hebt ſich über das Niveau der andern: ſie ſind alle mit gleicher Klugheit und Geſchicklichkeit, mit gleicher Beherrſchung des Gegenſtandes und der eignen Kraft gearbeitet, ſie liegen alle auf einer Linie. Ich trete Tzſchirner vollkommen bei, welcher S. 104 f. ſagt: „oft ſcheint die Reflexion das Feuer der Begeiſterung zu früh ausgelöſcht, das dem Gemüthe ſtets gegenwärtige Andenken an die vorgezeichnete Bahn der Rede in ihrem fröhlichen Gange aufgehalten und die Beſorgniß, von der Gewalt der Gefühle fortgeriſſen zu werden, den kühnen Aufflug des Geiſtes gehemmt zu haben. Hätte ſich Reinhard ſeinem Genius vertrauens-

voller hingegeben, so würde ein noch höheres oratorisches Leben seine Predigten durchdringen, und einem Manne von so sicherm Geschmacke würde es auch dann, wenn er seiner Kraft freier zu walten gestattet hätte, möglich gewesen sein, sich gegen Regellosigkeit und Ueberladung zu verwahren."

Trotz dieser Monotonie wird Reinhard doch nie trocken, nie langweilig. Das hat darin seinen Grund. Er versenkt sich mit Lust und Liebe in seinen Gegenstand; er unterrichtet zwar lieber, und das pathetische Moment kommt bei ihm kürzer weg als das didaktische, er definirt, er demonstrirt, er reflektirt zwar, aber er hat seine Rede stets in scharfer Zucht. Er meidet allen Wortschwall, selbst jedes überflüssige Eigenschaftswort, er wiederholt sich nirgends, er schweift nie ab, er hält seinen Fuß bei dem Male und sein Auge unverrückt auf das Ziel gerichtet. Er ist klar und deutlich, scharf und bestimmt, knapp und gedrungen: immer im Fortschritte begriffen, immer den angefangenen Gedanken weiter entwickelnd. Er bestimmt die Begriffe nicht als ein Schulmeister, sondern als ein Redner. In Wittenberg blickt der Professor der Philosophie noch öfters durch den Chorrock durch, so wenn er in dem ersten Bande der dort gehaltenen Predigten S. 10 sagt: „Er (der Eintritt in das Leben) besteht aus einer Sammlung von Umständen, die sich einander so nothwendig nach sich ziehen, daß bei Setzung eines einzigen die übrigen alle mitgesetzt werden." Wie sticht hiergegen die Art und Weise ab, wie er in der ersten Weihnachtspredigt 1799 den Begriff der wahren Menschlichkeit seinen Zuhörern erklärt. Er versucht keine philosophische Begriffsbestimmung, sondern gibt eine Beschreibung derselben, das Abstraktum wird geschickt in ein Concretum verwandelt. „Eine vertraute Bekanntschaft," so wird hier gesagt, „mit dem, was Menschen zu wissen vergönnt ist; eine zarte Empfindung gegen Alles, was der Menschheit wichtig sein muß; ein feines Gefühl für Schönheit, Ordnung und Schicklichkeit; eine Regelmäßigkeit im Handeln, die sich überall nach dem Gebote der Pflicht richtet; eine rege Theilnehmung, die wohlwollend jedes empfindende Wesen umfaßt; eine herzliche Liebe gegen die Menschen, sie mögen sein, wer sie wollen; ein heitrer Sinn, der keine unschuldige Freude verschmäht; ein geselliges Wesen, das überall Vertrauen erweckt und Vergnügen verbreitet; eine Religiosität, die sich zu Gott erhebt, ohne

der Erde zu entfliehen, die nichts anders ist als lebendiges Vertrauen zu ihm und wohlthätiges Wirken nach seinem Muster: dieß, meine Brüder, dieß sind die Vorzüge, aus welchen die wahre Menschlichkeit zusammengesetzt ist; wer sie hat, ist ein edles, freies, ehrwürdiges Wesen, das auf der Grenze zweier Welten steht und seine Verwandschaft mit beiden behauptet; das dem Himmel angehört, ohne der Erde fremd zu sein; das ganz in seine Verhältnisse passt und alles ist, alles leistet, alles genießt, wozu es durch die Anlagen seiner Natur bestimmt ist." Mehrfach bedient sich Reinhard der Schilderung statt des Beweises, wie er z. B. in der Landtagspredigt von 1805 in dieser Absicht das Glück des christlichen Hauses glücklich malt: er ist da in seiner Zeichnung ebenso wahr, als lebendig. Vgl. die Predigt Nr. 37 aus dem Jahre 1808, in deren Anfang er die Erde als einen Schauplatz der Zerstörung, als einen Ort, wo wir überall mit den elenden Ueberresten vormaliger Größe und mit den traurigen Spuren verschwundener Geschlechter und Zeitalter umgeben sind, ergreifend vor das Auge malt. Gelegentlich bekräftigt er seine Mahnungen mit einem Beispiele aus der Geschichte, so beschließt er die vortreffliche Predigt über das Evangelium des 15. Sonntags nach Trinitatis im Jahre 1800 sehr wirksam mit folgender Erzählung. „Lasset mich hier noch einen Mann nennen, meine Brüder, der es einst tief empfunden hat, wie belebend für das Vertrauen auf Gott auch Kleinigkeiten sein können, wenn man sie mit frommer Seele und nach den Anweisungen Jesu zu nutzen weiß. Melanchthon, der ehrwürdige Freund und Gehülfe Luthers, war einst mit diesem und mehreren Gottesgelehrten zu Torgau versammelt, um bei den drohenden Gefahren, in welchen sich unsre kaum entstandene Kirche befand, Ueberlegungen anzustellen und den Fürsten der protestantischen Partei Rathschläge zu ertheilen. Man hatte schon viel gesprochen, schon lang sich angestrengt, etwas Ersprießliches ausfindig zu machen, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, als der ermüdete, sorgenvolle, fast trostlose Melanchthon auf einige Augenblicke herausgerufen wurde. Beim Zurückkehren in die Versammlung führte ihn der Zufall in ein Zimmer, wo er die Gattinnen dreier Prediger zusammenfand, die unter häuslichen Geschäften ihre kleinen Kinder Gebete zu Gott für die Erhaltung des Evangelii lehrten. Mit inniger Rührung hörte der fromme Melanchthon das Rufen dieser Unmündigen, und was war natür-

licher, als daß ihm die Worte beifielen: aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zugerichtet. Nun erhob sich aber auch sein niedergedrückter Geist, und mit fröhlicher Miene kam er in die Versammlung seiner bekümmerten Freunde zurück. Mit Verwunderung fragte Luther nach den Ursachen dieser schnellen Veränderung: lasst uns nicht zagen, antwortete der getröstete Melanchthon; ich habe so eben die Streiter gesehen, die für uns kämpfen und unüberwindlich sein werden; es sind unsre Kleinen, deren Rufen zu Gott ich jetzt gehört habe, und Gott wird, Gott kann sie nicht unerhört lassen. Glücklich, meine Brüder, glücklich, wer das fühlende Herz, wer den frommen Sinn dieses Edlen hat!! Er wird überall Trost finden; für ihn sind überall Erquickungen bereitet; er wird die Anfechtung muthig erdulden, und nachdem er bewährt ist, die Krone des Lebens empfangen; Amen."

Nicht mit Bildern schmückt, nicht mit Allegorien ziert, nicht mit frappanten, geistvollen Gedankenblitzen durchleuchtet Reinhard seine Predigten, und doch mangelt ihnen Schmuck und Zierde mit Nichten: sie haben, wie Tzschirner treffend (S. 109) bemerkt, „nicht bloß den bescheidenen, verborgenen Schmuck, welchen die Reinheit und Eleganz gibt, auch die bemerkbaren Zierden, welche von dem Gebrauche der Tropen und Figuren, von der Fülle und von dem rhythmischen Wohlklange kommen". Seine Sprache ist edel alle Wege, dem gemeinen Manne wohl nicht immer ganz verständlich, aber dem gebildeten Publikum, welches sich meist zu 3000—4000 Personen unter seiner Kanzel versammelte, vollkommen angemessen: es ist nicht die Sprache der Schrift, auch nicht des Volkes, sondern die Bücherspracbe. Seine Perioden, denn er liebt es nicht in lauter einzelnen Sätzen zu sprechen, sind durchsichtig, wohlgefügt, abgerundet und richtig geordnet. Durch Figuren belebt er mit großem Geschick seine so ruhig hinfließende Rede, Inversion, Concession, Exclamation, Frage, Complexion, Epiphora, Apostrophe u. s. w. begegnen uns. Am Häufigsten die Frage: Reinhard (Gest. S. 168) meint, daß dieses Schema von ihm zuweilen auch da angebracht sei, wo es nicht hingehöre, und wo es besser gewesen wäre, Alles kategorisch auszusprechen. Er hat nicht Unrecht: es wird des Fragens bisweilen zu viel, und dazu wird auch am unrechten Orte gefragt. Auch darin hat sein Gefühl ihn nicht getäuscht: die Exclamation wird zu oft angebracht, um immer Wirkung thun zu können. Wo Reinhard ein

Mal der Apostrophe sich bedient, macht es tiefen Eindruck: so redet er in der Reformationspredigt 1799 Luthern und seine Gehülfen ergreifend an: „Wie gleichgültig würde man euch aufnehmen, mit welchem Kaltsinn würde man euch anhören, wie bitter würde man eurer spotten, ehrwürdige Zeugen Jesu, die ihr einst vor den Augen des aufmerksamen und gelehrigen Europa's handeltet, wenn ihr jetzt auftreten, wenn ihr das Evangelium, das euch so heilig war, für das ihr bereit waret, euer Blut zu vergießen, den Enkeln eurer Zeitgenossen verkündigen solltet! Er ist verschwunden, er ist verschwunden der Sinn für Religion, der zu euren Zeiten so zart und lebendig, so warm und innig war, und ein schüchternes Gefühl, ein kaltes Vernünfteln, ein trostloses Zweifeln, ein erklärter Widerwille gegen das Evangelium Jesu und gegen alle Religion ist an seine Stelle getreten. O man würde dich nicht verstehen, man würde dich für einen Schwärmer, für einen unduldsamen Eiferer erklären, edler Luther, wenn du mit deiner Kraft zu diesem Geschlechte sprächest; und so stark, so durchdringend, so erschütternd auch deine Stimme war, würde sie sich im Getöse wilder Unordnungen und kämpfender Leidenschaften, die den Sinn für Religion betäuben, noch vernehmlich machen können?" „O, wenn wir euch versammelt aus allen Jahrhunderten sehen," ruft er bewegt und bewegend in der ersten Weihnachtspredigt des Jahres 1800 aus, „wenn wir die Stimme des Dankes vernehmen könnten, die sich aus eurem gerührten Herzen zum Himmel erhob; wenn euch unser Auge betrachten könnte, ihr alle, die ihr durch Christum hier schon selig waret, und den Frieden Gottes kanntet, der höher ist, denn alle Vernunft: wie würden wir einstimmen in eure Bekenntnisse, wie würden wir erstaunen über den Segen, der aus der Geburt Jesu entsprungen ist, mit welchem Entzücken würden auch wir rufen: Friede auf Erden, seitdem Christus erschienen ist; eine neue bessre Zeit, die Zeit eines reinern Genusses ist durch ihn angegangen." Vgl. noch die Ansprache an die Verstorbenen und an das Vaterland, Jahrgang 1804, Predigt 7 und 18.

Tzschirner hat das Eigenthümliche der Reinhard'schen Beredsamkeit nach meinem Dafürhalten am Besten schon 1811 in seinen Briefen (S. 89 f.) in diese kurzen Sätze zusammengedrängt: „unerschöpfte Mannichfaltigkeit der Materie bei einem seltenen Wechsel der Form; eine ebenmäßige Vollendung des Ganzen bei einem

ſeltenen Hervortreten einzelner Theile; eine Beſonnenheit, über der Thätigkeit der Kraft, aus deren Fülle das oratoriſch kommt, mit unabläſſiger Strenge wachet und waltet; Kun Wahl ohne geſuchten Schmuck und ängſtliche Strenge; Re Schmuck, nicht Pracht und Glanz; mehr ernſte Würde, als Anmuth und zarte Weichheit; eine gleichmäßige Miſchung von heit, Fülle, Präciſion und Stärke."

Franz Theremin.

Aus den alten Rednern, vornehmlich aus Demosthenes, hat Reinhard die Idee der Beredsamkeit abgezogen. Theremin hat sich fast ebenso zu einem der bedeutendsten Kanzelredner der evangelischen Kirche gebildet. Demosthenes ist auch ihm das non plus ultra, die verkörperte, personificirte Beredsamkeit, doch, während Reinhard von christlichen Rednern nur den Saurin sehr oberflächlich kannte, war Theremin, welcher einer französischen Refugiefamilie entstammte, mit den großen Predigern der katholischen Kirche in Frankreich, vor allen Dingen mit dem edlen Massillon, sehr vertraut. Wir verdanken diesem Studium des größten Redners des klassischen Alterthums und des größten Predigers der gallikanischen Kirche die vortreffliche Schrift: Demosthenes und Massillon: ein Beitrag zur Geschichte der Beredsamkeit. Berlin 1845.

Das äußere Leben Theremins*) verlief sehr einfach. Er wurde zu Gramzow in der Uckermark den 19. März 1780 geboren, sein Vater war dort Prediger an der französischen Gemeinde. Nachdem er das französische Gymnasium in Berlin durchgemacht hatte, bezog er die Universität zu Halle, wo er hauptsächlich unter Knapp Theologie und unter dem berühmten Wolf Philologie studirte. Hier in Halle trat er mit einer Anzahl poetisch angehauchter, strebsamer, für Christus und Plato gleich begeisterter Jünglinge, die sich den Polarstern zum Bundeszeichen erkoren hatten, in Verbindung: der Dichter

*) Vgl. Palmer: Dr. Fr. Theremin als Prediger in Tholuck's literar. Anzeiger 1843, Nr. 7 und 8, und dessen Artikel in Herzog's Realencyklopädie. Sack, 356 ff. Brömel, 2, 116 ff.

Chamisso, welcher den Almanach herausgab, der diesem Bunde sein Leben verdankte und der auch von Theremin etliche Arbeiten enthält, Varnhagen von Ense, W. Neumann, August Neander, welcher ihm Zeitlebens seine treue Freundschaft bewahrte, u. A. gehörten zu diesem Bunde. In Genf, wo er seine theologischen Studien vollendete, wurde er 1805 ordinirt: 1810 trat er aber erst in's Amt und zwar als Prediger an der Werder'schen Kirche. Welchen Beifall er auch fand, so sehnte er sich doch aus dieser Stelle heraus, welche ihn verpflichtete in französischer Sprache zu predigen. Sein Wunsch ging 1814 schon in Erfüllung, als er an die Dom- und Hofkirche berufen wurde. An äußeren Ehren fehlte es ihm in der Folge nicht: 1824 wurde er zum Oberconsistorialrathe, zehn Jahre darauf zum wirklichen ernannt, 1824 erhielt er den Doktor der Theologie und 1839 trat er als Professor in die theologische Fakultät ein. Der Tod seiner Frau, die er schon 1826 verlor, schlug seinem Herzen eine tiefe Wunde, welche sich nie wieder schloß: er spricht von ihr in dem Vorworte zu dem vierten Bande seiner Predigten: „Er (der Herr) hatte mir die theure Seele zur Lebensgefährtin gegeben, die mich in meinem Berufe als Verkündiger des göttlichen Wortes nicht nur durch ihren Zuspruch ermunterte, durch ihre Theilnahme belebte, sondern auch mich jedesmal warnte, wenn ich mich von dem Wege zu dem Ideale entfernte, das ihrem ebenso frommen als gebildeten Sinne in so großer Klarheit und Richtigkeit vorschwebte." In den dreißiger Jahren bildete sich in dem einen Auge der Staar bei ihm aus, man befürchtete, er werde völlig erblinden: es geschah aber nicht. Nachdem er längere Zeit gelitten hatte, — die letzte Predigt hielt er am 26. April 1846 über Phil. 3, 20 und 21 mit dem Thema: unser Wandel ist im Himmel — starb er den 26. September desselben Jahres. Eine Leichenrede hatte er sich ausdrücklich verbeten, seinen Ansichten getreu. (Abendstunden S. 181 ff.)

Theremin hat seine Grundanschauungen über die Predigt in seinem Büchlein: die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Zweite Auflage. Berlin 1837: niedergelegt. Die Beredsamkeit ist ihm kein Mittelding zwischen Poesie und Philosophie, auch keine besondere Art der Poesie oder der Philosophie, sondern eine Tugend, nämlich eine Fertigkeit, nach ethischen Grundsätzen zu wirken. Die Rhetorik als Theorie der Beredsamkeit ist also ein Theil der Ethik. (S. 23.) Ist die Beredsamkeit aber

eine Tugend, eine ethische Eigenschaft, so versteht es sich von selbst, daß der Redner ein tugendhafter, gesinnungstüchtiger, sich selbst verleugnender, reiner Charakter sein muß. Deßhalb fängt Theremin auch ganz consequent das Kapitel über den oratorischen Charakter des Demosthenes mit dem ethischen Charakter dieses Redners an. „Er selber scheint die Gesinnung des Redners," sagt er (Dem. und Mass. 134 f.), „als die wichtigste Eigenschaft desselben betrachtet zu haben: dies geht hervor aus einem, von ihm unter sehr ernsten Umständen abgelegten Zeugniß. Nicht das Wort des Redners ist ehrenwerth, sagt er in der Rede für die Krone, auch nicht der Klang seiner Stimme, sondern daß er gleiche Bestrebungen hat, wie das Volk, und dieselben Gegenstände des Hasses und der Liebe, wie das Vaterland." „Der erste Zug," heißt es dort 135 f. weiter, „in der Beredsamkeit des Demosthenes — der auch wohl der erste in dem Ideal der Beredsamkeit sein möchte — ist, daß seine Person, ihr vortheilhaftes Erscheinen und die Rücksicht auf den Beifall des Zuhörers immer ganz und gar der Sache, dem Gegenstand und Zweck der Rede aufgeopfert werden. Von allen Rednern alter und neuer Zeit, geistlichen und weltlichen hat keiner in solchem Maße, wie er, diese Selbstverleugnung geübt, die doch gewiß eine sittliche Eigenschaft ist und die bei den Mehrsten in der Selbstliebe und Eitelkeit ein unüberwindliches Hinderniß findet. Gewöhnlich will der Redner, indem er zum Ziele fortschreitet, doch nicht unterlassen, auf dem Wege manches Blümchen zu pflücken und sich durch Gang und Geberde den Zuhörern auf das Vortheilhafteste darzustellen. Wenn Cicero unter dem Demosthenes steht, so ist dies vornehmlich die Schuld seiner Eitelkeit, durch welche seine Person immer unverhältnißmäßig gegen die Sache hervortritt. So nicht Demosthenes; er will nicht glänzen, sondern seinen Zweck erreichen; nicht den Zuhörer gewinnen, sondern ihn fortreißen; er sucht nicht den Beifall desselben, sondern seine Zustimmung. Alle bloß äußerlichen Reizmittel, mit welchen selbst christliche Redner ihre Vorträge oft bis zum Ekel überladen und ausschmücken, werden von diesem heidnischen Redner immer auf das Entschiedenste verschmäht." Nicht seine Person will der wahre Redner zur Geltung bringen: seine Person tritt ihm gegen die Sache, die es gilt, ganz in den Hintergrund. Das innere Glaubensleben ist die einzige Quelle der geistlichen Beredsamkeit: diesen Satz, der zu seiner Zeit sehr befremdete, hat

Theremin (Ber. S. 59—67) eingehend ausgeführt. „Man denke sich," sagt er S. 60 f., „einen Kanzelredner mit den schönsten Talenten ausgestattet, der aber seine Vernunft nicht unter, sondern über die Offenbarung stellt, und der folglich bei Bestimmung des Verhältnisses, worin Gott zu den Menschen steht und worin die Menschen unter einander stehen sollen, sich auf keine höhere, göttliche Autorität berufen kann. Ist die Richtung seines Geistes überwiegend philosophisch, so wird er sich zum Hauptgeschäft machen, die Grundsätze seines religiösen und ethischen Systems darzustellen, zu erläutern, und so viel als möglich, zu beweisen." Eine wissenschaftliche Bildung bringt er bei dem Zuhörer da im glücklichsten Falle zu Wege: „aber nicht diese zu befördern, sondern Besserung der Gesinnungen und des Verhaltens zu bewirken, war die Absicht des Redners, und er muß sie verfehlen, da es ihm bei dem Bestreben, gewisse Wahrheiten zu begründen, an Zeit gebricht, sie mit den höchsten praktischen Ideen in Verbindung zu setzen. Das wird er vielleicht am Schluß versuchen; doch wenn das Ganze der Rede nicht schon in der Absicht entworfen ist, sittliches Interesse zu erregen, so wird man in der Anwendung vergeblich daran arbeiten." (S. 61.) Eine feste, unerschütterliche Ueberzeugung kommt aus der eigenen Weisheit und den Systemen der Philosophen nicht zu Stand, während die Offenbarung ewige Wahrheiten darbietet: „es wird daher in dem Gemüthe ungläubiger Kanzelredner eine gewisse, von ihnen selbst kaum bemerkte Verlegenheit zurückbleiben, die sich bei Darstellung der Wahrheit bald durch einen kühlen, gleichgültigen Ton, bald durch Spannung und verzerrten Eifer verrathen wird; und so werden die von ihnen vorgetragenen Wahrheiten, so vortrefflich sie auch sein mögen, nie den Einfluß auf Gefühl und Willen erlangen, den ihnen ein ruhiger, kraftvoller Nachdruck verschafft haben würde." (S. 62.) Die Verlegenheit des ungläubigen Predigers wird dadurch aber auf den Gipfel getrieben, daß sich ihm das dunkle Gefühl aufdrängt, er befinde sich zu seinen Zuhörern in einer schiefen, unwahren Stellung. Er ist zum Verkündiger der göttlichen Wahrheit bestellt und sein Amt umgibt ihn mit einer Würde und einem Ansehn, „die bei einem jeden, der seine Lehre nicht auf göttliche Autorität gründet, als unerlaubte Anmaßung erscheinen müssen". (S. 63.) „Er legt es auf's Rühren an, auf die Erweckung unnützer Gefühle; er sucht durch äußere Vorzüge und durch geschmückte Schreibart zu glänzen,

ıd ſo wird ſeinen Vorträgen Nutzen und Kraft durch ſeinen Un-
lauben geraubt." (S. 64.) „Man denke ſich dagegen," heißt es
leich (S. 64 f.) weiter, „einen geiſtlichen Redner von geringerem
alent, der aber mit einem redlichen Willen Gutes zu wirken, einen
nerſchütterlichen Glauben an die Wahrheiten der chriſtlichen Religion
erbindet; und man ſehe, welchen höheren Schwung ſeine Vorträge
urch dieſen einzigen Umſtand nehmen werden. Indem er die er-
abenſten Wahrheiten aus der heiligen Schrift, worin ſie ihm in
er lichtvollſten, populärſten Geſtalt gegeben ſind, entlehnt, iſt er
ugleich durch die göttliche Autorität der Bibel aller weitläuftigen
Entwicklungen und Beweiſe überhoben, und kann, ohne ſich damit
u befaſſen, ſeine volle Kraft zur Bearbeitung der Gemüther an-
wenden. Die von ihm vorgetragenen Wahrheiten werden um ſo
eher Glauben finden, da er ſelbſt nur ſpricht, weil er glaubt, und
da ſeine feſte, innige Ueberzeugung ſeinem Ton einen ebenſo ruhigen
als ſalbungsvollen Nachdruck gibt, vor dem alle Zweifel verſchwinden
müſſen. Bei aller Demuth, die ihm die Schwäche der menſchlichen
Vernunft ſowohl als ſeine eigenen von ihm ſelbſt erkannten ſittlichen
Mängel einflößen müſſen, fühlt er doch, daß er, ohne Anmaßung,
zu ſeines Gleichen, ja zu Beſſeren und Weiſeren als er, belehrend,
ſtrafend und ermahnend reden darf, weil er nicht in ſeinem eigenen,
ſondern in Gottes Namen zu ihnen ſpricht, und weil er, als ein
Abgeſandter des Höchſten, über jeden, er ſei, wer er wolle, erhaben
iſt. Da alſo die Abſicht der geiſtlichen Redner, durch Erkenntniß der
Wahrheit zur Tugend und zur Seligkeit zu führen, nur durch ihren
Glauben zu erreichen iſt; da ohne denſelben das Verhältniß, worin
ſie zu ihren Zuhörern ſtehn, nicht einmal eine moraliſche Gültigkeit
hat, ſo ſcheint es, daß der Glaube bei ihnen nicht allein als eine
religiöſe Eigenſchaft betrachtet werden müſſe, ſondern daß man ihn
auch als eine ſittliche Vollkommenheit anſehn und mit Strenge fordern
dürfe. Um ſo trauriger iſt die Bemerkung, daß ſo Viele aus un-
gegründeter Furcht, durch Anerkennung einer göttlichen Autorität zu
mißfallen, ihren Glauben an dieſelbe verhehlen, oder ihn nur mit
Zaghaftigkeit äußern und ihren Vorträgen dadurch Kraft, Würde,
Nutzen, und folglich auch am Ende den Beifall des Publikums
entziehn."

Das Wort Gottes iſt alſo „das Fundament des evangeliſchen
Predigers" (Pr. 7, 138): auf ihm ſteht er, von dort aus ſetzt er

seine Hebel an, denn der Redner will seinen Zuhörer zu etwas bestimmen und bewegen. Dieser muß als Person geachtet werden, es kann kein äußerer Zwang angewandt werden, er muß frei bleiben, mit voller Freiheit sich entschließen. „Zu dem Ende," heißt es (Ber. S. 29 f.), „soll der Redner seine jedesmalige Idee auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückführen. Er zeige ihnen also, wie sie, um ihre Pflicht zu erfüllen, um sich zur Tugend zu erheben, um ihr Glück zu befördern, nothwendig auch seine Vorschläge in's Werk setzen müssen; wie die Ideen der Pflicht, der Tugend, des Glücks durch sich selbst eben diese Gesinnung erzeugen, sie zu eben der Handlung antreiben müssen, wozu er sie bewegen will. So respektirt der Redner nicht bloß die Freiheit des Zuhörers, sondern, indem er ihn ganz zu überwältigen und niederzudrücken scheint, hat er ihn durch Belebung seiner Ideen zum höchsten Grade des Bewußtseins und der Selbstständigkeit erhoben." Die Idee der Pflicht vertieft sich bei dem kirchlichen Redner zu dem Willen Gottes, die Idee der Tugend zur Aehnlichkeit mit Gott, die Idee des Glückes zur Seligkeit. (S. 34.) „Es genügt nicht, daß der Redner eine Art der Thätigkeit, als zum vollkommnen ethischen Handeln gehörend, angreife; er muß den Menschen überhaupt und den ganzen gesellschaftlichen Zustand genau genug kennen, um in alle Verhältnisse einzugehn und zu zeigen, wie höchst angemessen ihnen dasjenige sei, wozu er auffordert. So werden die hohen religiösen Ideen aus ihrer Allgemeinheit hervorgerufen, und in die bestimmten Formen des menschlichen Lebens wie eingefangen; nichts ist ergreifender für den Zuhörer, nichts gibt seinen Ideen ein regeres Leben, als die ausgebildete Gestalt, worin sie ihm erscheinen. Aber freilich gehört von Seiten des Redners ein gewaltiger Wille dazu, um eben den Geist, der sich bis zu den höchsten Gegenständen der Betrachtung emporschwang, plötzlich bis zum kleinsten Detail des menschlichen Lebens hinunter zu zwingen, ohne daß er dadurch an Feuer und Spannkraft verliere. Das vermögen Wenige, und da es bequemer ist, so hält man es auch oft für angemessener, sich in gestaltlosen Ideen umherzudrehen." (S. 70.) Von seinem Gegenstande hat der Redner mit Affekt zu handeln. „Jeder, der voll von einer großen Idee vor das Volk getreten ist, hat mit Affekt gesprochen; mit dem größten aber der, welcher die größten Ideen auszusprechen hatte, Christus; das Licht der Welt offenbart die ewige Wahrheit mit

fortdauernder Begeisterung, die bald mild und sanft, bald donnernd und zerschmetternd erscheint: ein großes Beispiel für jeden kirchlichen Redner, das ihn von aller philosophischen Ruhe dispensirt und ihm einen ähnlichen Affekt zur Pflicht macht." (S. 110 f.) Theremin fordert also von dem Redner nicht fieberhafte Hitze, kränkliche Rührung oder geschraubte Begeistrung, sondern Wärme mit Besonnenheit, Gefühl mit Vernunft, Nachdruck ohne Verzerrung, Licht und Feuer ohne Dampf. Der Redner pflanzt seinen Affekt dann auf die Zuhörer fort, stellt in der rechten Weise nur dar, wenn er erstlich seine Handlungsweise den jedesmal obwaltenden Umständen und Verhältnissen genau anpasst, und also angemessen, wenn er zweitens bei aller Rücksicht auf die Lage, worin er sich befindet, bei aller Bekämpfung oder Umgehung der Hindernisse, die er auf seinem Wege antrifft, doch in einem beständigen, unaufhaltsamen Fortschritte begriffen ist, und also in stetigem Fortschreiten, und wenn er endlich bei diesem Fortschreiten, wobei jeden Augenblick das ganze Verhältniß wechselt und eine andre Gestalt annimmt, jeden Moment seiner Wirksamkeit durch eine besondere Form und Gestalt auszeichnet, und also lebendig redet. (S. 135.)

Ein hohes Amt ist dem Prediger beschieden. „Er darf," lesen wir Pr. 7, 183 ff., „strafen ohne Unterschied den König wie den Bettler, er darf Allen das tiefe Verderben aufdecken, das sie in ihrem Busen tragen und das doch so Wenige sehen mögen, er darf die im Schwange gehenden Irrthümer und Laster — diese oft hoch gepriesenen Irrthümer, diese oft glänzenden Laster — vor den Richtstuhl des göttlichen Gesetzes fordern; er darf es, denn er thut es nicht selber, das Wort Gottes thut es, welches spricht: sie sind Alle abgewichen und allesammt untüchtig geworden. Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten; und das, wenn es also strafend aus seinem Munde ertönt, jenes zweischneidige Schwert ist, das durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Er darf Geheimnisse verkünden, die in einer Höhe, wozu kein menschlicher Geist sich erheben kann, verborgen liegen, das Geheimniß von der wesentlichen Einheit und persönlichen Verschiedenheit des Vaters, des Sohnes und des Geistes, und von der Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo; er darf es, denn das Wort nennt ja besonders den Vater, den

Sohn und den Geist; das Wort sagt von Christo: er ist Gott, über alles gelobt in Ewigkeit, und wenn es durch seinen Mund diese hohen Dinge verkündet, dann ist es dem Adler gleich, der die Erde verläßt, den Blicken entschwindet, die Sonne aufsucht und sie in der Nähe begrüßt. Er darf den zerschmetterten, durch den Donner des Gesetzes in den Staub niedergestreckten Sünder aufrichten durch die Versichrung: deine Sünden sind dir vergeben, so du glaubst an Christum. Denn das Wort spricht: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Dieß ist sein schönstes Vorrecht, dieß ist die größte Wohlthat, die ein Mensch dem andern erweisen kann, dieß ist die erhabenste Bestimmung seines Amtes, das von ihr in der Schrift das Amt, das die Versöhnung predigt, genannt wird. Und von denjenigen, die es weislich und gläubig ausüben, ja von denen gilt wahrhaft, was der Prophet spricht: Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: dein Gott ist König. Er darf, wenn die Versammlung, die ihn umgibt, wegen der vielen Unglücklichen, die darunter sein mögen, ihm erscheint wie eine schwere Wolke, aus welcher bald Thränen wie Tropfen herabfallen werden, er darf zu ihr sprechen: weine nicht, denn also hat ja das ewige Wort zu der Mutter des todten Jünglings gesprochen; er darf hinzusetzen: ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sei, die an uns soll geoffenbaret werden. Er darf denen, welche ihn befragen um die vollkommenste Einrichtung ihres äußern und innern Lebens, nach der sichern Anweisung des göttlichen Wortes, das da ist eine Leuchte unsren Füßen und ein Licht auf unserm Wege, Christum als Muster aufstellen und zu ihnen sprechen: Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen; er darf sie auffordern, mit Hülfe der göttlichen Gnade dahin zu streben, daß sie sagen können wie der Apostel: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Dieß alles darf er. Zwar so lange sein eigener Glaube noch mehr Verstandes- als Herzenssache und von geringer Erfahrung begleitet ist, wird er sich dieser hohen Vorrechte nur schüchtern und furchtsam bedienen. Ist aber sein Glaube erstarkt, ist er nicht nur ein Licht im Geist, sondern auch eine Flamme im Herzen, hat er die Wirkungen desselben in

seinem Innern erfahren; hält er sich selbst wie Paulus für den vornehmsten unter den Sündern, hat er für sich selbst nur in Christo Ruhe des Gewissens gefunden, ist er selbst in den bängsten Augenblicken seines Lebens nur durch Christum getröstet worden, strebet er selbst dahin, ganz mit Christo eins zu werden, und Alles abzuthun, was ihn scheidet von dem Herrn: dann wird er sein Amt mit großer Freudigkeit und Kühnheit verwalten und das Wort Gottes wird in seinem Munde immer mehr die ihm eigne Kraft offenbaren. Wenn er aber nicht glaubt? — Furchtbare Frage, die sich jedoch so mächtig aufdringt, daß wir sie nicht zurückweisen können! — Wenn er zu den vielen Unglücklichen gehört, die es jetzo gibt, für die das Wort der Schrift kein Wort Gottes ist, darf er es dann verkündigen, darf er die Sünder strafen, darf er ihnen durch das Verdienst Christi Gnade verheißen, darf er sie trösten durch die Hoffnung des Himmels, wo Christus die Seinigen um sich versammelt? Furchtbar nannte ich diese Frage, weil es ein furchtbarer Fall ist, den sie voraussetzt, und weil es furchtbar sein würde, sie falsch zu beantworten; aber die richtige Antwort ist leicht, sie bietet von selbst sich dar. Wer nicht glaubt, der soll auch nicht predigen, denn es heißt: ich glaube, darum rede ich. Wie? Er sollte von der Verderbtheit der Menschen reden, während er seine natürlichen Kräfte bewundert; er sollte Christum den eingeborenen Sohn Gottes nennen, während er ihn für einen Menschen hält; er sollte das Verdienst seines Todes preisen, während er meint, durch eigenes Verdienst selig zu werden; er sollte die Hoffnung des ewigen Lebens auf das Wunder des Ostertages gründen, während er diese Thatsache in Zweifel zieht — das sollte er und er müßte nicht fürchten, wenn er es thäte, daß eine Stimme vom Himmel ihm zuriefe: du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen, und daß er wie Ananias und Sapphira todt zu Boden gestürzt würde? Wahrlich, dem gewissenhaften Manne würde es nicht nur besser, sondern auch viel leichter erscheinen, irgend ein ehrliches Gewerbe zu treiben und, wenn er das nicht vermöchte, sein Brot an den Thüren zu betteln, als hier sonntäglich am Altare oder auf der Kanzel Dinge auszusprechen, an die er nicht glaubt, zum Schaden seiner Brüder und zu seiner eigenen Verdammniß!"

Von dem Satze, daß die Beredsamkeit eine Tugend, die Rede also eine sittliche That ist, macht Theremin nach allen Seiten hin

Gebrauch. Nach welchem Maßstabe soll man den Werth der geistlichen Reden beurtheilen? Nach der darin zu Tage tretenden Kunst, antworten Viele frischweg. Theremin weist diese Antwort entschieden ab. „Man könnte glauben," sagt er in der Vorrede zu Ber. S. VII f., „es gehöre zu einer guten Predigt, daß der christliche Gehalt, der nie fehlen darf, gründlich und zusammenhängend entwickelt und in einer schönen Form durch die Sprache dargestellt sei. Und gewiß wird man die Erfüllung dieser Bedingungen unnachsichtlich von denjenigen fordern dürfen, welche die Fähigkeit dazu besitzen; wenn diese es daran fehlen ließen, so müßten sie sich vorwerfen, daß sie die Kräfte, die Gott ihnen gab, nicht zu seiner Ehre angewendet, nicht nach ihrem besten Vermögen gesucht hätten, ihm zu gefallen. Eine Predigtweise, bei welcher eine dialektische und ästhetische Vollendung angestrebt wird, muß also denjenigen, die einen unverkennbaren Beruf dazu haben, gestattet und gegen den ungerechten Vorwurf, als wollten sie dadurch nur menschlicher Eitelkeit fröhnen, in Schutz genommen werden." „Diese Predigtweise," heißt es weiterhin, „ist jedoch nicht die einzige, es ist nicht einmal die beste. Es gibt fromme, in ihrem Innern sehr lebendige und weitgeförderte Verkündiger des göttlichen Wortes, denen die Gabe eines tiefen und zusammenhängenden Denkens, so wie eines angemessenen, schönen Ausdrucks nicht verliehen ist. Haben nun auch die Vorträge solcher Männer unverkennbare Mängel, so kann sich doch trotz, ja sogar vermittelst derselben — wenn sie nämlich in einer unbesiegbaren Schranke der Natur, nicht in Unfleiß ihren Grund haben — das Göttliche, das in ihnen ist, mit großer Klarheit und Kühnheit aussprechen; und ihr Wirken wird nicht nur vor Gott vollkommen bestehn, sondern auch vor den Menschen, unter denen die Gebildetsten sich oft gerade durch das, was ihrer sonstigen Sinnesart am fremdesten ist, am meisten erbaut fühlen. Zu welcher von diesen Predigtweisen ein Geistlicher berufen sei, wie weit er zu streben, womit er sich zu begnügen habe, das kann ihm nur klar werden, wenn er sich, unbekümmert um homiletische Regeln, in Beziehung auf Gott und seine Forderungen prüft." Den Beifall der Menge halten Andre für den richtigen Maßstab. „Für den geistlichen Redner," ruft Theremin erregt (S. IX f.) aus, „sollte die Gunst oder die Mißgunst der Menschen das höchste Urtheil, und ihren Beifall zu gewinnen, die höchste Aufgabe sein! Dadurch wäre plötzlich sein

Wirken, das nur aus den reinſten Antrieben hervorgehn ſoll, zu einer Volksſchmeichelei erniedrigt; und es könnte ſich nur die chriſtliche Homiletik bequemen, Künſte zu lehren, deren die heidniſche Rhetorik ſich geſchämt hätte. Man würde auch einer großen Anzahl höchſt frommer und achtungswerther Geiſtlichen, die aber gerade keine Lieblinge des Publikums ſind, den Troſt abſprechen müſſen, den das Zeugniß ihres Gewiſſens ihnen gewähren kann und ſoll. Das iſt mir ein trefflicher Redner, dem es ganz gleichgültig iſt, ob er vor drei Zuhörern oder vor dreitauſenden predigt." Sehr beſtimmt ſpricht Theremin ſich gegen Tholuck aus, welcher vorſchlägt, auf die Neigungen und den Geſchmack der Gebildeten Rückſicht zu nehmen und mehr, als der gewöhnliche Styl es thut, auf die Gebiete, in denen ihr Leben wurzelt, hinüberzuweiſen und von daher z. E. Worte Shakeſpeare's und Goethe's als Beweismittel zu entlehnen. „Ich glaube," ſagt er S. XI, „es gibt nur ein Mittel zu dieſem Zwecke: alſo zu predigen, daß man Gott gefallen könne; wollen die Gebildeten alsdann ihr Theil Erbauung mit hinwegnehmen, ſo wird man ſich deß freuen; wollen ſie es nicht, ſo wird man es bedauern; aber man hat ſeine Schuldigkeit gethan und wegen ihres Nachtheils haben ſie keinen anzuklagen, als ſich ſelbſt." Die eigene Zufriedenheit ſcheint Tholuck zum Kriterium der Güte der Predigt machen zu wollen: der Prediger, wenn er von der Kanzel herunter kommt, muß Mutterfreuden fühlen, Freuden der Mutter, die unter Gottes Segen ein Kind geboren hat. „Wir wünſchen," ſagt Theremin ſehr beſonnen S. XV, „allen denjenigen Glück, denen ohne Beimiſchung menſchlicher Eitelkeit ſolche Erfahrungen zu Theil werden; aber wir müſſen es zur Steuer der Wahrheit und zum Troſt vieler achtungswerthen Geiſtlichen behaupten, daß auch ohne ſolche Empfindungen vor oder nach dem Halten der Predigt, ja daß bei entgegengeſetzten Zuſtänden, die Predigt denſelben Werth haben kann. Wie nämlich das Gebet, das ſich ohne Freudigkeit aus einem trockenen Herzen loswindet, oft gerade das beſte und wirkſamſte iſt, ſo kann auch die Predigt gut ſein, bei welcher man durch keine Begeiſterung getragen, nur durch feſten Entſchluß und anhaltendes, obwohl freudenloſes Beten die ſich häufenden Schwierigkeiten überwunden hat." Auch von dem die Predigt begleitenden oder nicht begleitenden Segen iſt der Werth der Predigt nicht abhängig. Muß bei einer jeden guten Predigt

der Segen allemal sichtbar hervortreten? „Ja man wird nicht umhin können, sich das Fehlen und Ausbleiben des Segens selbst bei einer christlichen, vortrefflichen Predigt als einen möglichen Fall zu denken. Denn wollte man ihn nothwendig daran knüpfen, so würde man die menschliche Kraft zu sehr erheben und die göttliche Gnade beschränken, die ihn gewähren oder versagen kann." (S. XVII.) Nicht die Ausbildung der Gedanken und der Form, nicht der Beifall der Zuhörer, nicht die eigene Begeisterung bei dem Hervorbringen und Halten der Predigt, nicht ein Mal der Segen, den sie stiftet, gibt den richtigen Maßstab zu ihrer Schätzung her; der geistliche Redner hat nur dann Grund mit seiner Predigt zufrieden zu sein, „wenn er bei ihrer Hervorbringung nach allen Kräften gestrebt hat, Gott, und zwar Gott allein, nicht den Menschen zu gefallen." (S. VI.)

Auch auf die Frage: soll man aufschreiben und auswendig lernen? soll man sich mit dem Ersten begnügen, das Zweite aber unterlassen? soll man sich von dem Einen wie von dem Andern frei machen: nur die Gedanken vorbereiten und ordnen; wegen des Ausdrucks aber der Eingebung des Augenblicks vertrauen? gibt der Kanon: der Prediger strebe Gott zu gefallen, die entscheidende Antwort. „Es ist Pflicht eines jeden," sagt Theremin (S. XX), „diese verschiedenen Methoden zu versuchen und diejenige für sich zu wählen, bei welcher er nach gewissenhafter Selbstprüfung hoffen darf, sein inneres Leben am vollkommensten auszusprechen. So handelt er nach dem Willen Gottes, der den Menschen verschiedene Gaben ertheilt und ihnen dadurch auch in dem Wirken für sein Reich ein verschiedenes Verfahren vorgeschrieben hat. Es gibt Männer, denen ein langes, einsames Nachsinnen nicht förderlich, sondern hinderlich ist; die bald das Wichtigste gefunden haben, das über einen Gegenstand zu sagen ist; deren Begeisterung in der lebendigen Bewegung des Sprechens wächst und denen gerade dann die kräftigsten Gedanken, Wendungen und Ausdrücke zuströmen. Solche Männer sind zum Extemporiren berufen; sie würden den Willen Gottes schlecht verstehen, wenn sie nicht diese Methode befolgten; und sie wären nur zu warnen, daß sie, im Vertrauen auf ihre Gaben, sich nicht auch der Vorbereitung der Gedanken, die auch ihnen unerläßlich sein möchte, überhoben glaubten." Denjenigen, welche nicht so organisirt sind, ist von Gott selbst die Pflicht auf-

rlegt, „nicht nur die Gedanken vorzubereiten, ſondern auch die Worte aufzuſchreiben, ja dieſe Worte, wenn ſie ſich nicht von ſelbſt dem Gedächtniß einprägen, förmlich auswendig zu lernen.“ (S. XXI.) Da das Glaubensleben in einem jeden ein ganz eigenthümliches iſt, ſo muß auch nach Gottes Willen die Form der Predigt eine verſchiedene ſein. Eine Form iſt nicht für Alle. Die am Häufigſten vorkommende Predigtform, wo man das aus dem Texte geſchöpfte Thema in zwei, drei, auch wohl vier Theile theilt und dieſe nach einander entwickelt, hat ihre großen Vorzüge, „indem ſie eine gründliche, umfaſſende Bearbeitung des Gegenſtandes, eine lichtvolle Anordnung der Gedanken nicht nur begünſtigt, ſondern gebieteriſch fordert und dem Geiſte des Zuhörers, der bei einer längeren Rede oft abſchweift und ermüdet, einen Faden darbietet, woran er ſich zurecht finden kann. Sie hat aber auch freilich ihre Nachtheile. Indem man einen Gedanken durch Thema, Theile und Unterabtheilungen hindurchführt, kann er leicht etwas von der Kraft und Friſche einbüßen, womit er zuerſt vor den Sinn trat. Um die zwei oder drei Theile ſymmetriſch zu geſtalten, wird wohl bei dem einen etwas Bedeutendes ausgelaſſen, bei dem andern etwas Unbedeutendes hinzugefügt. Mehrere Male, nämlich in einem jeden Theile, fängt man von Vorn an, indem man immer mit dem Begriffe anhebt und mit der Anwendung auf das Leben ſchließt; eine Einförmigkeit, welche den Redner und die Zuhörer ermüden kann.“ (S. XXV.) Trotzdem kann Theremin dieſe Form nicht verwerfen; er glaubt, daß ſie manchem zur nachdrucksvollſten Ausbildung ſeiner Gedanken gute Dienſte leiſtet. „Daher,“ ſagt er (S. XXVI f.), „möchte ich allen jungen Geiſtlichen rathen, ſich darin zu verſuchen, ſie mit der größten Strenge durchzuführen, aber freilich auch ſie aufzugeben, ſobald ein nicht mehr auszugleichender Widerſpruch zwiſchen der Darſtellungsweiſe und dem Gang ihrer Ideen und Gefühle ſich kundgethan hat. Alsdann möchte unter anderen denkbaren Formen auch vielleicht die folgende ſich darbieten und empfehlen. Indem man auf eine eigentliche Eintheilung Verzicht leiſtet, gibt man nur im Allgemeinen die Abſicht an, dem Zuhörer die aus dem Texte geſchöpfte Lehre an das Herz zu legen. Dieſe Lehre entwickelt man ſogleich vollſtändig, ohne ſie in mehrere Theile zu zerſchneiden, aber in möglichſter Kürze, ſo daß dieſe Entwickelung

nicht einen Haupttheil der Predigt bilden könnte. Ist dergestalt die Idee an sich zur Anschauung gebracht, so läßt man sie ins Leben übergehn und hält sie zusammen mit den Erscheinungen, die ihr widersprechen, oder die ihr gemäß sind und aus ihr entspringen. Man behandelt hier die ganze Predigt, wie man jeden einzelnen Theil zu behandeln pflegt; sie ist, so zu sagen, nur Ein Theil, sie ist ganz aus einem Stück, indem das Abbrechen und Zurückgehn auf die Begriffe, womit die einzelnen Theile anfangen, hier nicht Statt findet."

Auch die Frage, welche Sprache und Ausdrucksweise dem geistlichen Redner geziemt, erledigt sich durch den Satz: strebe allein darnach, daß du Gott gefällst. Mögen die Einen antworten: die Bibelsprache; Andre, die Büchersprache, oder die Sprache des gemeinen Lebens, oder eine einfache, natürliche, oder eine kunstgemäße, eine bilderreiche, poetische: Theremin antwortet kurz und gut: deine eigene. „Ein christliches Leben," sagt er von dem Prediger (S. XXVIII), „ist in ihm entstanden und er nährt sich unaufhörlich durch das Wort Gottes, aus welchem viele Ausdrucks- und Vorstellungsweisen ihm geläufig werden. Dieß christliche Leben bildet aber nicht einen abgesonderten Strom, sondern fließt mit seinem ganzen innern Leben zusammen. Zu diesem gehören Phantasie, Gemüth, Charakter, Geist, mit ihren, in einem jeden verschiedenen Kräften; Lebenserfahrungen, wissenschaftliche und litterarische Bildung. Aus allen diesen Bestandtheilen entsteht das innere Gespräch seines Herzens, die Sprache, in welcher er zu sich selbst und zu Gott von den Heilswahrheiten redet; und diese ist der Grundton, aus welchem er auch von der Kanzel herab sprechen soll. Ein jeder lasse also seine Eigenthümlichkeit walten, aber freilich ohne Ziererei, ohne mehr zur Schau zu tragen, als in ihm ist." Dieser Grundton muß aber doch in einer gemeinverständlichen Weise angeschlagen werden. „Massillon," sagt Theremin (Dem. u. Mass. S. 346), „will zum Herzen reden, er will die Vorgänge im Herzen und im Leben der Menschen beschreiben; zu dem Einen wie zu dem Andern ist aber eine Diction ganz untauglich, die sich zu sehr von der gewöhnlichen Ausdrucksweise entfernt; es wird dazu eine klare und einfache Darstellung erfordert."

Theremin klagt, daß die rhetorische Prosa bei den Deutschen

der Vollkommenheit, welche die philoſophiſche, die erzählende und beſchreibende erreicht hat, noch ermangele. Die Periode iſt der rhetoriſchen Proſa eben ſo weſentlich, als die ſchnelle Fortbewegung, „und es wird uns ſchwer, Beides mit einander zu vereinigen. Wir können wohl mit Schnelligkeit reden, doch ohne Perioden; oder in Perioden, doch ohne Schnelligkeit. In vielen kurzen, hinter einander geſtellten Sätzen können wir leicht gedrängt und concis ſein, doch die Perioden, die wir bauen, haben eine laſtende Schwere; beim Vortragen fallen ſie gewöhnlich aus einander, zerbrechen gleichſam in mehrere Stücke und können von dem Ohre nicht als ein Ganzes aufgenommen werden. Bei den vielen dumpfen Lauten unſrer Sprache, bei den wenigen Metallklängen, bei der beſchwerlichen Länge vieler Subſtantiva, bei den läſtig nachſchleppenden Hilfszeitwörtern, bei allen dieſen Hinderniſſen, wer wird uns lehren, wohlklingende Perioden zu bilden, deren jede durch eine beſondere Geſtaltung ſich auszeichnet und die doch leicht in einander verfließen und alle mit Schnelligkeit hinrollen? Die Sprache iſt freilich ſehr reich, aber unter den Mitteln, die ſie ſo freigebig darbietet, iſt Vieles, das für ſolche Zwecke unbrauchbar ſcheint.“ (S. XXXI f.) Und zu dieſer Unvollkommenheit der Sprache geſellt ſich nun noch gewöhnlich die Unvollkommenheit des Vortrags; man merkt es ihm an, daß er aus dem Singen entſprungen iſt und von dorther ſeine meiſten Regeln entlehnt hat. „Aber Sprechen und Singen,“ heißt es S. XXXII, „ſind ſehr verſchiedene Productionen und ſelten wird jemand in beiden zugleich ausgezeichnet ſein. Bei dem Singen werden die Sylben, die hervortreten ſollen, gezogen und getragen; bei dem Sprechen müſſen ſie gehoben werden. Bei dem Singen kann dieſelbe Folge von Tönen wiederkehren; bei dem Sprechen muß ſich der Ton mit jeder Sylbe verändern. Man fragt zuweilen: auf welches Wort, auf welche Sylbe in einem Satze der Accent fallen müſſe? Die Antwort iſt: es ſollen eben alle Sylben accentuirt werden, nur freilich jede auf eine beſondere Weiſe.“

Theremin, welcher (vgl. das Vorwort zu dem neunten Bande ſeiner Predigten), als er noch in franzöſiſcher Sprache predigte, oft ſeufzte: könnte ich nur ein einziges kleines Bändchen deutſcher Predigten herausgeben, erlebte das Erſcheinen von neun Bänden deutſcher Predigten; ein zehnter Band kam nach ſeinem Tode noch

heraus, so wie auch ein Bändchen von nachgelassenen Einsegnungsreden*).

Die Schilderung, welche Theremin von dem sittlich-religiösen Zustande seiner Zeit gibt, stimmt im Wesentlichen mit der Zeichnung Reinhards zusammen. Die Leugnung der Gottheit Christi, die Unterstellung der Offenbarung unter die Vernunft, der Rationalismus: das ist die Signatur seiner Zeit. Schon im Jahre 1815 klagt er (1, 78) über den Unglauben, der so stolz einherschreitet. „Unsere sittliche Kraft, behauptet er, genüge zur Erfüllung der göttlichen Gebote, unsre Vernunft zur Erkenntniß des zwischen uns und Gott bestehenden Verhältnisses. Ueberflüssig sei eine göttliche Offenbarung, ein höherer Beistand zur Heiligung. Vor den Richterstuhl der Vernunft zieht er die göttliche Lehre, nicht um sich ihr, wenn sie für göttlich anerkannt werden sollte, zu unterwerfen; denn dieser Fall wird nicht als möglich gedacht, sondern um sie als eine Frucht des menschlichen Geistes zu beurtheilen, über ihren Werth oder Unwerth zu entscheiden." Schmerzlicher noch wird die Klage in der Himmelfahrtspredigt von 1818 laut (2, 104). „Die Aussprüche der heiligen Schrift und das Beispiel ihrer geistigen Vorfahren verachtend, leugnen jetzt unzählige die höhere Natur Jesu Christi; dieser Unglaube, der sich sonst nur selten und schüchtern zu äußern wagte, erhebt jetzt laut, öffentlich und allgemein seine Stimme; in der Kirche selbst ist er herrschend geworden, und daß er nicht ihre gänzliche Auflösung herbeigeführt hat, das ist eins der auffallendsten Beispiele des göttlichen Schutzes, unter dem sie steht. Er, der sich sonst nicht regen durfte, ohne den Widerspruch der ganzen Christenheit und seine Verdammung hervorzurufen, er ist es, der jetzt die Gläubigen verdammt, sie verspottet und verachtet, und selbst wenn der Diener Jesu Christi an heiliger Stelle es wagt, ihn zu bestreiten und zu verdammen, so wird er nicht nur von den Heftigeren der Heuchelei oder des Aberglaubens bezüchtiget, sondern auch die Gemäßigteren rufen ihm zu:

---

*) Ich citire diese Predigten nach folgenden Ausgaben: Bd. 1 in der vierten Auflage von 1844; Bd. 2 in der dritten von 1841; Bd. 3 in der dritten von 1850; Bd. 4 in der zweiten von 1838; Bd. 5 in der zweiten von 1838; Bd. 6 in der fünften von 1851; Bd. 7 in der vierten von 1851; Bd. 8 in der dritten von 1852; Bd. 9 in der zweiten von 1849. (Bd. 6—9 auch unter dem Titel: Das Kreuz Christi.) Bd. 10 von 1847.

ebt eures Glaubens.“ Die Tage der Aufklärung sind ja freilich orüber, aber ist das Wesentliche von ihnen nicht geblieben bis auf en heutigen Tag? „Verschwunden sind sie zwar jene Zeiten,“ eißt es in einer Predigt aus dem Jahre 1820 (3, 255 f.), „wo nan unter dem Namen der Aufklärung ein neues Licht anzuzünden orgab, gegen welches das göttliche Licht, das alle Jahrhunderte rhellt hat, seinen Schimmer verlieren sollte; doch nur den Namen, welchen dieses freche Streben sich damals gab, die eigenthümliche Gestalt, unter der es erschien, hat es verändert; dieß Streben selbst, diese Geringschätzung aller früheren Ueberzeugung, ist in vielen Gemüthern zurückgeblieben und fährt fort die Kirche zu beunruhigen. Nachdem es von jeher ist anerkannt worden, daß Gott sich den Menschen offenbart hat, wirft man jetzt die Frage auf: ob es eine göttliche Offenbarung gebe, und sucht diese Vorstellung durch tausendfache Einschränkungen zu vernichten. Nachdem es von jeher ist anerkannt worden, daß, wenn Gott den Menschen sich offenbaren wollte, dieß nur vermittelst übernatürlicher Begebenheiten geschehen konnte, weigert man sich jetzt, die Wunder als wirkliche Thatsachen gelten zu lassen. Nachdem es von jeher ist anerkannt worden, daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch sei und die Kirche schon in den ältesten Zeiten diese Lehre auf das deutlichste und genaueste festgestellt hat, so ist es diese heilige Wahrheit, die am meisten bezweifelt wird und die bei den Wenigsten Eingang findet. Und indem die Einen aus Neuerungssucht das Anerkannte umstoßen, gehen Andere aus eben diesem Triebe über die Grenzen hinaus, welche die Schrift und die Kirche gezogen hat, verfallen in Schwärmerei und Aberglauben und vermehren die traurigen Spaltungen, welche das Erbe des Herrn zerfleischen.“ Theremin ist nicht blind, er bemerkt, daß in den langen Jahren, da er das Evangelium gepredigt hat, Vieles besser geworden ist in dem Hause des Herrn. „O, ich verkenne nicht,“ ruft er 1844 (10, 224) aus, „daß jetzt eine schöne Morgenröthe uns aufgeht; daß die Predigt des Kreuzes lauter, allgemeiner als in früheren Jahren ertönt und bereitwilliger aufgenommen wird!“ Aber er ist bei alledem nicht zweifelhaft, wie er 1842 bekennt (10, 120 f.), „daß der Herr, wenn er jetzt käme, jetzt in dieser Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, daß er Unglauben finden würde auf Erden, und zwar einen Unglauben, wie ihn die früheren Zeiten nicht kannten, und wie es der gegen-

wärtigen vorbehalten war, ihn zu erzeugen. Denn sonst, wenn man auch einzelne Lehren des Glaubens bezweifelte und bekämpfte, so pflegte man doch das Wort Gottes als den höchsten Quell aller Wahrheit anzuerkennen und zu verehren. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben die Ungläubigen auf das Wort Gottes selber ihre Angriffe gerichtet, und dahin geht ihr Streben, den Menschen den Trost zu rauben, daß Gott jemals durch Worte oder durch Thaten zu ihnen geredet habe. Die Vernunft ist ihnen das einzige Maß der Dinge; nach dem Gefallen derselben wird von ihnen das Eine verworfen, das Andre angenommen; und wenn sie etwas annehmen, so geschieht es nicht, weil Gott es gesagt hat, sondern weil sie selber es sagen. Das Annehmen und Behaupten ist aber nicht sowohl ihre Sache, als das Verwerfen und Verneinen. Manche unter ihnen leugnen nicht nur, daß Christus der eingeborne Sohn Gottes und der Erlöser der Menschen ist; — denn das ist schon früher vorgekommen, und wie könnten sie sich begnügen, das Alte, das Bekannte zu wiederholen? — sondern, indem sie ihren Ruhm darin setzen, den Unglauben aller früheren Jahrhunderte zu überbieten, leugnen sie, daß es eine heilige Geschichte, daß es einen Christus, daß es, im Sinne des Christen, einen Gott gebe. Oder wenn sie diese Gegenstände zu gering achten, so erklären sie durch Leben und That, deutlicher als es durch Rede und Schrift geschehen kann, daß sie an nichts glauben, als an sich selbst."

Diesem herrschenden Unglauben tritt Theremin fest und entschieden entgegen, nicht in der verschämten und schüchternen Weise Reinhards, sondern als ein unerschrockener, kampfeslustiger Streiter. Er will nicht nur der biblischen Lehre wieder eine Stätte bereiten, sondern er fordert Annahme der von der Kirche formulirten Schriftlehre: er betont das Bekenntniß der Kirche und betrachtet sich als den berufenen Verkündiger und Vertheidiger desselben. In dem Vorworte zu dem ersten Bande seiner Predigten bekannte er schon ohne Menschenfurcht seinen Glauben. „Ich glaube," sagt er hier, „daß wir eine Offenbarung haben, die etwas anderes ist als Vernunfterkenntniß; daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist; daß sein Tod uns mit Gott versöhnt hat; daß Frömmigkeit und Seligkeit, die ohne ihn unerreichbar blieben, die Früchte der Erlösung sind. Fehlt diese Ueberzeugung, die ihm Licht und Zu-

ſammenhang gibt, ſo iſt das chriſtliche Lehrgebäude ein verworrenes Chaos; Jeſus Chriſtus verliert ſeine Anſprüche auf ſittliche Verehrung; ſeine Lehre vermag nicht mehr, zur Reinigung und Beruhigung des Herzens das zu leiſten, was ſie verſpricht. Mit dieſer Ueberzeugung aber wird das Evangelium eine Kraft Gottes und das Heil der Welt; das habe ich an mir ſelbſt und an Anderen erfahren.“ An dieſem Bekenntniß hat er Zeit Lebens feſtgehalten: immer mehr vertieft er ſich in dasſelbe, immer voller und wärmer wird das Bekenntniß ſeines Glaubens. Auf welche Punkte es ihm hauptſächlich ankam, erſehen wir aus der Predigt über das Bekenntniß des Glaubens, in welcher er dieß als die Summa deſſen angibt, was die evangeliſche Kirche gelehrt und gehalten habe, „daß Ein Gott iſt und in demſelbigen einigen göttlichen Weſen drei Perſonen ſind; daß alle Menſchen in Sünden empfangen und geboren werden und keine wahre Gottesfurcht, keinen Glauben an Gott von Natur haben können; daß Gott der Sohn ſei Menſch geworden und daß die zwo Naturen in Einer Perſon alſo unzertrennlich vereinet, Ein Chriſtus ſind; daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen durch unſer Verdienſt, ſondern aus Gnaden um Chriſti willen durch den Glauben.“ (5, 11.) Die Perſon Chriſti iſt die lebendige Mitte aller dieſer Predigten: tritt im Anfang auch hinter den Wohlthaten des Herrn die Perſon des Herrn vielleicht etwas zurück, ſo iſt das ſpäter nicht mehr der Fall. Theremin predigt keine Lehre Chriſti, ſondern die Lehre von Chriſtus, Chriſtus iſt ihm das Centrum der Lehre ſelbſt. „Ihr habt von Lehren geſprochen,“ ſagt er 7, 11: „was ſind denn Lehren ohne den, welcher ſie ertheilt? Ihr habt Wohlthaten angeführt: kaltes, eigennütziges Herz, welches nicht empfindet, daß der Wohlthäter beſſer als die Wohlthat ſei! Ihr kennt die Schrift, ihr habt euch verſenkt in ihre heiligen Fluthen, ihr habt ihre Tiefen durchforſcht: nun wohl, was tönet ſie denn von Anfang bis zu Ende? Sind es Dinge, die man mit dem Verſtande auffaßt, wie das Wahre, das Gute? Iſt es nicht ein Weſen, das man mit ſeinen leibhaftigen Augen vor ſich ſieht, den Wahrhaftigen, den Guten, den Heiligen? Wer iſt der Schlangenüberwinder, von dem die Schrift auf ihren erſten Blättern redet? Weſſen Tag hat ſich Abraham gefreut zu ſehen? Wen haben die Propheten verkündet? Wer iſt erſchienen in der Fülle der Zeiten? Weſſen Zukunft iſt

der Gegenstand des letzten Seufzers, mit welchem das letzte der heiligen Bücher sich schließt? Dieß Alles ist Jesus Christus! Er ist das höchste Gut, die Eine köstliche Perle. Er ist Alles; Er ist Gott und ist Mensch; Er ist Gerechtigkeit und Erlösung; Er ist ewiges Leben und Seligkeit; Er ist die Liebe! Wenn ich ihn habe, — ihn, diese bestimmte Person, die zu Bethlehem geboren ward und am Kreuze starb, ihn, der zur Rechten seines Vaters sitzt und allgegenwärtig mir zur Seite steht — so habe ich Alles, Begnadigung, Seligkeit, Anweisung und Kraft zu einem heiligen Leben. Meinte ich aber irgend etwas von diesen Gütern zu haben ohne ihn, so hätte ich nichts."

Der Gottheit Jesu Christi ist schon eine der ersten Predigten, die sechste des zweiten Bandes, ausschließlich gewidmet: sie wird immer wieder mit aller Entschiedenheit betont (z. E. 1, 6. 4, 135). Er ist der Schöpfer der Welt: „Wir wissen es wohl," so betet er (2, 44 vgl. 2, 46 u. 4, 7) den Herrn an, „du bist der, durch den die Welt und ein jeder von uns geschaffen ward." Er ist auf übernatürliche Weise empfangen worden: „Da unterbricht," lesen wir (3, 35), „sich die natürliche Fortpflanzung des Geschlechtes und von einer Jungfrau wird ein Kind geboren, in welchem die göttliche Natur sich mit der menschlichen verbunden hat." „Er ist Beides: ist Gott und Mensch; vereinet, was unvereinbar schien, aus Liebe zu uns," so heißt es (4, 135). Die Majestät, Herrlichkeit, Allmacht, Weisheit, welche der Himmel anbetet, naht uns in einem Glanz, der nicht getrübt, sondern nur gemildert ist durch die menschliche Natur, tritt zu uns heran in einer Gestalt, die der unsern gleich ist. In ihm können wir die Gottheit lieben ohne sie zu fürchten, denn sie hat ja die Menschheit an sich genommen, gegen ihn können wir der Liebe uns überlassen, die der Mensch, die der Bruder uns einflößt, denn dieser Mensch, dieser Bruder ist Gott. — Er vereiniget Lehre und Wandel. Mit einer wunderbaren Gewalt haben seine Worte, da er noch auf Erden einherging, die Gemüther beherrscht." „Diese Worte enthalten in einer Verschmelzung," heißt es gleich S. 136 weiter, „die kein Prophet, kein Apostel zu erreichen vermag, Kraft und Milde, Würde und Einfalt, Licht für den Geist, Feuer für das Herz, die Belehrung über die Geheimnisse des göttlichen Reichs und die Anweisung zu demselben zu gelangen. Wie die sichtbare Natur, wenn er spricht, das Wort ihres Meisters

ennt und ihm gehorcht: ſo erkennt auch das Innere des Menſchen, nn er redet, ſeinen Meiſter und Schöpfer und wird durch ſein ort allgewaltig bewegt, ergriffen und gerührt." „Und doch ſind ſe Worte nur etwas Geringes gegen ſein Leben," heißtes S. 137, der vielmehr mit ſeinem Leben zuſammen bilden ſie ein einziges, tliches Ganze." In dem unſchuldigen Leiden und Sterben felt die Bedeutung ſeines Lebens für uns. Chriſtus iſt unſer ellvertreter, er hat unſre Strafe getragen; nur ſo war die Er- mg möglich. „Aber iſt denn unſer Gott nicht die Liebe, wie die hri ſt ebenfalls ſagt? Iſt es nicht zugeſtanden, daß er auch in Liebe ein verzehrendes Feuer ſei? Wird er alſo die Sünde t vergeben? Gewiß, gewiß," antwortet Theremin auf dieſe gen, 6, 12 f., „wird er es; nur nie auf Unkoſten ſeiner Ge- tigkeit, nur nie ohne daß die verdienten Sündenſtrafen erduldet en. Begreift doch, daß Gottes Weſen es alſo mit Nothwen- eit fordert, und denkt nicht dabei an Rache oder Blutdurſt eines nſchen. Wenn der Staat einem Verbrecher das Urtheil ſpricht, chieht es aus Luſt an dem Blutvergießen? Nein, er will ſeinen bſcheu gegen die Sünde an den Tag legen. So ſtraft auch Gott, icht als ob er Wohlgefallen hätte am Elend der Menſchen, ſon- dern um ſeiner Heiligkeit willen, und damit er euch nicht in der heilloſen Vorſtellung beſtärke, als ob ihm die Sünde gleichgültig ſei. Was rede ich von Gott. Auf euer eigenes Herz kann ich mich berufen; auf dieſes ſündliche Herz, in welchem aber dennoch die Stimme Gottes durch das Gewiſſen ſich vernehmen läßt. Vielleicht ſt es in euch noch nicht erwacht; aber ich ſage euch, wenn es er- wacht, ſo wird es fühlen, daß die Strafe nicht bloß billig, gerecht, ondern daß ſie unabweisbar und nothwendig ſei; es wird die gernden Blitze Gottes auffordern zur ſchnellern Ausführung ſeiner erichte; und es wird ſich weigern, ſelbſt die dargebotene Ver- bung anzunehmen, ehe nicht der göttlichen Heiligkeit Genüge leiſtet und die verdiente Strafe wirklich erduldet iſt. Gott hat les vereinigt; er hat erfüllt, was ſeine Gerechtigkeit und was ine Liebe, was der Richter in unſerer Bruſt und unſer Verlangen ch Seligkeit forderte; er hat dieß alles vollendet und erfüllt durch s Lamm, das erwürget iſt von Anbeginn der Welt. Das Opfer, s da bluten ſollte am Stamme des Kreuzes, war auserſehen von igkeit an; und in Beziehung auf dasſelbe konnte Gott von jeher

unbeschadet seiner Gerechtigkeit vergeben und unbeschadet seiner Liebe strafen. Kein anderes Opfer hat es gegeben, so lange die Welt steht, als dieß einzige; kein anderer konnte gültig auf sich nehmen und erdulden, was die Menschen verdient hatten, als nur Christus allein." Erworben hat sich Christus durch dieses sein stellvertretendes, Gottes Gerechtigkeit zufriedenstellendes Leiden die Menschheit zum Eigenthum. „Als er," heißt es 4, 5 f., „die größten irdischen Qualen ertrug, um uns die Seligkeit des Himmels zu erwerben; als er zitterte wie ein Sünder, damit die Sünder voll Vertrauen zu Gott emporblicken könnten; als er rief: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! damit hinfort keiner seiner Gläubigen sich von Gott verlassen fühlte; als er den Tod am Kreuze starb, damit wir dem ewigen Tode entgingen: da ward er im eigentlichen Sinne unser Herr; da ward Alles, was denken und fühlen kann, mit unauflöslichen Banden an ihn gefesselt. Eine Dornenkrone hatten sie auf sein Haupt gesetzt, einen Purpurmantel um seine Schulter gehängt, ein Rohr ihm in die Hand gegeben. Sie meinten es im Spott; aber so verhielt es sich wirklich: Krone, Mantel und Zepter trug er von dem Augenblick an als der wahre Monarch der ganzen vernünftigen Schöpfung." Ja über diese Schranken reicht das Reich des Herrn noch hinaus, es umspannt die ganze Welt. „Ich weiß wohl," lesen wir 6, 153, „daß man das Walten des Sohnes in der sichtbaren Schöpfung leugnet, und daß man vermeint, ihn auf die Regierung seines geistigen Reiches zu beschränken. Aber ich frage: was ist das Höhere? Doch gewiß das Geistige! Warum wollt ihr also nicht den Regierer des Höhern auch als Herrn über das Geringere erkennen?" Mit der ganzen evangelischen Kirche stellt Theremin fort und fort „den Glauben an Christum als die wichtigste, oder vielmehr die einzige Bedingung zur Seligkeit" (3, 77) dar. Dem, der auf diese Bedingung sich nicht einlassen will, weil er auf eigenes Verdienst baut, ruft er in furchtbarem Ernste (6, 47) zu: „Unglückseliger, stirbst du in dieser Gesinnung, wo du dem Einzigen, der dir helfen kann, Hohn sprachst, so bist du für alle Ewigkeit verloren! Deine Stunden sind gezählt! Wenn die Sonne, die jetzt noch heiß herabbrennt, untergegangen ist, dann zermalmen Keulenschläge dein Gebein; deine Seele reißt sich los von dem am Kreuze zurückbleibenden Körper und findet sich wieder im ewigen Graus.

Da kommt kein lieblicher Führer durch die Nacht gegangen; finster bleibt es um dich her und statt der Kreuzespein, die bei aller Furchtbarkeit doch beschränkt und endlich war, erwachen in dir Schmerzen ohne Maß, die etwas Ewiges, Unendliches haben. Das ist das Loos derer, die im Leben und im Tode Jesum lästern! Wer kann das thun? Das thut der, welcher sich auf seine guten Werke verläßt; welcher im Angesicht des Todes spricht: ich sterbe ruhig, denn ich habe nichts Böses gethan! Heißt das nicht den Gekreuzigten lästern, wenn man ohne seinen Kreuzestod selig zu werden meint?"

Wir sehen, das Bekenntniß Theremins hat einen vollen, tiefen Klang, es kommt aus einem Herzen heraus, welches den Herrn und sein Kreuz in Wahrheit liebt, für den Herrn und sein Reich in heiliger Liebe glüht. Er glaubt, darum redet er: und er redet von seinen Glauben an den Herrn und von seiner Liebe zu diesem Geliebten des Vaters, daß er diesen selben Glauben in den Herzen seiner Zuhörer pflanze und begieße, damit die köstliche Frucht wahrhaftiger Jesusliebe bei ihnen sich entwickle und reife. „Immer habe ich," bekennt er in dem kurzen Vorworte zu dem siebenten Bande seiner Predigten, „bei meinen Vorträgen die Absicht gehabt, Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, durch dessen Blut wir erlöst sind, zu verherrlichen, die Gemüther zur Buße, zum Glauben an ihn zu erwecken und zur Heiligung in seiner Nachfolge zu ermuntern. Freilich ward mir in diesem Streben nicht immer die gleiche Kraft geschenkt; ja ich muß es bekennen, daß keine einzige von meinen Predigten meinen eigenen Fordrungen genügt. Dennoch hoffe ich, daß meine schwachen Worte, da es Worte von Christo sind, um seinetwillen nicht ohne Segen bleiben und das, wozu ich sie aussende, an manchen Herzen erfüllen werden." Erbauen will mit einem Worte Theremin durch seine Predigten: die Erbauung, welche er erstrebt, ist nicht eine einseitige des Verstandes, oder des Gefühles, oder des Lebens: er will erleuchten, er will erwärmen, er will heiligen. Eingehend entwickelt er in der herrlichen Predigt über die Erbauung, ein Nachbild des Pfingstwunders, im Jahre 1833, was die Erbauung ist. „Es ist keine Erbauung ohne Erleuchtung," sagt er hier 7, 210 ff. „Das Wort Gottes ist vorhanden, es ist beschlossen in der Schrift, von welcher nichts hinweggethan, zu welcher nichts hinzugefügt werden darf. Aber die Schrift ist ein unermeßlich großes Feld, voll hoher Berge, voll

ſchattiger Wälder, voll grünender Auen; wo iſt der, welcher es ganz überſchaute; dem nicht manche Gegenden des großen Gartens in Dunkel gehüllt wären? Dieſes Dunkel zu verſcheuchen, gehört zu den Zwecken der evangeliſchen Predigt. Ein Wort der Schrift wird zum Grunde gelegt: unter Anrufung des göttlichen Beiſtandes wird der Verſuch gemacht, einzudringen in ſeinen Sinn. Es gelingt, das Wort beut ſeine verborgenen Schätze; Gedanke auf Gedanke entwickelt ſich; die Gedanken des Hörers eilen denen des Redners vor und ergänzen ſie. Eine Quelle des Lichts iſt geöffnet und ſtrömet herab auf einen Jeden, wie die Flamme des Geiſtes ſich auf das Haupt eines jeden Jüngers niederließ. Denn einem Jeden wird ja ein Theil des ihm ſonſt von Schatten bedeckten Feldes erleuchtet; ein Jeder wird inne, wie das ſonſt von ihm nicht beachtete Wort auch ihm geſagt war, ſich auf die Bedürfniſſe ſeines Herzens bezog. Doch das ſind Alles nur einzelne Funken, das iſt Alles nur ein mühſames Fortſchreiten in einzelnen Begriffen; es iſt noch nicht die unmittelbare Anſchauung des Lichts. Nach dieſer ſtreben wir; doch wer, als du allein, Geiſt Gottes, könnte wohl uns und der Gemeinde dazu verhelfen? Wenn es dahin gekommen iſt durch deine Kraft, daß alle zerſtreuten Funken zuſammenfließen in das Eine weſentliche Licht, wenn Chriſtus, das Licht der Welt, dem Gemüthe nahe tritt und es mit ſeinem Glanze beſtrahlt, dann hat die Erleuchtung ihre Spitze erreicht. Dann ſchauen wir Alles in dem Einen, wie ja auch in ihm Alles zuſammengefaßt iſt, Gottheit und Menſchheit, Zeit und Ewigkeit, Schöpfung und Erlöſung, Gerechtigkeit und Gnade. Dann ſchauen wir hinein in das Herz des Vaters, in die Tiefen der unſichtbaren Welt; und auch die dunkelſten Räthſel des Erdenlebens ſind gelöſt. In dem Feuer iſt aber Licht und Wärme verbunden. Jenen Beiden, die nach Emmaus wandelten, brannte das Herz auf dem Wege, als Chriſtus mit ihnen ging und ihnen die Schrift auslegte. Mächtiger brannten jetzt die Herzen der Jünger in den Flammen, die ſich vom Himmel ergoſſen; ſie brannten in Liebe zu dem, welchen ſie nun in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſchauten; ſie brannten in dem Entſchluſſe, ſich ihm zu weihen und dabei Trübſal, Verfolgung und Tod nicht zu achten. — Auch in der Erbauung, wenn ſie die wahre iſt, vereinigt ſich beides, Licht und Wärme, Erkenntniß der Wahrheit und Belebung des Gefühls; und ſoll ja eines ohne das andre ſein, ſo iſt

viel Liebe ohne Erkenntniß besser, als viel Erkenntniß ohne Liebe. Denn das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert, und Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen. Man ist eine Zeit lang fortgeschritten von Gedanken zu Gedanken, man hat Himmel und Erde als ein Ganzes geschaut — das war nur Licht und nicht Wärme. Plötzlich frägt man: und ich selber, was bin ich? Sehet, da hat der Strahl gezündet! Ein elendes Wesen, fährt man fort, bin ich, das sich einmal in schrecklicher Noth und Bedrängniß, das sich nahe an dem Abgrunde ewiger Verdammniß befunden hat, und das durch jene allmächtigen, gnädigen Hände, die Himmel und Erde erschufen und die sich am Kreuze ausstreckten, hinweggerissen ward von dem furchtbaren Schlunde und gestellt auf einen festen, sichern Felsen. Was empfinde ich nun für meinen Erretter? Bei dieser Frage schlägt schon die Flamme empor! Ach ihn, der vom Himmel auf die Erde gekommen ist, der mich gesucht und mich gefunden hat, ihn, den ich immer suchen sollte und immer finden könnte, ihn suche ich nicht, hege nach ihm kein Verlangen, lasse durch die ganze Welt mit ihren Sorgen, Arbeiten, Zerstreuungen mich von ihm trennen; habe aus reiner Liebe zu ihm noch nichts, gar nichts hingegeben und aufgeopfert. Ich will — nun steht das ganze Herz in Flammen, und das Feuer strebet zum Himmel, von dem es herabkam, zurück — ich will, Herr, wenn du mir beistehst, Alles hingeben; mich selbst für dich, daß ich dich gewinne; die Erde für den Himmel, daß ich dort bei dir sein möge! Dieses Feuer vom Himmel, welches leuchtet und wärmet, es verzehret auch; verzehret — nicht das, was der Vater in das Herz gepflanzt hat; dieses grünet und blühet darin, wie der Busch in der wunderbaren Flamme; aber es verzehret Alles, was nicht vom Vater ist, sondern von der Welt. Diese Kraft zeigte es schon bei dem Opfer des Elias. Der Prophet hatte einen Altar aus Steinen erbaut; er hatte Holz und das Opfer darauf gelegt, nach seinem Befehl waren Altar, Holz und Opfer mit dem kalten, dem Feuer widerstrebenden Elemente des Wassers überschwemmt worden, also daß es bis in den um den Altar gezogenen Graben floß. Er flehte — da kam das Feuer des Herrn vom Himmel herab; und — o was kann dir widerstehen, göttliche Flamme! — es verzehrte Brandopfer, Holz, Steine und Erde und schlürfte mit seiner glühenden Zunge das Wasser in dem Graben auf. Holz, Steine, Erde, Wasser, träge,

ſündliche Elemente, o wie waren ſonſt von euch die Herzen der Apoſtel beſchwert! Aber wo iſt jetzt der Ehrgeiz? Sie wollen nur dienen und nicht herrſchen. Wo iſt jetzt die Menſchenfurcht? Petrus, der vor dem Angeſichte einer Sklavin verleugnet hatte, bekennt jetzt vor dem Angeſichte von Jeruſalem. Wo iſt jetzt die Angſt vor Tod und Verfolgung? Sie freuen ſich etwas zu leiden um Chriſti willen. Alles weggebrannt, Alles verzehrt in einem Augenblick! So iſt es nicht bei uns; langſam und allmählig vollendet ſich unſere Heiligung. So ſchreite ſie denn wenigſtens vorwärts in jeder Stunde der Erbauung; in einer jeden werde etwas von den ſündlichen Beſtandtheilen, die wir in unſerm Herzen tragen, durch ein himmliſches Feuer verzehrt."

Keine Predigt Theremins verliert dieſen Zweck der Erbauung je aus dem Auge, ſie wollen alle den ganzen Menſchen erbauen; nie einſeitig erleuchten, nie einſeitig das Gefühl erwärmen, nie einſeitig das Leben geſtalten. In den erſten Predigten trifft er mehrfach, wie er ſelbſt aufrichtig bekannt hat, nicht immer das Richtige: er iſt auch etwas von der Richtung ſeiner Zeit ergriffen und predigt dort mehrfach die Tugend, ohne nachzuweiſen, wie dieſelbe in dem Glauben wurzelt, aus dem Glaubensleben ihre Nahrung zieht. Selbſt in dem zweiten Bande finden wir noch eine Predigt von den Leidenſchaften, in welcher zu Gemüthe geführt wird: „Die Leidenſchaften ſind erſtlich unſrer Tugend, ſie ſind zweitens unſrem Glauben gefährlich" (S. 124). Je länger je mehr finden in dieſen Predigten das dogmatiſche Element und das moraliſche einander, um ſich vollſtändig zu durchdringen und auf den innern und äußern Menſchen ihre erbauende Wirkung auszuüben. „Das Streben," ſagt er in dem Vorworte zu dem zweiten Bande, „wird man, wie ich glaube, in dieſen Predigten wahrnehmen, von den höchſten Glaubenslehren aus, die entfernteſten Folgerungen für das Leben zu erreichen und von den einzelnen Geboten zu den höchſten Anſchauungen des Glaubens zurückzukehren, welche die Kraft zu ihrer Erfüllung verleihen." Ohne Glauben gibt es kein ſittliches, gottgefälliges Leben, das weiß Theremin ſehr wohl. „Die Flamme der Lampe," ſagt er 5, 189, „zieht ihre Nahrung aus dem Oel und ſoll die Flamme fortbrennen, ſo darf der Vorrath des Oels nicht verſiegen. Das chriſtliche Leben zieht ſeine Nahrung aus dem Glauben, aber aus einem ſolchen Glauben, der in der Liebe

zu dem Herrn die Welt überwunden hat; und soll es sich ununterbrochen bewähren in Erfüllung der Pflichten, in Ausübung der Tugenden, im Bestehen der Prüfungen, so muß das ganze Herz von dieser Liebe erfüllt sein." Der Glaube, die Herzensbewegung, das fromme Gefühl, welches seine befruchtenden Wasser nicht in das Feld des alltäglichen Lebens ergießt, hat keinen Werth. Immer und immer wieder erhebt der Prediger des Kreuzes Christi seine mahnende Stimme, ja nicht, in Thränen aufgelöst, unter dem Kreuze des Herrn stehen zu bleiben und da in süßen, wonniglichen Gefühlen schwelgen zu wollen, er weist von dem Kreuze des Herrn ohne Aufhören auf das eigne Fleisch, auf das eigne Ich, das gekreuzigt werden muß, und auf die Welt, welche dem Gekreuzigten unterthan werden soll. „Was wir so in uns aufgenommen haben," sagt er 1, 246, „soll es nur dazu dienen, andächtige Betrachtungen, fromme Gefühle zu erwecken; soll es nicht auch in Wort und That hervortreten, unsern Wandel bessern und den Nächsten erbauen? O wäre das Erkenntlichkeit gegen Christum, der wahrlich nicht seine Liebe in seinem Innern verschlossen, sondern sie uns durch Handlungen, durch das Opfer seines theuren Lebens bewiesen hat, wäre das Erkenntlichkeit gegen ihn, wenn wir zwar seine göttliche Würde rühmen, seinen Tod beweinen, aber nicht seinem Vorbilde nachfolgen wollen? Nein, wie er gestorben ist, so sterbe auch ein jeder den verderblichen Leidenschaften, die er in sich nährt; wie er auferstanden ist, so erwache ein jeder zu einer Gott wohlgefälligen Thätigkeit." „Hat uns Jesus zu sich gezogen," so lautet es an einer andern Stelle (4, 144), „so zieht er uns auch in sein thatenvolles Leben hinein. Schön ist es, wenn unser Herz von Gefühlen für ihn, unser Mund von seinem Lobe überströmt; aber noch weit schöner ist es, wenn wir in seinem Geiste, nach seinem Vorbild wirken. Die Thaten müssen aus den Gefühlen hervorgehen; aber wir versinken oft in die Gefühle und vergessen zu handeln." „Das Gefühl," heißt es 7, 97, „hindert nicht das Wirken. Aber es soll noch mehr thun, um sich zu bewähren, es soll das Wirken hervorrufen. Und das thut es auch. Und zwar werdet ihr hierbei nicht allein an ein äußeres, sondern auch an ein inneres Wirken denken müssen. Ehe die That rein, kräftig, Gott wohlgefällig hervortritt, wie viel innere Hindernisse sind nicht zu besiegen, wie viel geistige Kämpfe zu bestehn!"

Theremin ſucht in ſeinen Predigten den Verſtand zu erle[illegible] er thut dieß nicht in der Weiſe Reinhards, daß er die B[illegible] definirt, die Wahrheiten aus der Schrift beweiſt, die ſit[illegible] Probleme durch pſychologiſche Erörterungen löſt: das reflekt[illegible] Denken iſt Theremins Gabe nicht, viel weniger die Dialektik. ihn erwächſt nicht die Aufgabe, die Wahrheit erſt zu ſuchen, Wahrheitselemente erſt zu ſammeln, zu geſtalten; die Wahrheit ſteht ihm feſt — es iſt die Lehre der Kirche, welcher er dient. Die Größen, mit denen er fort und fort rechnet, ſind alſo ſchon benannte Zahlen, gegebene Größen: er ſucht dieſe, von der Kirche ihm in die Hand gegebenen Wahrheiten nicht auf das Neue als Ausſagen der Schrift zu beweiſen, ſondern nur gegen falſche Auffaſſungen, ſchiefe Beurtheilungen, ungerechtfertigte Angriffe zu vertheidigen, und dieß thut er gewöhnlich ſo, daß er das Gefühl des Herzens, die Erfahrungen des inneren wie des äußeren Lebens zu Hülfe ruft. Wir finden daher in dieſen Predigten im Ganzen keine neuen Ideen, keine originellen Anſchauungen, keine tieferen Einblicke in das Geheimniß des Wortes Gottes, keine Dialektik der Begriffe, keine Spekulation. Die wiſſenſchaftliche Theologie zieht aus ihnen keinen Gewinn. Dieſe Eigenthümlichkeit der Theremin'ſchen Beredſamkeit wird zum beſten Theile wohl auf ſeine franzöſiſchen Predigtvorbilder, vornehmlich auf Maſſillon, zurückzuführen ſein. Von ihnen wurde er nicht auf dieſen Weg — in die Schrift hinein, in die Tiefen des vorgelegten Textes — hingewieſen, die franzöſiſchen Muſter redeten mehr über einen Text, als von dem Texte. Theremin tritt in ihre Fußtapfen. Der Text iſt bei ihm meiſtentheils Nebenſache: er knüpft an ihn, ſo gut wie es geht, ſein Thema an und benutzt ihn, ſo weit es ſich ohne Künſtelei machen läßt, zur Ausführung. Der Text iſt ihm nicht der Grund, aus welchem ſeine Predigt naturnothwendig hervorſchießt, ſondern nur der Rückhalt, an den ſie ſich anlehnt. Einzelne Predigten gehen dem Texte nach, und wir beſitzen eine ſchöne Anzahl trefflich gelungener Homilien von ſeiner Hand: die Emmauntiſchen Jünger (Bd. 1), die Verklärung und der Mondſüchtige (Bd. 2), Maria Magdalena am Grabe des Herrn, Lazari Erweckung, der verlorene Sohn (Bd. 3) u. ſ. w.

Wenn wir von dieſen Predigten nicht das rühmen können, daß ſie über die bibliſchen Wahrheiten ein helleres Licht verbreiten,

doch das erleuchtende Moment durchaus nicht in denſelben.
üſſen es nur auf der rechten Stelle ſuchen. Theremin trägt
cht, welches er in ſeiner Hand hat, nicht in den Text hinein,
ſſen unergründliche Tiefe zu erhellen, auch nicht in die Lehre
irche, um dieſelbe in dem Wiederſcheine des Wortes Gottes
uſſtrahlen zu laſſen als das Bekenntniß der Wahrheit, er
das von Gott ihm geſchenkte Licht in das menſchliche Herz
n das menſchliche Leben hinein, um die Irrgänge der Gedanken,
rugſchlüſſe des Verſtandes, die Greuel der Verwüſtung in dem
der Sinne und Triebe, der Lüſte und Begierden, um die
hrtheit und Thorheit, die Noth und den Jammer, die Herzens-
und die Hoffnungsloſigkeit des Menſchen, der ohne Gott iſt,
und rückſichtslos, ganz und voll an das Licht zu ziehen.
dieſer Seite hin leuchtet er als ein Stern erſter Größe, mit
ch nur Wenige meſſen können. Er will aber kein kaltes Licht
dieſe finſtere Welt mit ſeinem Worte verbreiten: um pſycho-
e Probleme und Experimente iſt es ihm nie zu thun. Das
welches er hier an- und aufſteckt, thut nicht weh, wenn es
och ſo hell und grell ſcheint, es hat nichts Stechendes, nichts
zendes, denn man merkt es ihm an, daß es von einer dop-
Liebe, welche im Grunde ja eins iſt, entbrannt iſt und genährt
von der Liebe zu dem Herrn, der uns bis in den Tod geliebt
nd von der Liebe zu den Brüdern, für welche wir auch unſer
laſſen ſollen. Dieſe Liebe drückt ihm das Licht in die Hand,
elchem er dem Bruder, der in der Finſterniß lebt und der,
er das Licht, das ihn erleuchten und ſelig machen will, auf
kommen ſieht, ſich immer tiefer in die Finſterniß verſtecken
auf Schritt und Tritt nachgeht; er hält ihn, wenn er ent-
en will, feſt, und verfolgt ihn bis in den letzten Schlupf-
ſeiner finſteren Höhle. In der einen Hand hat er das Licht
n der andern Hand trägt er faſt ohne Ausnahme das Kreuz
em Bilde des Gekreuzigten, das hält er dem frechen Sünder
en, daß er erſchrecke, das hält er aber auch dem verzagten
en, daß er nicht verzweifle. Denn die Kraft des Kreuzes
i kennt Theremin ſehr gut; er weiß, daß nichts ſo gewaltig
Zorn Gottes über das ungöttliche Weſen und die weltlichen
des Menſchen predigt und nichts ſo herzgewinnend die Liebe
welche den Sünder, der mit dem verlorenen Sohne ſich

aufmacht, in ihre Arme schließt. Vielfach legt der Prediger
Licht und das Kreuz hin, der Widersacher will sich nicht erg
er muß mit ihm ringen, Brust an Brust, Auge in Auge, bis
die Morgenröthe anbricht. Ein Kämpfer, ein rüstiger, gewand
Ringer ist dieser Mann auf der Kanzel; wen er ein Mal mit sei
starken Armen umschlungen hat, den läßt er nicht los, bis daß
ihn in die Höhe gehoben und seinem Herrn zu Füßen gelegt h
Und bei diesem fortwährenden Ringen und Kämpfen geräth er
in Hitze, nie in Leidenschaft, seine Stirne schwitzt, sein Herz klopft
vernehmlich, alle seine Pulse fliegen, aber aus den Augen schießen
keine flammenden Blitze hervor, sondern eine Gluth der Liebe, die
aus dem innersten Herzen kommt, schlägt aus ihm hervor, um
einen zündenden Funken in das Herz des Gegners zu werfen. Aber
nicht den Verstand, auf welchen es Reinhard fort und fort absieht,
will Theremin überwinden; er weiß, daß die Ausreden und Ein-
sprüche des Kopfes aus einem bösen Herzen hervorgehen, und hat
es darum auf das Herz zu allermeist abgesehen, das will er zurecht-
weisen und überführen, treffen und rühren, erschüttern, wenn Alles
nicht verfangen will. In einer Predigt aus dem Jahre 1818 sagt
Theremin (2, 67): „So wollen wir denn mit denen rechten, die
den Glauben auf Christum verwerfen, sich auf ihre eignen Kräfte
verlassen und das, was sie durch sich selbst, durch die Natur und
durch das Glück sind, mit wohlgefälligem Stolz betrachten; ihren
Stolz wollen wir der Thorheit und die menschliche Natur ihrer
Nichtigkeit überführen; erinnern wollen wir sie, daß sie das Bild
des irdischen Menschen an sich tragen, dessen, der zwar auf eine
hohe Stufe der Vollkommenheit und der Seligkeit durch die schaf-
fende Gottheit gestellt ward, der aber, weil er ihre Gesetze übertrat,
von seiner Höhe herabstürzte.“ Man könnte dasselbe fast von allen
seinen Predigten sagen: er will in ihnen rechten, überführen und
erinnern. Er macht es sich bei seinem Kämpfen und Streiten nicht
leicht, es ist keine Spiegelfechterei, kein Scheinkampf, es ist voller,
entschiedener Ernst, denn es handelt sich um Segen und Fluch, um
Leben und Tod, um Himmel und Hölle; die Gegner stoßen hart
auf einander, die Waffen sind scharf und schneidig, es folgt Schlag
auf Schlag. Jeder strengt alle seine Kräfte an, um das Feld zu
behaupten. Und noch mehr: der wackere, streitbare Held sucht sich
seinen Gegner nicht nur aus der Mitte der Halbgläubigen, welche

ch ein leiser Zug des Herzens in das Haus des Herrn führt, er rdert auch die zum Ringkampfe heraus, welche schon lange nicht ehr in der Kirche erscheinen, welche vor den Thüren des Hauses Gottes auf der Straße stehen. Er hört nicht bloß die unaus-sprechlichen Seufzer, die heimlichen Bedenken, die quälenden Zweifel der Kleingläubigen, sondern auch den offnen Widerspruch, den beißenden Spott, den frechen Hohn der Ungläubigen. „Was höre ich aber," ruft er 8, 122 aus, „für eine Stimme, die mich mit Schauer und Entsetzen erfüllt? Nicht aus eurer Mitte erhebt sie sich, denn ihr seid ja gekommen, die Auferstehung des Herrn zu feiern; sie tönet von fern herüber, sie leugnet diese Auferstehung, sie spricht ihr wenigstens die Gewißheit einer ausgemachten That-sache ab. Warum störe ich dadurch eure festliche Freude? Ach! Geliebte in dem Herrn, dieß ist nicht eine Zeit, wo sich etwas ver-schweigen läßt! Das Schrecklichste wird laut von den Dächern gepredigt; so sei es uns wenigstens vergönnt, eben so laut unsern Abscheu auszusprechen. Ja, unsern Abscheu! Denn dieß ist nicht ein Irrthum, den man bemitleiden, den man aus einem Mangel an Einsicht und Ueberlegung herleiten könnte. Dieser Irrthum entsteht nicht aus dem Verstande, er ist die Ausgeburt eines ver-derbten Herzens. Wo noch einiges menschliche Gefühl im Herzen ist, da wird man, so viel Sündliches man auch sonst sich erlaubt, sich doch niemals unterfangen, Christum und seine Herrlichkeit, dieß Vollkommenste, Schönste, Theuerste, das die Erde aufweisen kann, zu verunglimpfen, diesen reinen Glanz mit dem Odem der Lästerung anzuhauchen." Theremin bezeichnet selbst diesen seinen Kampf mit den Widersachern als ein Ringen: „Doch ein zweites Ringen muß ich anheben, und dieß ist noch schmerzlicher als das bisherige," sagt er 10, 219, „denn hier ringe ich nicht mit denen, die draußen stehen, sondern mit uns selbst, die wir meinen, das hochzeitliche Kleid angenommen zu haben." Und dieses Ringen fehlt fast in keiner Predigt, es entspinnt sich wie von selbst fast ohne Ausnahme in einer jeden. In einzelnen, wie z. B. in der fünften, neunten des ersten Bandes, in allen Predigten über das Kreuz Christi u. a. m. findet es nur in einem größeren Maße statt.

Theremin versucht es ja allerdings auch, den trotzigen Verstand des Gegners zu überwinden; allein er weiß es, daß die Ueber-windung des Verstandes noch kein vollkommner Sieg ist. Er zieht

vielfach die schwere Waffenrüstung aus, welche ihn in seiner freien Bewegung hemmt, und sucht auf das Herz, auf das Gefühl einen Eindruck hervorzubringen. Nicht der scharfe Verstand, sondern das rege, tiefe Gefühl ist seine besondere Gabe. Er ist sehr leicht reizbar und erregbar, die Wärme seines Herzens athmet jedes Wort seines Mundes, er hat tiefes Mitleid mit dem Feinde des Kreuzes Christi, herzliche Wehmuth nimmt jedem Stachel seiner Rede die verletzende Spitze. Das Gefühl seines Zuhörers will Theremin erwecken und erregen, stacheln und entzünden: er thut es auf zwiefache Weise, er sucht entweder sanfte Gefühle zu erzeugen oder mit Entsetzen und Grauen zu erfüllen: er will rühren und erschüttern. „Hat euch aber dieß nicht gerührt," ruft er sehr bezeichnend schon in einer seiner frühsten Predigten (1, 174) aus, „so erschreckt wenigstens vor dem Elend, dem unbeschreiblichen Jammer, dem ein unchristliches Alter ausgesetzt ist."

Um eine heilsame Rührung in dem Menschenherzen hervorzubringen, bedient sich Theremin meistens des Kreuzes Jesu Christi. Mit leuchtenden Farben malt er die Liebe vor Augen, die da stärker ist als der Tod, welche die Seinen bis an das Ende geliebt hat: man vergleiche nur folgende Stelle aus der Predigt über das Leiden Christi, welche mir zufällig in die Hand fällt. „Ihn hat nichts getödtet als seine Liebe," heißt es hier (2, 50 f.). „Er hat es gewollt, aus Liebe hat er es gewollt; tiefer wird dieser Gedanke euch rühren, aber er wird euch aufrecht erhalten, wird euch Kraft geben, dem Erlöser auf seinem letzten Wege zu folgen und am Fuße seines Kreuzes zu stehn. Es ist aufgerichtet und du bist daran mit durchbohrten Gliedern befestigt, wundervolles Gebilde des heiligen Geistes, Leib, unbefleckt von dem angestammten Verderbniß, vollkommne Hülle, welche den vollkommnen Geist umgab. Angesicht, das die Freude der Seligen macht, Todesschmerzen fangen an hin und wieder in deinen Zügen zu wühlen; Blick, vor dem sich die Welt erheitert, umnachtet und brechend schweifst du über eine Mutter, über Freunde, in unnennbarem Jammer verloren, bis zu der Stadt hin, welche ihm so theuer war, und welche ihn verstieß. Und während durch die Betäubung, worein du allmählig versankst, grimmige Schmerzen wie feuerrothe Blitze durch die Finsterniß zuckten, was mag da, zwischen Leben und Sterben, dein Gedanke gewesen sein, o Herr? — Unser Heil war dein Gedanke, im Tode erquickest du dich an unserm

ben, in deiner Pein an unſrer Seligkeit!“ Aber der Redner, welcher die gekreuzigte Liebe ſo gern preiſt, ſchlägt noch andere Saiten an, die in jedem fühlenden Herzen mächtig wiederklingen. Er ſtellt die Freude, den Frieden vor, welchen der Glaube an den Herrn in ſeinem Gefolge hat. Wer möchte nicht dieſe durchdringendſte, dieſe höchſte Freude genießen, wer nicht eine Stunde mit dem Herrn auf Tabor feiern. Was ſind das für ſelige Stunden, für unausſprechliche Wonnen! „Zeiten gibt es,“ leſen wir 8, 54 f., „wo, während ſich von Außen nichts beſonders Günſtiges ereignet hat, das Gemüth in einen ſeltſamen Zuſtand von Wonne verſetzt wird. Licht auf Licht, Glanz auf Glanz fließt, ſtrömt, rauſcht in dasſelbe hinein. Dann entwickelt das Wort Gottes ſeinen verborgenen Manna-Geſchmack und man kann ſich nicht erſättigen an der heiligen Speiſe. Der Glaube iſt kraftvoll, die Liebe iſt innig, die Hoffnung kennt keine Schranken; alle Anſchauungen ſtehn in Sonnenklarheit vor dem innern Sinn. Das Gebet iſt wie ein Strom, der ſich aus unerſchöpflicher Quelle ergießt; man fordert ſich nicht auf zum Beten, man wird durch die Luſt zum Beten fortgeriſſen. Man bittet auch nicht um dieſe oder jene Güter: es iſt, als ob man ſie ſchon alle beſäße; und man kann dem Herrn nur danken, mit Inbrunſt danken für die unausſprechliche Gnade, daß er das Größte gegeben, daß er noch nie eine Bitte unerhört gelaſſen hat. Man hat eine ſchwache Ahndung von dem, was der Apoſtel wohl empfunden hat, als er entzückt ward in den dritten Himmel und hörte unausſprechliche Worte, die kein Menſch ſagen kann.“ Wer kann ohne tiefe Rührung leſen, welchen Lebensabend, welches Lebensende der von Jugend an Fromme hat (1, 172 ff.)!

Doch Theremin kennt die Härtigkeit des Menſchenherzens zu gut, als daß er glauben könnte, daß das Eis in demſelben vor dem ſanften Flügelſchlage ſolcher Rührung bräche: er weiß, daß es einem Felſen vielfach gleicht, der von dem Hammer zerſchmiſſen werden muß. Darum ergreift er dieſen ſchweren Hammer und ſchwingt ihn mit Kraft, daß jedes ſeiner Worte eine Laſt wird, unter welcher das Herz zuſammenbebt und bricht. Um das Herz zu erſchüttern, nimmt er zu den Stürmen der Zeit, zu den Kriegen, die drohen, zu der Cholera, die aus Aſiens Steppen immer näher heranrückt (vgl. die Predigten aus den Jahren 1830, 1831, 1832 und 1837, welche den fünften Band mit dem Titel: Zeugniſſe von Chriſto in einer

bewegten Zeit: füllen), am Liebsten aber wieder zu dem Kreuze Christi seine Zuflucht und seine gewaltigsten Wirkungen bringt er dadurch hervor, daß er das Seelenleiden des Herrn, welches er als unser Hoherprieſter und Stellvertreter erlitt, in seiner ganzen Tiefe zu ergründen und vorzustellen sucht. Es ist das letzte Mittel, versagt es seinen Dienst, so bietet das Leben Christi dem Redner nichts mehr. Von den vielen Stellen, z. B. 2, 46, 53. 4, 74. 6, 67. 8, 96 u. s. w., hebe ich nur zwei heraus. „Hat aber die Liebe," fragt er 3, 94 f., „welche das Aeußerste thun will, ihre Absicht erreicht durch die Uebernahme körperlicher Todesschmerzen, und muß sie nicht auch die Qualen des geistigen Todes mit empfinden? Die Liebe, die in Christo war, fühlte, daß sie es mußte, und sie war entschlossen, sich auch den geheimnißvollsten Schrecken ihres furchtbaren Feindes darzubieten. Zwar, wie konnte, möchte man fragen, wie konnte der, welcher stets mit Gott eins war, in der Gesinnung wie im Handeln, und den also auch der selige Friede, der von Gott ausströmt, immerwährend erfüllen mußte, wie konnte er zugänglich sein für die Angst und den nagenden Kummer, welche die Seele in der Entfernung von Gott ergreifen? Wie wenig muß der, welcher so fragt, die Allmacht der Liebe kennen! Aus sich selber hinaus geht die liebende Seele und versetzt sich in den Zustand dessen, den sie liebt; empfindet sein Glück, als ihr eigenes, und wenn die tiefste Trauer in ihr herrschte; fühlt seine Schmerzen als die eigenen, und wenn sie die Fülle der Seligkeit genösse. So dachte sich denn Jesus in dem ganzen Umfange, in welchem seine Allwissenheit ihn sich vorstellen konnte, den Zustand der Seelen, die ihr Bündniß mit Gott gebrochen haben: die glühende Schaam, womit das kleine Vergehen sich in dem Herzen des Bessern bestraft; die furchtbare Angst des Sünders, wenn das spät erwachte Gewissen ihm unaufhörlich die schwere Unthat vorhält; diese vergeblichen Bemühungen, Ruhe zu finden, die in Ueberdruß des Lebens enden, und in schrecklicher Erbitterung gegen den Urheber desselben; dieses Bangen der Seele, die an ihrem Heile verzweifelt, wenn sie mit dem Tode ringt und vor dem Angesichte ihres Richters erscheint. Dieses dachte sich Jesus und sein Denken war ein Mitempfinden, denn er liebte ja die Unglückseligen, deren Martern er sich vorstellte; liebte nicht Einzelne unter ihnen, liebte sie Alle, die lebten, noch leben würden, ja selbst wohl diejenigen, welche, nicht mehr unter den Lebenden wandelnd,

n dem unsichtbaren Reich des Todes seine Qualen geschärfter em-
fanden. In ein übermächtiges Gefühl zusammengefaßt, lag die
Unseligkeit unseres ganzen Geschlechtes auf seinem Herzen, in jener
Nacht, die seinem Tode voranging. Er schüttelte es nicht von sich
ab, wie er gekonnt hätte; seine Liebe hielt es fest; freiwillig bot er
seine heilige Brust allen feurigen Pfeilen dar, welche der Tod auf
ihn schleuderte. Blutiger Schweiß rann von seiner Stirn; nimm
diesen Kelch von mir, so flehte er; aber seine Liebe ließ ihn sich
dennoch nicht nehmen, den furchtbaren, bittern Kelch und leerte ihn
aus bis auf die Hefen. Mein Gott, mein Gott, warum hast du
mich verlassen? So rief er am Kreuze; indem Alle, die sich von
Gott verlassen fühlen, durch seine Mitempfindung ihrer Pein hier
mit ihm eins geworden waren; und wollte, um den Tod ganz und
auf einmal zu besiegen, mit den Schmerzen des körperlichen, auch
zugleich die Schrecken des ewigen ertragen." „Die Angst, worin
wir Christum beten sehen," heißt es 9, 75 f., „wird also durch sein
herannahendes äußeres Leiden verursacht; aber freilich nicht durch
dieses allein. Für den gewaltsamen Zustand, worin wir ihn finden,
für diese Betrübniß bis zum Tode, die seine Seele ergriffen hat;
für diese blutigen Schweißtropfen, die aus seiner Stirn dringen und
auf die Erde fallen — bedürfen wir noch einer andern Erklärung.
Und wir finden sie darin, daß Christus hier schon die Stelle der
sündigen Menschheit vertritt, daß er angefangen hat, die geistigen
Qualen, wovon er uns befreien will, selbst zu empfinden, und daß
er, vor seinem Kampfe mit dem leiblichen Tode, hier schon mit dem
ewigen Tode kämpft. Wenn wir leiden, wenn wir sterben, so sind
die Schmerzen, die wir zu erdulden haben, endlich und eingeschlossen
in den Grenzen unserer Persönlichkeit. Christus aber will die ganze
Menschheit von den Folgen der Sünde befreien; deßhalb muß er
diese Folgen schauen, und indem er sie schaut, muß er sie empfinden —
sie aber sind etwas Unermeßliches an Umfang und an Größe. Er
sieht den aus der ersten Sünde entsprungenen Feuerstrom der Qual
und des Verderbens hinfluthen über die Erde, in den Herzen der
Menschen wüthen, Unzählige mit sich fortreißen in die Tiefen der
unsichtbaren Welt und sie dort mit nie verlöschenden Flammen um-
logen. Er sieht die Strafen, welche die Ungläubigen erdulden
müssen; er sieht diejenigen, welche auch den Gläubigen bevorstanden,
wenn er sie nicht davon befreite. Er hört aus dem Dunkel des

Abgrunds die ewigen Seufzer über die ewige Pein. Die Scheidewand zwiſchen dem Heiligen Gottes und der ſündigen, unſeligen Menſchheit iſt aufgehoben; die Wogen ihrer Qual ſchlagen herüber in ſein Herz. Das erträgt er nicht; der Gottmenſch lieget im Staube; das Ungeheuere des Jammers erregt das Ungeheuere ſeiner Angſt. Aber ſie treibt ihn nur mächtiger hin zu ſeinem Vater; das Grauſen vor dem ewigen Feuer ſteigert das Feuer ſeiner Gebete; und wenn er ſtets für uns gefleht hat und noch fleht — wie mag er damals gefleht haben? So waren es alſo vornehmlich unſere Sünden, die in Chriſto jene Angſt erregten, die ihn zum Beten trieb; und ſollten ſie nicht dasſelbe, was in ihm, auch in uns erwecken?"

Mit gewaltigem Ernſte mahnt Theremin an die Vergänglichkeit aller menſchlichen Herrlichkeit. „Prachtvolle Särge," ſagt er 2, 189, indem er vortrefflich den Umſtand benutzt, daß unter der Domkirche, in welcher er ſpricht, ſich die Königsgruft befindet, „verſchließen weiter unten den Moder der Könige und Königinnen, und die zu Staub zerfallenen Hände, die ehemals das Zepter trugen; in dem Aufenthalt der Lebendigen ſind die Behältniſſe der Verweſung zurückgeblieben, gleich als wäre dort unten der Raum zu gefüllt durch die gedrängten Reihen der Todten, und unfähig neue Bewohner zu faſſen. Und worauf ſtehen unſere Füße? Auf der Gruft, in welche die Gewaltigen dieſes Landes, wenn ſie ihren Lauf vollendet haben, hinabſteigen, wo ſie in ſtiller Gemeinſchaft neben einander ſchlafen, und von wo, wenn wir uns dieß Bild lebhaft vorſtellen, wir die heraufdönende Stimme vernehmen müſſen: bedenkt, ihr Menſchen, daß ihr ſterben müßt, auf daß ihr klug werdet." Nicht auf Gräbern, nicht auf Leichengefilden ſteht der Menſch bloß, er trägt den Tod in ſeiner Bruſt und bettet ſich bei lebendigem Leibe ſchon in den ſchauerlichen Abgrund. „Habt ihr wohl jemals ein Gewölbe betreten," fragt er 3, 90, „wo in unabſehbarer Folge an einander gereihte Särge ſtanden, deren Zierrath ſeltſam durch das Halbdunkel ſchimmerte und wo giftiger Qualm ſich bewegte oder vielmehr unbeweglich feſtzuſtehen ſchien? Aus dieſer Schatzkammer des Todes, wo er ſeine Beute aufſpeichert und wo in allen dieſen Behältniſſen leiſe die Verweſung arbeitet, tratet ihr ſchaudernd und tief aufathmend heraus, mit dem Gefühl, daß das kein Aufenthalt für Lebendige ſei. Und in einen Aufenthalt, der dieſem ähnlich und

viel schlimmer als dieser ist, stürzt so manche Seele sich hinab, welcher die Gefilde des Lichts und das Reich des Lebens offen stehen, die aber, weil sie sich dem Reiche des Todes geweiht hat, das Leben nicht ertragen kann. Stärker empfindet sie hier die schon früher bekannte Qual; sie haßt sich selbst, denn sie ist, das fühlt sie, allein an ihrem Elend schuld; sie haßt Diejenigen, die sie umgeben, denn sie erblickt in Jedem ihr eigenes Bild; sie haßt den Urheber des Lebens, aus keiner andern Ursach, als weil er gut und sie böse ist, weil er sie berief und sie von ihm abfiel. Fest, unbeweglich, ohne sich zu äußern, weil jede Aeußerung fruchtlos sein würde, steht in ihr dieser Haß, wächst und häuft sich beständig und so leidet sie den ewigen Tod; denn Haß ist Tod und nur Liebe ist Leben." Welch ein Abgrund, welch ein Greuel thut sich um und in uns auf! „Gott, wie viel Verirrungen in unserm vergangnen Leben! Welche Vernachlässigung der göttlichen Gnade und ihrer uns so reichlich dargebotenen Hülfe! Welcher entsetzliche Einfluß ist von uns ausgegangen, durch den auch andre Menschen nicht nur in Unglück, sondern in Sünde gestürzt worden sind! Und wenn wir nun in unser Herz blicken, so finden wir darin die Quelle aller dieser Greuel, die Quelle, die noch viel böser ist, als der Ausfluß, die böse bleibt, auch wenn der Ausfluß zurückgehalten wird." (5, 101.) Schrecklich, entsetzlich — dieser Gedanke kehrt unzählig oft wieder, vgl. z. E. 1, 110 ff. 6, 146, 191, wenn wir in unsren Sünden sterben, wenn wir in das Gericht Gottes (4, 12, 62, 84 ff., 95 u. s. w.) hineinfallen!

Theremin liebt es, um einen tiefen Eindruck auf die Herzen hervorzubringen, den seligen Tod des Gerechten und das Schreckensende des Gottlosen, Leben und Tod, Segen und Fluch neben einander zu stellen: vergleiche nur die vierte Predigt des dritten Bandes mit ihrem Thema: von der Seligkeit und der Verdammniß. In welches selige Gefilde schließt uns der Glaube die Pforte auf: in welchen tiefen Abgrund stürzt uns der Unglaube! „Dort unten in der tiefsten Tiefe," heißt es 9, 132, „da ist etwas, das man kaum noch ein Wesen und ein Geschöpf Gottes nennen kann. Daß es gequält wird, daß es Pein leidet, sind viel zu schwache Ausdrücke: es paßt nur das eine: es ist von Gott verlassen! Blicke dort hinunter, meine Seele." „Dort siehst du Flammen sprühen, von dort erhebt sich ein Jammergeschrei, und ein Rauch der Qual steigt auf von Ewig-

keit zu Ewigkeit. Die Erde ist rings um dich her mit Dunkel und Finsterniß bedeckt. Aber indem jene Flammen heller aufschlagen, erblickst du nicht das Kreuz, das auf jenem Berge steht? Schnell, dorthin, dorthin nimm deinen Lauf, falle nieder; umarme es; halte es fest. Können sie dich jetzt noch ergreifen diese Flammen? Kann dir jetzt noch etwas schaden in der Welt?" Gern führt der Redner, so wie hier 6, 203, seine Zuhörer bis an den Rand des Abgrundes, aus dem die höllischen Flammen hoch herausschlagen und nach allen Seiten hin lecken, und heißt dann auf den Mann am Kreuze schauen, der die Qualen der Hölle für uns erduldete; er dringt ergreifend, erschütternd, überwältigend so auf das Herz ein und zwingt es seine Kniee zu beugen.

Dieß das Herz im tiefsten Grund bewegende Moment der Theremin'schen Beredsamkeit wird ganz wesentlich verstärkt durch seine Meisterschaft im Schildern und Bildern. Er versenkt sich durch die Kraft der Liebe, die in das Herz des Geliebten sich versetzen kann, in das verborgene Sinnen und Denken, Empfinden und Begehren des menschlichen Herzens, er ist vertraut mit allen Sorgen und Aengsten, Mühen und Kämpfen, Verhältnissen und Zuständen des menschlichen Lebens. Was ihm vor das Auge des Geistes tritt, sind nicht die Schatten und Schemen der Vorstellung, der Reflexion, welche den Lebendigen und dem Leben das Blut aus den Adern zieht; er sieht, was er mit dem Auge des Geistes schaut, zugleich auch mit dem Auge des Leibes: seine Einbildungskraft leistet ihm hier die ersprießlichsten Dienste, sie erstreckt sich auf das Gebiet des inneren wie des äußeren Lebens, sie vergegenwärtigt ihm die Vergangenheit und zeigt ihm lebensfrisch und lebenswarm den Herrn und seine Heiligen, nicht bloß die Heiligen aus der biblischen Geschichte, sondern auch die aus der Kirchengeschichte, die Märtyrer, von welchen er gern redet, 1, 185. 204. 2, 14. 24 ff. 6, 317, und trägt ihn bis an das äußerste Meer dieser Weltzeit. Alles, Alles gestaltet sich unter seinen Händen, nimmt Fleisch und Blut an, wird zu einer konkreten Person, zu einem klaren, lebendigen Bilde. Wie wahr malt er den Tod (1, 145. 3, 86. 147) und das Jammern der Kinder an den Sterbebetten der Eltern, und das Klagen der Eltern bei dem Tode des Sohnes und das Sichverklagen des Gatten an dem Lager der sterbenden Gattin (1, 142 f.)! Er erschrickt selbst nicht vor der Aufgabe, den Greuel der Verwesung zu zeichnen.

„Was ſehen wir hier?“ So leſen wir 2, 73. „Schreckliche, furchtbare Erſcheinungen, die keine Kunſt verlarven kann, die nur der Glaube aufhebt, indem er erkennt, daß es Erſcheinung, Täuſchung und nichts Wirkliches iſt. Dieſe körperliche Hülle, die mit allen Zeichen äußerer Ehre bekleidet einherging, deren Schönheit geprieſen wurde, die zu ihren Begierden die abhängige Seele mit ſich fortriß, da hat der Tod ſie hingeſtreckt! Einen ſcheuen Blick wagt noch die innigſte Liebe, die treuſte Freundſchaft darauf zu werfen, dann tritt ſie zurück, und überläßt ſie der ſtummen und gewaltigen Zerſtörerin, der Verweſung. Wie ſchrecklich zerfließt nun eben das Bild, das vielleicht noch von manchem Gedächtniſſe bewahrt wird; wie iſt der Name einer Leiche noch viel zu gut, um ein ſchauderhaftes Etwas zu bezeichnen, das in alle Elemente ſich auflöſt, und in welchem ſchon Alles, ſelbſt der Name, womit man es nennen könnte, geſtorben iſt.“ Eine wahre Virtuoſität beweiſt Theremin in dem Ausmalen von inneren Zuſtänden, während er auf das Ausmalen der bibliſchen Situation regelmäßig verzichtet; eine Erſcheinung, die nur in der eigenthümlichen Stellung, in welcher bei ihm die Predigt zum Texte ſteht, ihren Schlüſſel findet. Ich kann mich nicht enthalten, zwei Gemälde von inneren, durch des Herrn Hülfe gewonnenen Kämpfen mitzutheilen. „Wer iſt es,“ heißt es 6, 159 f., „der die Nacht hindurch in ſeinem Zimmer händeringend umhergeht und deſſen Augen nicht zufallen, während die ermüdete Welt ruhig ſchlummert und träumt? Es iſt ein Menſch, der eine große Sünde begangen hat; vielleicht muß Mancher unter uns hinzuſetzen: ich ſelbſt bin oder war dieſer Menſch! Bald will er ſein Vergehen entſchuldigen; bald erkennt er es in ſeiner furchtbaren Größe. Bald hofft er, es werde verborgen bleiben; bald ſieht er es entdeckt und ſich ſelbſt durch die Folgen ſeiner Thaten fortgeriſſen von einem Abgrund zum andern. Schon klingt etwas wie das entfernte Hohngelächter der Hölle in ſein Ohr. Horch! auf der andern Seite! Es klopft an die Thür; öffne, Unglückſeliger, öffne, daß der Anklopfende hereintrete. Er kommt; in der einen Hand hält er das furchtbare, flammende Schwert des Richters, deſſen Berührung ewigen Tod bringt; mit der andern Hand weiſet er auf das Maal in ſeiner Seite. Wähle nun zwiſchen Seligkeit und Verdammniß; wähle, ob du ihn zum Erlöſer oder zum Richter haben willſt. Er wählt Gnade und ſinkt ihm reuevoll und gläubig zu Füßen. Wer iſt es dort mit dem un-

ſteten Gang, mit der unruhigen Gebärde, aus deſſen Augen ein ſo dunkles und wildes Feuer ſtrahlt? Es iſt ein Menſch, welcher ſchwankt zwiſchen Leidenſchaft und Pflicht, zwiſchen Tugend und Glück. Schon hat die gewaltige Neigung das Uebergewicht, ſchon ſtreckt er die Hand nach jenem ſchäumenden Becher, aus dem nicht Glück und Freude getrunken wird; ſondern ein Feuer, das die Eingeweide verzehret; horch! da klopft es und der Herr tritt herein, ganz ſtrahlend vom himmliſchen Lichte; aber das Kreuz, durch welches er zur Herrlichkeit einging, ruht ſelbſt verklärt in ſeinem Arm. Wer ſein Leben ſuchet, ſo ſpricht er, der wird es verlieren; wer aber ſein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden. Wer überwindet, der ſoll mit weißen Kleidern angethan werden und ich will ſeinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens. Der Schwankende hört es, er ſtößt den Becher der Weltluſt zurück und nimmt aus der Hand des Herrn das Kreuz, wählt ſtatt des Lebens, das zum Tode, den Tod, der zum Leben führet."

Wie lieblich iſt nicht die Schilderung des Sonntags, des Gottesdienſtes in der dritten Predigt des dritten Bandes. Aber am Tiefſten taucht Theremin doch ſeinen Pinſel in die Farben, wenn es gilt die Wonnen des Himmels und die Qualen der Hölle vor die Augen zu malen. „So öffne dich denn, du Perlenthor der Stadt Gottes," heißt es 6, 180, „und zeige uns von fern die Herrlichkeit, die du uns zwar verhüllen, aber nicht gänzlich verbergen ſollſt. — Dort, wo der Strom, der an dem Stuhle Gottes entſpringt, ſeine Fluthen rollet, rein wie Criſtall; dort, wo auf beiden Ufern des Fluſſes ein Wald grünet vom Holze des Lebens, dort wandeln Selige mit Engeln in ſüßen Geſprächen; ſie reden von den tiefen, ſelbſt für Geiſter höherer Art undurchforſchlichen Geheimniſſen der göttlichen Weisheit, an denen ſie ſchon Jahrtauſende gelernt und nicht ausgelernt haben. Mit ihren durchdringenden Blicken, mit denen ſie Gottes Werke erkennen, wie ſie ſelber von ihm erkannt ſind, durchlaufen ſie die Räume der Schöpfung und ſehen das Sichtbare mit dem Unſichtbaren, ja dasjenige, was uns als Widerſpruch erſcheint, zu einem harmoniſchen Ganzen ſich bilden. Doch der liebſte Gegenſtand ihres Geſprächs, das iſt der Sohn Gottes und ſeine große Liebe zu den gefallenen Sündern, das Kreuz, woran er geſtorben iſt, weicht nicht von ihren Blicken; und es wird, wenn mit der Erde und dem Menſchengeſchlechte auch die Kirche aufgehört hat,

doch noch im Himmel von Ewigkeit zu Ewigkeit gepredigt werden. Mancher Selige, der schon diesen Ort der Wonne Jahrtausende lang bewohnet und noch immer staunet, daß er bei so vielen Sünden dort konnte aufgenommen werden, hält sich nicht länger und strömt seinen Dank in Worten aus, die ungesucht ein himmlischer Gesang werden, den entfernte Engelchöre beantworten." Er schildert, was ich noch bei keinem Kanzelredner gefunden habe, mehrfach das Aufwachen der gläubigen Seele aus dem Todesschlafe an der Schwelle des ewigen Lebens (1, 153. 6, 247) und die Vereinsamung der ungläubigen Seele in dem Gerichte des jüngsten Tages. „So werden die Seelen herbeigerufen," lesen wir 4, 168, womit 6, 73 zu vergleichen ist, „und sie kommen. Aber unter ihnen befindet sich eine, die nicht kam, als sie auf Erden geladen ward; und die dennoch meint — denn der Stolz erwartet ja immer einen Vorzug — sie müsse zum Gastmahl des Himmels herbeigerufen werden. Sie harrt und es geschieht nicht! Einer nach dem Andern geht vor ihr ein; sie denkt mit jedem Augenblick, die Reihe werde auch an sie kommen, aber die Reihe kommt nicht an sie. Immer leerer und leerer wird es um sie; nun ist auch der letzte schon hinüber; nun ist sie ganz allein; nun ist der Eingang zur Seligkeit verschlossen. Nun entwickelt sich aus der Angst, aus der Furcht der Gedanke — o bewahre uns, Gott, in deiner Gnade, daß wir ihn nicht mögen zu denken haben, den tödtenden Gedanken! — nun steht sie endlich vor ihr fest die Gewißheit: ich bin verstoßen! Nun wendet sie sich; und vor ihr liegt — ewige Nacht!"

Die Gedanken des Redners kleiden sich gern in das gefällige Gewand von Bildern: die Rede wird dadurch nicht bloß schöner, sondern anschaulicher und handgreiflicher. Wann genießt unser Herz den inneren Sabbath? Wenn wir sprechen können: „unser Inneres ist kein in träger Ruhe stockender Sumpf; es ist kein durch entgegengesetzte Stürme geängstetes Meer; es ist ein Gewässer, auf dem der Geist Gottes mit lindem Flügel dahinfährt und Wellen erregt, die zum Himmel emporschaun und von denen jede, ehe sie niedersinkt, durch einen Schimmer der ewigen Sonne vergoldet wird. Dieß ist der innere Sabbath, den wir feiern sollen." Mehrfach verdeutlicht Theremin das Gesagte durch ein Bild, durch ein Gleichniß. „Es fällt mir hier ein Gleichniß ein," sagt er 7, 330, „wodurch ich das, was ich meine, vielleicht deutlicher machen kann. Das Kind soll

gehen lernen, weil es ſonſt zur Thätigkeit des irdiſchen Lebens unfähig und ungeſchickt bleiben würde. Es werden dazu mancherlei Vorübungen mit mancherlei Hülfsmitteln angeſtellt. Wenn es einigermaßen auf ſeinen Füßen ſtehen kann, ſo faßt die Mutter es bei der Hand, und auf dieſe geſtützt, muß es die erſten Schritte wagen. Es gelingt, und nun kann man ſchon etwas Schwereres von ihm verlangen. Die Mutter ſtellt es hin und ſie ſelbſt kniet in geringer Entfernung mit ausgeſtreckten Armen nieder. Nur dieſe kleine Strecke ſoll es durchlaufen, zwar ohne die gewohnte Hülfe, aber doch immer bewacht von der Mutter, die es durch ihre ausgebreiteten ſchützenden Arme vor dem Fallen bewahret. Sie fordert es auf zu kommen; bald iſt der Lauf vollendet und es liegt wieder an ihrer Bruſt. Unſre theuren Angehörigen und Freunde ſind die Arme der Mutter, oder vielmehr die Gnadenwerkzeuge des himmliſchen Vaters, unſre erſten wankenden Schritte auf der Bahn des ewigen Lebens zu unterſtützen. Können wir ſie entbehren, ſo werden ſie uns genommen; aber unſichtbar bleiben um uns ausgeſpannt die Arme des himmliſchen Vaters." Dasſelbe thut er in der Predigt über das Gebet im Namen Chriſti. „Darf ich nun," ſagt er hier 5, 110 f., „um das Gebet der Freude, der Noth und der Liebe zu ſchildern, mich eines Bildes bedienen, ſo würde ich ſagen: der, welcher in der Freude betet, gleicht einem Manne, der durch ein liebliches Gefilde, einen anmuthigen Luſthain wandelt. Er blickt wohl empor zum Himmel und zu dem, der ſo viel herrliches ſchuf und ihn dadurch entzückte; aber er iſt doch eben ſo ſehr mit den Gaben als mit dem Geber beſchäftigt; und durch die grünen, ſchattigen Wipfel der Bäume wird ihm oft der Himmel entzogen. Wer in der Noth betet, iſt dem Wanderer gleich, der durch ein rauhes, finſteres, grauenvolles Felſenthal zieht. Er ſucht wohl die Sonne, daß ihr Licht ihn erfreue, daß ihr Strahl ihn erwärme, daß er, durch ſie geleitet, ſeine Richtung nicht verfehle und einen Ausgang finde; aber oft wird ſie ihm durch die ſtarr emporſtrebenden Felſen verborgen, und oft muß er ſelber den Blick auf den Boden heften, um nicht in einen Abgrund zu ſtürzen. Wer hingegen bei der Nüchternheit des täglichen Lebens das Gebet der Liebe beharrlich fortſetzt, der gleichet einem Manne, der in einer weiten, unabſehbaren Ebene wandelt. Auf der Erde gibt es nichts, das ihn erfreuen oder betrüben, das ihn reizen oder erſchrecken könnte; auch richtet er nicht ſein Auge auf die Erde; er

erhebt es zum Himmel, der sich über ihm ausbreitet und dessen Anblick ihm durch nichts entzogen wird. Wie Moses, als er die Herden weit hinein in die Wüste getrieben hatte, den Busch, der im Feuer brannte, gewahr ward und sprach: ich will dahin und besehn dieß große Gesicht; so sieht auch er ungehindert die Pracht der in Osten aufgehenden Sonne, er schaut die glühenden Farben ihres Untergangs; und selbst unter dem Schatten der Nacht preiset er Gott mit allen den unzähligen Sternen, die an dem verdunkelten Himmel hervortreten." Vgl. weitere Vergleichungen 2, 99. 8, 65.

Wie groß auch die Meisterschaft Theremins im Schildern ist, er übertreibt es mit und in dem Schildern nicht: er weiß Maß zu halten sowohl in der Herbeiführung als auch in der Ausführung seiner Schilderungen. Wir finden diese kleinen Gemälde immer an der rechten Stelle angebracht und in dem Farbentone ausgeführt, welcher in den Zusammenhang der Rede passt. Die Bilder sind nicht gesucht, nicht erkünstelt, sondern einfach und natürlich und dabei so durchsichtig, daß der Gedanke, welcher sie eingegeben hat, klar und deutlich aus ihnen heraustritt.

Vergebens suchen wir in diesen Predigten nach gelehrten Citaten (mir sind nur zwei aus Schriftstellern der alten Welt aufgestoßen 10, 161 f. und 305 f.), nach überraschenden Wendungen (ich habe nur eine großen Effekt machende 10, 31 — „doch da ich fühle, daß diese Aufgabe für mich allein zu groß ist, so habe ich mir einen Gehülfen, einen Mitkämpfer und Mitredner gewählt — das ist der Tod!" — gefunden), nach geistreichen Einfällen, nach genialen Gedankenblitzen, nach sprühendem Witz, nach kalter Ironie, nach vernichtendem Spotte. Theremin will kein nach allen Seiten hin Feuergarben sendendes und Leuchtkugeln in den dunkeln Himmel werfendes Feuerwerk in Scene setzen: er mag nicht glänzen, blenden, bezaubern und bestricken, er will nicht angestaunt und bewundert werden und keine flüchtigen, vergänglichen Erfolge erringen. Er sucht für sich nichts, er spricht nur für die Ehre seines Herrn, um des Heiles seiner Brüder willen. Er wählt seine Worte, Bilder, Vorstellungen, Gedanken lediglich in der Absicht, auf das Herz seiner Zuhörer einen tiefen, unverlöschlichen Eindruck zu machen und ihnen an der Stelle beizukommen, wo das Menschenkind am Verwundbarsten ist. Der Ton seiner Rede ist stets ein gemischter und diese Mischung verleiht ihr eine ganz besondere Gewalt. Man merkt es dem Redner alle

Wege an, daß sein Herz unverrückt mit der dankbarsten Liebe an das Kreuz Christi gerichtet ist und an diesem Kreuze, seiner Erlösung gewiß und froh, jubilirend gen Himmel aufsteigt, daß es aber auch den Blick nicht von den Armen abwenden kann, welche das Kreuz des Herrn noch nicht kennen und auf ihren verkehrten Wegen der Grube des Verderbens entgegenwandeln. Liebe und Wehmuth treffen einander und verbinden sich, die Sehnsucht kommt zu Stande, die Sehnsucht nach dem Herrn und den Brüdern, sowohl nach denen, welche noch ferne sind von der Gemeinschaft der Heiligen, als auch nach denen, welche aus dieser sichtbaren Welt schon in die unsichtbare Welt hinübergegangen sind. Ein gedämpfter Ton, ein schwermüthiger Zug geht durch diese Predigten hindurch — der Redner fühlt die Nähe der unsichtbaren Welt auf das Lebhafteste, er lebt mit den Entschlafenen in ununterbrochener Gemeinschaft; doch sieht er sich dadurch nicht veranlaßt, die zweite Ehe sittlich zu verwerfen, vgl. 10, 203. Das sind Lieblingsgedanken, welchen er ganze Predigten, wie Predigt 5 des Bandes 2 (von der Nähe der unsichtbaren Welt) und Predigt 13 des Bandes 6 (die Gemeinschaft mit den Verstorbenen) gewidmet hat: Todesgedanken, wie die zehnte Predigt des zweiten Bandes überschrieben ist, sind ihm nicht fremd, er verfolgt sie gern, denn er fürchtet den Tod nicht, er liebt ihn und begrüßt ihn mehrfach, wie 4, 107 mit solchen Worten, wie: „Sei uns denn gegrüßet und willkommen, o Tod, als der Weg zum Leben! Wenn wir das Leben, wenn wir die jetzt im Frühling grünenden Felder, wenn wir die Tugend und Frömmigkeit eines Herzens sehen, müssen wir nicht denken: o wie viel Samenkörner mußten in die Erde fallen und sterben, wie viel Leidenschaften mußten überwunden und ertödtet werden, um diese liebliche Erscheinung hervorzubringen! Eben so wenn der Tod uns vor die Augen tritt, wollen wir damit das Bild des Lebens verbinden, das unter seiner traurigen Umhüllung verborgen liegt. Wenn wir theure Ueberreste in die Erde versenken und ein neues Grab zu so vielen Gräbern hinzufügen, neben welchen auch Freunde und Angehörige gestanden und geweint haben: laßt uns denken alsdann, jetzt fällt das Weizenkorn in die Erde, jetzt wird der Körper, die gröbere Hülle, abgestreift, damit die Seele sich mit einem geistigen Leibe bekleiden und die schönere Saat auf dem Boden des Himmels emporblühen könne."

Was nun das äußere Kleid dieser Predigten anlangt, so ist über die Anlage, die Einrichtung derselben nicht viel zu sagen. Theremin hat allen seinen Predigten einen Titel, eine Aufschrift gegeben, welcher nicht immer mit dem Thema selbst genau übereinstimmt. Er ist wohl der Erste, der diese homiletische Unart in Aufnahme gebracht hat, der Predigt eine sehr allgemeine, unbestimmte Ueberschrift zu geben und in dem Thema erst zu bestimmen, in welcher Richtung und Beschränkung man sich in dem durch die Ueberschrift angegebenen Gedankenkreise ergehen will. Das Thema leidet, wenn es überhaupt ausgedrückt wird, vielfach an demselben Fehler der Unbestimmtheit, die Disposition verbessert mehrfach diesen schlimmen Umstand, freilich nicht immer; denn der Redner gibt die Theile öfters nur vermittelst formaler Kategorien an. Einige Beispiele werden das Gesagte erläutern. Die dreizehnte Predigt des ersten Bandes trägt die Etikette: von der Dankbarkeit; die zweite des vierten Bandes diesen Titel: vom Fußwaschen: wer kann ahnen, oder mit Theremin zu schreiben, ahnden, wovon er handeln will? Was läßt sich nicht Alles vermuthen? Was nicht in diesen weiten Sack hineinstopfen? Hier gibt die Disposition erst das nöthige Licht: der Redner will gar nicht von der Dankbarkeit so im Allgemeinen handeln, sondern uns belehren, wofür wir zu danken haben, denn er fordert auf: „So laßt uns ihm denn erstlich für dieses Leben und für dessen Güter; zweitens für sein Evangelium und für die Erlösung danken“ (1, 235). Ebenso verhält es sich mit der Predigt über das Fußwaschen: die Eintheilung erlöst das Thema erst aus seinem Hangen und Bangen; „durch dieses Fußwaschen“ — so lesen wir 4, 24 — „fordert Christus uns auf erstlich zur Demuth, zweitens zur Ergebung, drittens zur Reinigung unsers Herzens.“ Warum hat der Prediger nicht seinen Zuhörern den Liebesdienst gethan, das Thema so scharf und bestimmt, wie es hier aus der Disposition herausspringt, zu fassen? Ueberall gelingt es nicht, aus der Eintheilung die Summe und Seele der Predigt zu erkennen, denn mehrfach leiden die Theile an derselben Unbestimmtheit und Unfaßbarkeit, an welcher das Thema krankt. Die erste Predigt des zweiten Theiles trägt an dem Kopf die Worte: die Aufopferung Isaaks: Theremin stellt diese Aufopferung, was die Ueberschrift nicht vermuthen läßt, unter den Gesichtspunkt der Entsagung und läßt uns nun erstlich die Gegenstände der Entsagung, zweitens

die Beſchaffenheit der Entſagung, drittens die Wirkungen der Entſagung betrachten. Auf Trauer folget Freude, hält die achte Predigt des fünften Bandes uns vor: das Thema iſt hier ein Mal wirklich formulirt und fixirt, aber die Eintheilung: „Wir erwägen erſtlich, worauf dieſe Hoffnung ſich gründet; zweitens, unter welchen Bedingungen ſie in Erfüllung geht; drittens, wozu diejenigen, für welche ſie erfüllt worden iſt, verpflichtet ſind“ (S. 164): orientirt uns nur über den Verlauf, nicht über den Inhalt der Rede. Dieſe nicht zu lobende Verſchwommenheit des Themas und dieſe überwiegend formale Eintheilung der Predigt thut der Predigt ſelbſt aber keinen Schaden: denn der Redner fährt in derſelben nicht haltungslos und richtungslos in der Kreuz und Quere herum, verliert ſich nicht in Weiten und Breiten, in Allgemeinheiten und Unbeſtimmtheiten: ſpricht er auch den Gegenſtand ſeiner Rede nicht präcis aus, ſo ſteht derſelbe doch in den beſtimmteſten, ſchärfſten, klarſten Umriſſen vor ſeiner Seele, ſo führt derſelbe uns doch in die unterſchiedlichſten Stimmungen der Seele und in die konkreteſten Verhältniſſe des innern wie des äußern Lebens hinein. Die Ausführung verbeſſert jedes Mal ohne Ausnahme das, was Hauptſatz und Haupttheile zu wünſchen übrig gelaſſen haben. An Unklarheit, Unbeſtimmtheit, an Verfloſſenheit, an Unfruchtbarkeit und Unanwendbarkeit leiden dieſe Predigten nirgends: man könnte ihnen nur hie und da vorwerfen, daß der Text nicht vollſtändig klar erkannt, die Schriftlehre nicht ganz treu und wahr vorgetragen, daß nicht jedes Wort auf der Goldwage abgewogen iſt. Was ſoll man dazu ſagen, daß der ältere Bruder des verlorenen Sohnes, welcher doch offenbar die Phariſäer und Schriftgelehrten abbilden ſoll, die über die Annahme der Sünder Seitens des Herrn murrten, als Repräſentant der Engel gefaſſt wird? „Nur die erſten Erſchaffenen,“ verſichert er mit aller Zuverſicht (3, 168), „die früher als die Menſchen aus Gottes Hand hervorgingen, können mit jenem älteren Sohne gemeint ſein; nur von ihnen, deren herrliche Schaaren ſtets von dem Willen des Höchſten regiert werden; nur von ihnen, welche die Gemeinſchaft mit ihm, worein ſie von Anfang verſetzt wurden, durch himmliſche Gedanken und Gefühle immerfort unterhalten; die ſtets zu ihm zurückſtrömen, um aus ſeiner Fülle Vollkommenheit und Seligkeit zu ſchöpfen; nur von ihnen mag es gelten: daß ſie Gottes Gebote nie übertreten, nie das Haus des Vaters verlaſſen

ben.“ Dieſer Mißverſtand hat nun die Folge, daß an den murnden Worten des ältern Sohnes gekünſtelt werden muß. „Ja ſo nbeſchreiblich iſt die Liebe Gottes gegen den Menſchen, daß höhere nd beſſere Geſchöpfe als wir, ſie vielleicht nicht ohne Eiferſucht ahrnehmen können. Deßhalb legt der Herr dem älteren Bruder, nter welchem ſie zu verſtehen ſind, einige Worte des Unmuths und er Beſchwerde in den Mund“ (S. 181). Von einem Vielleicht läßt ſich hier nicht ſprechen: der Zug iſt nicht ein Kunſtgriff des Darſtellers, um die Gnade des Vaters recht hervorleuchten zu laſſen, ſondern einfach eine geſchichtliche Thatſache, eine nothwendige Erſcheinung. Hat Theremin das Richtige getroffen, wenn er auf Grund von Hebr. 12, 11 den Satz aufſtellt: alles Leiden iſt Strafe (6, 215): unterſcheidet die Schrift nicht beſtimmt zwiſchen Strafe und Züchtigungsleiden? Wird in der Predigt von den Widerſprüchen in der menſchlichen Natur (3, 1 ff.), was Sack ſchon ganz richtig bemerkt hat, nicht mancherlei auf den Sündenfall zurückgeführt, was nicht Folge dieſer Verſchuldung, ſondern Folge der von Gott herrührenden Organiſation des Menſchen iſt? Rechten will ich nicht, daß Theremin 3, 71 fragt: „Sollen wir annehmen, daß auch die Qualen und Schmerzen, die wir beſchrieben haben, endlos, ohne Linderung fortdauern?“ Und antwortet: „Da wir kein helles und deutliches Wort der Schrift anführen können, das die Frage entſchiede; da die Ausſprüche, welche das Furchtbarſte anzukündigen ſcheinen, eine mildere Deutung zulaſſen; da unſer Geiſt kaum im Stande iſt, eine ewige Freude, geſchweige denn einen ewigen Jammer zu denken, ſo wollen wir mit denen nicht ſtreiten, welche die Vorſtellung verwerfen.“ Denn dieſe Frage über die Ewigkeit der Höllenſtrafen entſcheidet er ſpäter 8, 20 anders: hier heißt es: „Vor den Seligen liegt eine Ewigkeit ſtets zunehmender Wonne; vor den Unſeligen eine Ewigkeit ſtets wachſender Qual. — Immer und ohne Ende, ſprechen die Unſeligen, immer und ohne Ende wird es ſo fortgehn, immer fürchterlicher wird die Angſt, immer brennender der Durſt, immer dunkler der Abgrund, immer ſchneller der Sturz in die Tiefe werden; immer und ohne Ende!“ Genau erwogen hat der Prediger ſicher die Worte nicht immer; ſo ſagt er 1, 12 zu dem Herrn: „Um deinetwillen hat uns Gott unſere Sünde vergeben; durch einen gnadenvollen Rathſchluß iſt die Reinheit unſers Herzens wieder hergeſtellt,“ und 2, 18: „In ſeiner Auferſtehung, in dem

Ende seiner Leiden haben wir unsere Seligkeit, den Lohn unserer Tugend, im Voraus genossen." Correkt ist hier der Ausdruck des Gedankens nicht: es ließe sich mit Leichtigkeit aus dem ersten Satze eine Anklage auf Verwechselung und Vermischung der Gerechterklärung mit der Heiligung, und aus der letzten Behauptung eine Anklage auf Beseitigung des Verdienstes Jesu Christi und Aufrichtung der eigenen Gerechtigkeit erheben: Anklagen, welche der Angeklagte durch Verweis auf andere Stellen sofort entkräften könnte.

Was nun endlich den Styl in diesen Predigten anlangt, so entlehnt der Prediger seinen Wortvorrath aus der Umgangssprache der Gebildeten, jedoch mit strengem Ausschluß aller fremdländischen Ausdrücke, und seine Worte fügt er zu Perioden, welche klar und durchsichtig sind, zusammen. Der Gedanke kommt überall nicht bloß correkt, sondern schön zu seinem Ausdrucke und die sprachliche Darstellung schmiegt sich auf das Innigste dem Gedanken an. Je nach dem Inhalte der Rede wechselt die Sprache: sie erhebt sich in ihrer ganzen Kraft, wenn es gilt, das Herz des Zuhörers zu erschrecken und mit Entsetzen zu erfüllen; sie schlägt die süßesten, sanftesten Weisen an, wenn die Sünderliebe des Herrn, die Wonne der Seligen gepriesen werden soll. Plastisch tritt aus dem Wort und Satzbilde jeder Gedanke hervor. Mit diesem plastischen Elemente verbindet sich das drastische, damit der Rede neben der Wahrheit, Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit nicht die Bewegung, das Leben fehle. Aeußere Mittel, wie Exclamationen, welche bisweilen gar zu sehr rühren wollen, wie (3, 109): „Weinet, ihr fühlenden Herzen, löset euch auf in Thränen!" und Interjektionen, wie Interrogationen und Apostrophe, welche letztere nach meinem Gefühle zu oft eingestreut werden und sich nicht nur an Gott in dem Himmel, wie 8, 168, und den Herrn Christus, wie 1, 11. 51. 86. 92, sondern an Alles und Jedes, wie an Alles im Himmel und auf Erden (2, 57), an Sonne und Erde (4, 60), an die geistige Heimath (1, 31), an den neuen Himmel (2, 18), an das Kreuz (1, 187 und öfters), ja selbst an die Leiche des Herrn (2, 58), an die Todten (7, 311), an die unsterbliche Seele (1, 30), an die Jugend (1, 162), an die Erkenntlichkeit (1, 246), an die Heiligkeit (1, 240), an die Lüge (3, 209) u. s. w. richten, werden mit Recht nicht verschmäht: sie würden aber wenig helfen, wenn nicht von selbst in dem ganzen Vortrag der Gedanke in unaufhörlichem Fortschritte begriffen wäre und auf

das Lebendigſte entwickelt würde. Der Redner führt die handelnden Perſonen, deren Widerfahrniſſe er bisweilen, man vgl. Pr. 3 in Bd. 2 von dem Leiden Chriſti und Pr. 3 in Bd. 6 von dem begnadigten Schächer, mit zu großer rhetoriſcher Kunſt ausmalt, nicht in ihren Thaten und Leiden vor und ſtellt ſich dann dazu als einen redſeligen Cicerone, ſondern er läßt ſie ſelbſt ausſprechen, was ſie empfinden, denken, wollen: ſo läßt er, 2, 51 ff., den Herrn, der am Kreuze ſchwebt, ſelbſt ſeine Gedanken in einem langen Monologe mittheilen. Doch dieſe wirkſamen Kunſtmittel hätten der Rede nicht dieſes Leben eingehaucht, wenn der Redner nicht fortwährend in dem lebhafteſten Zwiegeſpräch mit ſeinen Zuhörern und mit den Mächten, welchen er ihre Beute entreißen will, begriffen wäre: wenn er nicht mit dem Fürſten der Finſterniß, mit dem Selbſtbetruge des Herzens, mit den Einſprüchen des Verſtandes, mit dem böſen Willen zu kämpfen hätte, ſo würde am Ende doch ſeine Rede, vornehmlich da nicht ein Gedanke den andern Gedanken drängt, um etwas Neues auf das Tapet zu bringen, ſondern ein Gedanke mit Behaglichkeit entfaltet, mit Umſtändlichkeit ausgeführt wird, den und jenen ermüden.

Es iſt keine Frage, Theremin hat an ſeinen Predigten keine leichte Arbeit gehabt, ſie ſind ihm nicht ſo glatt aus der Feder gefloſſen, als ſie ſeinem beredten Munde entſtrömten. Er hat viel an ihnen gefeilt. Er ſelbſt ſagt in dem Vorworte zu dem vierten Bande: „Bei dem niederbeugenden Gefühl meiner eigenen Schwäche, bei der großen Arbeit und Anſtrengung, wodurch ich ſuchen mußte den Mangel höherer Gaben zu erſetzen, hat er (der Herr) mir doch ſtets die innere Freudigkeit und Luſt an der Verkündigung ſeines Wortes erhalten und er hat es vergönnt, daß unter den vielen kräftigeren Stimmen, die ihn als den eingebornen Sohn Gottes und den Erlöſer der ſündigen Menſchheit preiſen, auch die meine nicht ganz unbeachtet geblieben iſt.“ Was ihm von Natur verſagt war, hat er durch Fleiß und Arbeit erſetzt: man merkt dieſen Predigten mit ihrer klaſſiſchen Sprache, mit ihren ſchön tönenden und abgerundet rollenden Perioden, mit ihren lieblichen Schilderungen und treffenden Bildern, mit ihrem ununterbrochenen Fortſchritt und friſchen Leben, mit ihrem Licht und Feuer es nicht an, daß ſie ſo mühſam entſtanden ſind. Die Kunſt iſt ſo trefflich, daß ſie nirgends Manier, ſondern überall Natur iſt.

Wenn ich mein Urtheil ſchließlich über Theremin zuſammenfaſſen ſoll, ſo möchte ich ihn auch wie Brömel mit ſeinen eigenen Worten charakteriſiren. Während dieſer aber aus der Gedächtnißpredigt auf den Biſchof Sack (die letzte im zweiten Bande) einzelne Sätze entlehnt, halte ich mich, um ſein volles Bild noch ein Mal vorüberzuführen, an ſeine Schilderung des oratoriſchen Charakters Maſſillons. „Er war ein gläubiger, frommer, rechtſchaffener Mann: mit dieſem Zuge, der keinem wahren geiſtlichen Redner fehlen darf, können wir auch“ Theremins „oratoriſche Charakteriſtik eröffnen.“ (Dem. u. M. S. 333.) „Aus ſeinen Predigten leuchtet ſein Eifer um das Heil der Seelen auf das Unzweideutigſte hervor; er redet nicht zu ſeiner Ehre, ſondern zur Ehre Gottes; er ſucht nicht den Beifall ſeiner Zuhörer, ſondern ihr Heil.“ (S. 334.) „Was die geiſtigen Fähigkeiten betrifft, ſo ſtehen dieſe in einem für den Redner günſtigen Gleichgewicht, und ob es ihm gleich weder an Phantaſie noch an der Gabe zu einem tiefen, zuſammenhängenden Denken fehlt, ſo tritt doch keine von beiden einſeitig hervor. Das Vermögen, das ſich bei ihm mehr als die übrigen geltend macht, iſt kein Vermögen des Geiſtes, ſondern des Herzens, es iſt das Gefühl. Und zwar wird dieſes in ihm beſonders durch Dasjenige angeregt, was den ſittlichen Forderungen entſpricht oder widerſtrebt, was die Menſchen glücklich oder unglücklich macht; das Eine empfindet er als eine ihn ſelbſt berührende Freude; das Andere — und Eindrücke dieſer Art hat er am häufigſten Gelegenheit darzuſtellen — als einen perſönlichen Schmerz. Dieß Gefühl in ihm iſt nicht unthätig; es hat eine praktiſche Natur; es iſt nicht eine Flamme, die ein Mal in die Höhe ſteigt, um dann in ſich ſelber zu verſinken; es greift um ſich in die Weite und Breite, um ſeine Freuden oder, was am häufigſten geſchieht, ſeine Schmerzen dem Zuhörer mitzutheilen, um ihn zu erregen, zu ſtacheln, zu entzünden, und das, was jene Schmerzen hervorruft, in ihm zu verzehren. Dabei hat es jedoch nicht die ſcharfen Spitzen und es glüht nicht in der brennenden Flamme eines demoſtheniſchen Zornes, ſondern es iſt immer von dem Schatten einer chriſtlichen Wehmuth umwölkt.“ (S. 335.) „Wie hätte er hoffen können, durch Darſtellung einer Pflicht und der allgemeinen Beweggründe zu derſelben einen tieferen Eindruck hervorzubringen? Seine Kenntniß des menſchlichen Herzens verrieth ihm die Hinderniſſe, welche der Erfüllung einer Pflicht, deren Verbindlichkeit man

gibt, entgegenstehn; diese Hindernisse faßt er in's Auge; er sucht sie zu bewältigen; er belehrt nicht den Zuhörer, er kämpft mit ihm; der belehrende Vortrag hätte seinem eigenen feurigen Gemüthe einen unerträglichen Zwang auferlegt und nur in dem lebhaftesten Kampf konnte er selbst Befriedigung finden." (S. 338.) „Auch auf eine andere, von ihm so oft und mit so großer Virtuosität angewendete Form, auf die Schilderung, mußte er fast nothwendig durch seine Eigenthümlichkeit geleitet werden. Deutlich standen vor ihm das menschliche Innere und das menschliche Leben; er hatte ihre Tiefen durchschaut; er hatte so Manche in ihren wichtigsten Momenten, in denen des Leidens und des Sterbens, beobachtet; bei seinem tiefen, lebendigen Gefühle waren ihm davon höchst erfreuliche, aber noch öfter höchst schmerzliche Eindrücke geblieben. Das, was er selber anhaltend schaut, was ihn selbst so mächtig bewegt, z. B. das Bild des sterbenden Gottlosen und des sterbenden Frommen, das ist er nun auch fähig, mit einem Pinsel, den er in die Gluthen seines Herzens taucht, zum Schrecken und zur Erbauung seiner Zuhörer vor sie hinzustellen." (S. 339.) „Was nun den Styl betrifft, so ist derselbe gerade das, was er bei solcher Persönlichkeit und solchen Intentionen sein mußte und einzig sein konnte." (S. 346.) „Dieser einfache Styl hat die höchste Lebendigkeit; er strömt unaufhaltsam im schnellsten Flusse dahin, während zugleich durch den Wechsel der kräftigsten Wendungen die Einförmigkeit solches raschen Ganges unterbrochen, die Aufmerksamkeit erhalten, der Eindruck verstärkt wird." (S. 347.)

Johann Heinrich Bernhard Dräseke.

Tholuck nennt in seinem trefflichen Artikel in Herzogs Real-Encyklopädie diesen Herold des Evangeliums „eines der bedeutendsten Meteore am Kirchenhimmel der neuern Zeit“: „leuchtend, denn sein Glanz war noch stärker als seine Wärme — ein Meteor, denn als er abtrat, war seine Zeit vorüber und eine andere angebrochen, in die er nicht mehr gehörte.“ So viel Wahres diese Vergleichung enthält, so ist sie doch nicht ganz wahr; ein Meteor zieht nur die Augen der bewundernden Menschenkinder auf sich und übt auf nichts im Himmel und auf Erden einen sichtbaren Einfluß aus: wer wollte das von diesem Manne sagen, daß er an dem Kirchenhimmel zwar strahlend und glänzend hervorgebrochen wäre, aber wirkungslos, bedeutungslos zu seiner Zeit wieder erloschen wäre? Dräseke hatte eine Mission an dem Geschlechte seiner Zeit auszurichten und er hat diesen seinen Beruf auch in weiten Kreisen erfüllt: er hat vielen Dienern der Kirche, vielen Gebildeten in der Gemeinde einen kräftigen Anstoß gegeben und in hohem Grade anregend, für das Christenthum gewinnend, für den Herrn begeisternd gewirkt. Er war mehr als ein Meteor, er war ein brennend und scheinend Licht.

Dräseke wurde zu Braunschweig den 18. Januar 1774 geboren: seine Eltern — sie starben 1810 und 1811 — waren schlichte Leute, der Vater ein subalterner Beamter, die Mutter eine fromme Frau. „Kampf mit dem Leben,“ sagt der berühmte Sohn dieser Eltern selbst in der Widmung des zweiten Bandes der Predigten über die letzten Schicksale unsres Herrn, „ist die Physiognomi unsres Familienschicksals“: er mußte sich in seiner Jugend durch

Leben ſchlagen, ſo gut und bös es ging, und ſang als Chorknabe mit vor den Häuſern der Wohlhabenden in ſeiner Vaterſtadt, wo er die niedern und höhern Schulen durchmachte. In Helmſtädt ſtudirte er Theologie, der bekannte Kirchenhiſtoriker Henke, ein vielſeitig gebildeter Mann, geiſtreich und mit den Häuptern der neu damals aufblühenden deutſchen klaſſiſchen Litteratur wohl bekannt, ein Rationaliſt reinſten Waſſers, aber von vortrefflicher Geſinnung, nahm ſich des talentvollen jungen Menſchen väterlich an und gewann auf ihn einen tiefen, entſcheidenden Einfluß. Das Studium der Wiſſenſchaft, welcher er ſein Leben widmen wollte, genügte ihm nicht für ſich allein, er warf ſich mit glühender Seele auf die deutſche Litteratur und verſchlang mit Heißhunger die Erzeugniſſe dieſer großen Periode. Sein Geſchmack bildete ſich, ſein Horizont erweiterte ſich, die Sprache veredelte ſich, ſein Styl reifte. Dieſe Beſchäftigung mit den Heroen der deutſchen Dichtung ſeiner Zeit iſt für Dräſeke maß- und richtunggebend geweſen, ſie verſchaffte ihm nicht bloß eine äſthetiſche Bildung, welche allen ſeinen Geiſtesprodukten in der Folge dieſe anmuthende, wirklich ſchöne Formvollendung gab, ſondern führte ihm auch alle Bildungselemente ſeiner Zeit zu, ſo daß er auf der Höhe der damaligen Cultur ſtand. Es kann uns nicht wundern, daß der ſo lebhaft angeregte und tiefergriffene Jüngling ſeine ſchaffende Kraft eher auf der Schaubühne als auf der Kanzel erprobte und auch in ſeinem Mannesalter das Theater nicht ganz vergaß. Ein Drama von ihm ging in ſeiner Geburtsſtadt nicht ohne Beifall über die Bretter: 1817 ſchrieb er noch über „das Heilige auf der Bühne", er will das Heilige nicht von der Bühne verbannt wiſſen, weil es auf ihr nur profanirt werden könne, nein, das Heilige gehört auch auf die Bühne; nur ſind die Geſetzgebung auf Sinai und die Kreuzigung auf Golgatha nicht bühnengerecht, da ſie zu koloſſal ſind.

Nachdem Dräſeke nur ſehr kurze Zeit in Ratzeburg Hauslehrer geweſen war, wurde er 1795 zum Diakonus zu Mölln im Herzogthum Lauenburg ernannt, drei Jahre ſpäter ward er dort Hauptprediger: 1804 ſiedelte er, der ſich ſchon einen ſehr angeſehenen Namen als Kanzelredner erworben hatte, nach Ratzeburg als Prediger am Sct. Johann über. Immer mehr lenkte er die Aufmerkſamkeit auf ſich, einzelne Predigten, welche er auf den dringenden Wunſch ſeiner Zuhörer herausgab, machten in der Nähe und in

der Ferne den Wunsch rege, eine vollständige Predigtsammlung von ihm zu besitzen. Er ließ sich bereit finden, und so kamen in den Jahren 1804—1812 seine Predigten für denkende Verehrer Jesus in 5 Bänden heraus; diese Sammlung, vielfach wieder aufgelegt, zuletzt wohl 1836 in zwei Bänden wieder abgedruckt, erregte weit und breit das Verlangen nach weiteren Gaben. Der Prediger konnte gewiß sein, daß das Wort, welches er im Sct. Johann zu seiner ihn hoch verehrenden und bewundernden Gemeinde redete, weithin durch Norddeutschland vernehmlich schalle und tief zu Herzen genommen werde. Seine Stimme erhob sich deßhalb mit immer größerer Stärke, seine Rede wuchs zu einem immer mächtigeren Strome, sein Gesichtskreis dehnte sich immer mehr über die Grenzen seines Kirchspieles und die Bedürfnisse seiner Gemeinde aus. Er richtete von seiner Kanzel seine gewaltig anfassenden und hoch entflammenden Worte an die ganze deutsch-evangelische Christenheit, an sein deutsches Volk, an sein liebes, armes Vaterland, dessen Erniedrigung ihm in die Seele tief hineinbrannte und dessen Erhebung und Erhöhung sein feurigster Wunsch und anhaltendes Gebet war. Die Hinweisungen auf das Eine, was Noth ist — 1812 erschienen — bilden den Vorläufer zu den mächtigen Reden in den beiden Jahren 1812 und 1813, nebst einem Anhange von Predigten aus späteren Jahren über „Deutschlands Wiedergeburt", 1814 erschienen in drei Heften, 1817 in zwei Bänden wieder aufgelegt.

Dräseke ward 1814 nach Bremen an die St. Ansgarii-Kirche als Prediger gewählt: sein Ruhm erreichte dort wohl seinen Höhepunkt. „Es lag und liegt noch," hat er sich später selbst geäußert, „im Interesse der tonangebenden Familien in Bremen, den ihnen zusagenden Prediger in jeder Weise zu protegiren; falls er mit Ueberlegenheit auftritt, ihn zu verehren, ihm den Hof zu machen." Da er nun durchaus nicht zu den Geistern gehörte, welche sich imponiren lassen, sondern ein Mann war, der sich durch seine Worte und Werke einen großen Namen schon errungen hatte, so blieb den Bremern nichts übrig, als seine geistige Ueberlegenheit verehrungsvoll anzuerkennen und ihm zu huldigen. Tholuck hat sicher das Richtige getroffen, wenn er meint, daß Bremen Dräseke eitel gemacht habe: denn Eitelkeit trat bei ihm selbst nach dem Zeugnisse seiner vertrautesten Freunde von da an merklich hervor. Aus dieser

bremischen Periode stammt eine stattliche Reihe von Predigten, viele von ihnen erschienen einzeln und sind leider nicht zur rechten Zeit gesammelt worden und deßhalb zum größten Theile verschollen, viele jedoch sind in Sammlungen erhalten. Ich kenne folgende Predigtbücher aus dieser Zeit: Predigtentwürfe über freie Texte, 2 Bände, 1815; Predigten über die letzten Schicksale unsers Herrn, 3 Bände (erster Band nach Matthäus, zweiter nach Johannes, dritter nach Lukas) 1816 ff., wiederholt aufgelegt; Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte; Evangelische Bedenken und Bitten, 1816. Ueber frei gewählte Abschnitte der heiligen Schrift, 2 Jahrgänge, jeder derselben in 2 Theilen, 1817 und 1818, zweite Aufl. 1826; Christus an das Geschlecht dieser Zeit, 1819, auch wiederholt aufgelegt, mit den 3 Zugaben: 1) Die Gottesstadt und die Löwengrube, 2) Der Fürst des Lebens und sein neues Reich, 3) Die höchsten Entwickelungen des Gottesreichs auf Erden, 1819 und 1820; die zweite Auflage ward 1820 schon nöthig. Gemälde aus der heiligen Schrift, 4 Theile, und zwar der erste Theil unter dem besonderen Titel: Der Weg durch die Wüste, 1821; der zweite Theil: Paulus zu Philippi, 1824; der dritte Theil: Lazarus Auferweckung, und der letzte Theil: Jesus und Nikodemus, beide 1828. Endlich: Vom Reich Gottes, Betrachtungen nach der Schrift mit denkenden Christen angestellt und zur Feier des Augsburgischen Bekenntnisses im dritten Jubeljahr herausgegeben, 3 Theile, 1830. Die Predigten zur dritten Jubelfeier der evangelischen Kirche 1817 sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

Manchen glänzenden Ruf hatte Dräseke Bremen zu Liebe ausgeschlagen; als aber der König Friedrich Wilhelm III., welcher ihn schon wegen seiner unionsfreundlichen Schrift von 1817 über den Confessionsunterschied der beiden protestantischen Kirchen hatte werthschätzen gelernt und durch seine Predigten von dem Reiche Gottes eingenommen war, trotzdem, daß Dräseke im Verdachte demagogischer, politisch-freier Denkungsart stand, ihm 1832 die Generalsuperintendentur über die Provinz Sachsen mit dem Titel als evangelischer Bischof anbot, konnte er dieser lockenden Versuchung nicht widerstehen. Er verließ sein liebes Bremen und zog nach Magdeburg, wo er die erste Dompredigerstelle mit der andern Würde und Bürde vereinte. Die kirchlichen Verwaltungsgeschäfte konnten ihm keine Lust, sondern nur eine Last sein: er gehörte nicht an den grünen

Tisch: seine Begabung ging darauf, als Redner durch das lebendige Wort für das Reich seines Herren, für welchen sein Herz hoch schlug, rastlos zu wirken. Es gelang ihm, nicht bloß in der Hauptstadt der Provinz viele gleichgültig gewordene Gemüther wieder zu erwärmen und anzufeuern, er zog auch in die Provinz hinein, und wo er in Stadt und Land hinkam, da sprühte er zündende Funken nach allen Seiten hin aus, da setzte er Alles in Staunen und Bewegung. So, so gewaltig, so hinreißend hatte noch Niemand einen Knecht Gottes predigen hören: selbst die, welche als scharfe Kritiker, als entschiedene Feinde in seine Kirche gekommen waren, überwältigte er. Wahre Triumphzüge waren für ihn seine Rundreisen: er kam sich wohl selbst bisweilen als der evangelische heilige Vater vor und konnte es öfters nicht lassen, dem Volke, durch dessen dichtgedrängte Reihen er sich so häufig nach dem Gottesdienste durchdrängen mußte, auf der Straße seinen Segen noch zu ertheilen. Es sind die Predigten, welche der überall begeistert aufgenommene Oberhirte in der Provinz hin und her bei diesen Gelegenheiten gehalten hat, fast sämmtlich sofort gedruckt worden; aber auch hier ist zu bedauern, daß sie aus dieser Zerstreuung nicht gesammelt worden sind: und dieß ist um so mehr zu beklagen, da er es ausgezeichnet verstand, Alles, was der Ort durch seine Lage, Geschichte, Eigenthümlichkeit hervorstechendes hatte, in seiner Rede zu verwenden. Der Mann, welcher durch die höchsten Ehren hindurchgegangen und dadurch etwas verwöhnt war, mußte an seinem Lebensabende erfahren, daß der Menschen Gunst so sehr leicht in Mißgunst umschlägt. In Magdeburg ward im Winter 1839/40 ein Gemälde ausgestellt, das ein Gebet zu dem Herrn darstellte. Ein Geistlicher, Namens Sintenis, wies dieses Gebet zu dem Herrn als unstatthaft zurück: Dräseke aber trat in einer Predigt, welche er mit den Worten schloß: „so umringen wir dich mit unsrem Festlied, Weltheiland, Erretter von allem Uebel, du Erbarmer jeglicher Noth", für die Ehre des Herrn ein. Er verlangte von Sintenis Widerruf und drohte mit Absetzung: allein die oberste Behörde genehmigte nicht die Beschlüsse des Consistoriums, welches von dem Bischof geführt wurde, es blieb bei einer bloßen Verwarnung. Dräseke war schwer gekränkt, tief verletzt: er hatte in ein Wespennest mit seinem Verfahren gegen Sintenis gegriffen, die Anhänger des Rationalismus, die späteren Lichtfreunde, fühlten sich nicht mehr sicher

) fielen nun mit Schriften, unter welchen die von dem Pfarrer
ig zu Anderbeck mit dem Titel: Der Bischof Dräseke und sein
jähriges Wirken im preußischen Staate, 1840, die heftigste war,
r den verstimmten Greis her, über dessen persönliche Schwächen,
ßgriffe und kleine Versehen in der Verwaltung sie ein erbarmungs-
s Gericht hielten. In Folge dieser Erfahrungen kam der Bischof
seine Entlassung ein. König Friedrich Wilhelm IV., welcher
hoch verehrte, schlug ihm seine Bitte zwei Mal ab, doch gab
843 nach. Auf den Wunsch seines Königs, der ihm das ganze
ommen beließ, siedelte er nach Potsdam über: gelegentlich
g er dort, um vor dem Könige und seinem Hofe zu predigen,
ein Mal die Kanzel, welche er so viele Jahre geziert hatte.
tarb dort den 8. Dezember 1849. Aus der Magdeburger
ode sind keine größeren Predigtwerke mehr hervorgegangen: ich
nur „Einige in der Domkirche gehaltene Predigten," 1839,
dem Titel nach: „Drei Festpredigten", 1834. Aus dem litte-
chen Nachlasse erschienen noch: Predigten über die Stufenlieder,
, und Predigten über den Brief des Jakobus, 2 Abtheilungen, 1851.
Dräseke hat sich über die Aufgabe des Geistlichen und über die
Art zu predigen, mehrfach ausgesprochen, meistens in Vor-
. „Der Lehrer des Christenthums," so läßt er sich in der
ede zu dem zweiten Bande der Predigten für denkende Ver-
Jesus*) aus, „soll Erzieher der Menschheit zum Heiligsten,
sie hat, zur Religion sein. Entfesselt vom Vorurtheil, empor-
en über das Nichtige und Gemeine, erneuert im Geiste des
üthes, veredelt in That und Sitte, gebildet für ein würdigeres,
cheres, zufriedeneres und seligeres Dasein, soll sie durch ihn
en; und Allem soll er sich widersetzen, gegen Alles ankämpfen,
fortschaffen, muthig und ernstlich, was daran hindern will.
s nicht ein Verrath, nicht Hochverrath an der Majestät der
sten Angelegenheit und schändliche Erniedrigung des ehrwür-
n menschlichen Berufes, wenn ein solcher, wo er frei und rück-
los die Wahrheit verkünden sollte, schüchtern umherschauet, ob
durch auch wohl bei Diesem und Jenem verstoßen werde — wo
lbst das strenge, das strafende Wort nicht scheuen sollte, mit

*) Ich citire diese unter der Bezeichnung Verehr. und zwar Bd. 1 in
itten Ausgabe von 1814; Bd. 2 in der zweiten von 1815; Bd. 3 in der
809; Bd. 4 in der von 1810, u. Bd. 5 in der von 1812.

dem Zeitalter erst Rücksprache hält, ob er so etwas auch wagen dürfe, — wo er Thorheiten züchtigen und Laster der verdienten Schmach übergeben, wo er gewaltig predigen und über seine Lehre das Volk sich entsetzen sollte, allerlei Vorwände erträumet, warum er glimpflich verfahren und um der Schwachen willen dergleichen Gegenstände gar nicht berühren dürfe, — wo er mit Verschmähung eitler Gunst und schnöden Gewinnes auf eine gänzliche Wiedergeburt der Menschheit dringen und darauf bestehen sollte, daß auch nicht ein Tüttel vom Gesetze falle, nur um Weihrauch und Lobreden buhlt und die Klugen wohl merken lässet, er habe den Muth nicht, mit der Sprache herauszugehen, — ja, wo er dastehen sollte als der Mann der Kraft, entschieden und tapfer, geweihet durch heilige Begeisterung, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk, wenn er da lieber sein will als der Andren Einer, wenn er da gute Miene zum bösen Spiele macht, wenn er da freundlich in die Welt hineinschauet, als ob Alles im Gleise der besten Ordnung sich befinde und statt im Strahle des christlichen Evangeliums die schlaffen, verwöhnten Gemüther erstarken zu lassen, noch schlaffer als sie selbst zu der Menge hinabsteigt; — — wie das hieße: Christum predigen? Es bleibt bei dem, was du sagst, trefflicher Paulus! Für das Wahre und Heilige streben wir, dagegen vermögen wir nichts. Wer, wie du, denkt, will zwar gern Allen Alles sein; aber er will es nicht dadurch sein, daß er sich und seine Sache erniedrigt, sondern dadurch, daß er die Welt zu dem, den er verkündigt, hinaufzieht. Er begehrt es, er mag es nicht, was ihm auf diesem Wege nicht werden kann. Ihm ist Alles, was dem Zeitalter zu gefallen der Lehre Jesu abgedungen wird — ihm ist ein jegliches Bemühen, die herrschende Frivolität, damit sie nur leidlich erscheine, zu übertünchen und das Hochgeweihete, damit es nur Eingang finde, ihr kläglich anzupassen, — es ist ihm ein Greuel. Extreme, von welchen ihrer Natur nach das Eine das Andere ausschließt, können ein Mal nicht vereinigt, es kann nach Jesu Ausspruch zwischen Gott und dem Mammon keine Annäherung bewirkt, — und folglich soll sie auch nicht versucht werden. Der Lehrer des christlichen Evangeliums soll es gar nicht verhehlen wollen, daß die Tendenz seines Amtes dem Charakter seiner Zeit e diametro entgegenstehe. Das Hohe soll nicht sein wie das Niedrige, und das Reine nicht wie das Befleckte.

Die Wahrheit soll ertönen laut und anklagend. Das Gefühl soll erwachen, der Mensch sei nichts, so lange er nicht von ganzer Seele religiös sei. Das Herz soll warm werden für Jesus. Der Geist der Welt soll erscheinen in seinem entsetzlichen Contraste gegen den Geist des Herrn; und Alle, so unsern Meister verkennen, so wie diejenigen, die ihn noch nicht recht kennen, sollen es hören und erfahren bei jeder Gelegenheit: nur in ihm wohne das wahrhaftige Leben, und einzig, welche sein göttlicher Geist treibt, können für Glieder gelten an dem Leibe dieses erhabenen Hauptes. Das sind die Grundsätze, welche der Verfasser überall vor Augen gehabt zu haben sich bewußt ist, das ist das Ziel, wohin er nicht durch trockne Zerlegung dürrer Begriffe und nicht durch breite, bloß auf den nüchternen Verstand berechnete Erörterungen, sondern durch den einfachen, klaren, herzlichen Erguß seines religiösen Gefühls und Glaubens zu gelangen strebt; darin besteht der Zweck, für welchen, wo er zu reden hat, er treulich aufbietet, was Fleiß und Kunst ihm gestatten." „Diese Demuth," sagt er an einem andern Orte (Ihr seid theuer erkauft), (später: Erk.) S. 32, „die, weit entfernt, das Ihre zu suchen und das Menschliche, nur Gotte dienen und Gott verherrlichen will, die man daher auch apostolischen Hochsinn nennen könnte, soll alle Lehrer der heiligen Kirche zieren. Nicht als Knechte der Menschen, sondern als Diener Christi und als Haushalter über Gottes Geheimnisse sollen sie auftreten. (1. Cor. 4, 1.) Sie sollen nicht, als seien sie Herren des Glaubens (2. Cor. 1, 24), die Erfindungen der eigenen Vernunft geltend machen, denn sie predigen nicht sich selbst, sondern Jesum Christum, daß Er der Herr sei (2. Cor. 4, 5). Sie sollen nicht unter der Vormundschaft irgend einer Partei oder Schule ihr Amt führen; vielmehr sollen sie mit dem Apostel bezeugen können: ich thue euch kund, liebe Brüder, daß das von mir gepredigte Evangelium nicht menschlich ist, indem ich es von keinem Menschen empfangen und gelernt habe, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi (Gal. 1, 11 u. 12). Sie sollen nicht mit Rücksicht auf die Welt ihre Rede beherrschen, beschränken, bestechen lassen und mit Schmeichelworten umgehen, als gedächten sie nicht des Gottes, der die Herzen prüft (1. Thess. 2, 4, 5); aus Lauterkeit und als aus Gott, vor Gott, sollen sie reden in Christo (2. Cor. 2, 17); und wo Eigennutz oder Furcht sie befangen will, sich fragen: predige ich denn Menschen, oder Gott zu Dienst? Wenn ich den Menschen

gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht (Gal. 1, 10). Sie sollen nicht darauf ausgehen, einen Schwarm von Anhängern an ihre Person zu sammeln und ihrem Namen eine eitle Bedeutung zu geben; anerkennen soll Jeder müssen, es sei wahr, wenn sie mit Paulus sprechen: haben auch nicht Ehre gesucht von den Leuten, weder von euch, noch von andern (1. Thess. 2, 6). Sie sollen nicht zu blinder Nachbeterei ihre Zuhörer erniedrigen und ein sklavisches Hängen am Buchstaben bei denselben fördern wollen, denn sie sind nicht die über das Volk herrschen (1. Petr. 5, 3), noch weniger die den Geist auf Despotenart dämpfen (1. Thess. 5, 19); Träger sind sie des Lichts, das die Welt erleuchtet; Wecker der Schlummernden, die da verschlafen den schönen Glanz Gottes aus Zion. Und dürfen sie je als Knechte der Menschen betrachtet werden; so kann dieß nur in dem hohen und edlen Sinn statthaben, in welchem Paulus den Corinthern sagt: wir sind eure Knechte um Jesu willen (2. Cor. 4, 5)."

Die Predigt hat vor allen Dingen die Schrift auszulegen, der Prediger ist der Dolmetscher des Wortes Gottes. „Ueberhaupt," spricht Dräseke in der Widmung des ersten Bandes seiner Gemälde, „halte ich dafür, soll all unser Predigen mehr und mehr diese Gestalt gewinnen. Wir sollen Ausleger der Bibel im Geiste der Bibel sein, weiter sollen wir nichts zu sein begehren. Wer da fürchtet, dabei werde das Volk wenig Weide finden, die Predigt werde die Herzen nicht ansprechen, das Bedürfniß der Zeit werde unberücksichtigt bleiben: der kennt nicht den Geist der Offenbarung und weiß nicht, was es heißt: ihm Bahn machen in die Seelen der Menschen. Er ist reich, dieser Geist; er ist lebendig, mächtig, heilig und heilbringend. Er kann nicht anders als die Hörer, die er anhaucht, ergreifen und ihr Leben beleben. Ach! daß wir selbst, wir Lehrer, nur immer voller würden dieses Geistes: auch die Kirchen würden angefüllter sein mit begierigen Hörern; unser Wort wäre weise genug für die Weisen und einfältig genug für die Einfältigen; die Sucht nach bloßer Unterhaltung verschwände aus der Nähe christlicher Lehrstühle und Vertrauen und Erbauung nähmen wieder ihre Plätze ein; und in dem Maß, als unsre persönliche Kraft und Kunst in den Hintergrund zurückwiche, träte Christus mächtiger hervor, um das schwache Wort des Knechtes zu bekräftigen durch mitfolgende Zeichen." Das Brod des Lebens ist in dem Worte

Gottes da: „Es ist fertig zum Genusse; es darf nicht erst von Menschen, nach Menschen Weise und mit menschlicher Zuthat, zurechtgemacht werden;“ so lesen wir in Christus an das Geschlecht dieser Zeit (in der Folge bezeichnet: Geschl., nach der zweiten Auflage von 1819 benutzt), S. 84. „Die Lehrer haben nur zu sorgen, daß das Volk nehme, was Christus und seine Boten geben; daß es selbst nehme; daß es selbst zu nehmen geschickt werde; daß es wahrhaften Hunger nach himmlischer Befriedigung empfinden und geistig das Geistige erfassen, beurtheilen, würdigen, anwenden lerne. Mehr können die Lehrer nicht. Mehr sollen sie nicht. Mehr dürfen sie nicht. Ihr Werk ist vollbracht, wenn die ihnen anvertrauten Seelen in unmittelbare Berührung mit Christo gesetzt sind. Wollen sie mehr thun und mit der ewigen Wahrheit zugleich ihre wandelbaren persönlichen Ansichten von diesem oder jenem Glaubenssatze den Hörern aufdrängen: so mischen sie dem Süßteige des lauteren Gotteswort ihren Sauerteig bei; wofür ihnen die Kirche keinen Dank wissen kann, wäre ihr Name noch so berühmt und ihr Anhang noch so mächtig.“ „Der evangelische Geistliche,“ so steht in der Vorrede zu diesen Predigten, „verkündiget immer nur Einen und Eines; er predigt Christum, den Heiland. Bringt er's bei frommen Hörern und Lesern dahin, daß man dieß fühlt, und über Christum, den Heiland, die ganze, unbedeutende und armselige Persönlichkeit des Knechtes vergisset: das ist sein höchster Triumph auf Erden.“

Klar und einleuchtend muß der Prediger sprechen. In dem Vorworte zu dem zweiten Theile der Predigten für Verehr. S. X ff. wird dieser Satz aufgestellt und begründet. „Gegründet aber und eine wahrhaft unerläßliche Forderung ist ohne Zweifel der: daß der Vortrag des christlichen Religionslehrers, der mündliche, wie der schriftliche, Allen einleuchte, für die er bestimmt ist. Zugleich steht unter den vielen schweren Aufgaben, welche das evangelische Lehramt zu lösen hat, eben diese mit oben an. Hier soll das Unsichtbare zum Anschauen aufgestellt, das Unaussprechliche in Worte gefaßt, das Unbegreifliche gedeutet, das Hohe, das Erhabene, das Unendliche, seiner Würde und Herrlichkeit unbeschadet, in den Kreis des endlichen, auf allen Seiten beschränkten Staubbewohners herabgezogen, — das Himmlische, das Geweihete soll dargeboten werden in irdischen Gefäßen und doch von seiner göttlichen Natur

dabei nicht einbüßen. Wie verschieden auch die Person des Lehrers sei von der Person des Zuhörers oder Lesers, und welch ein Abstand an Geist und Gefühl sie trenne; hier soll aus beiden Eine werden. In jedem Wort des Ersteren soll dieser sein Innerstes enthüllt und ausgesprochen finden mit überraschender Klarheit; er soll in das, was er vernimmt, wie in einen Spiegel schauen, der das treue, redende Bild seiner höheren Natur ihm vorhält; er soll es fühlen, der Standpunkt, auf welchen er hier versetzt wird, sei ein ganz anderer, als worauf die Menschen im Leben gewöhnlich stehen, und dennoch ihn anerkennen als den einzig würdigen und wahrhaften; er soll es bemerken, die Religion Jesu thue ihm eine Welt auf, die dem Sinnenwesen, als solchem, fremd sei, die seine gewohnten Maße verschmähe, die dem niederen Bedürfniß nicht zusage, die von seinen Alltags-Sorgen und Geschäften unendlich weit abliege — und dennoch sich innigst bewußt werden: eben dieses fremde Gebiet sei seine Heimath; da gehöre er zu Hause und sonst nirgend. Ist nun nicht das hellste Licht ausgegossen über unsere religiösen Vorträge; spricht jeder Gedanke, auch der zarteste, auch der erhabenste, sich nicht einfach und leicht aus, knüpft das Unbekannte nicht an das Bekannte und das Schwere nicht an das Leichte und das Himmlische nicht an das Irdische sich an; wird das Verständniß, ohnehin schon durch so manches gehindert, auch noch durch eine unbehülfliche, verworrene, fehlerhafte Darstellung, durch seltsame Sprünge des Witzes und der Phantasie, durch dunkle Andeutungen, durch schwerfällige Constructionen, durch sesquipedalische Worte, durch hohle, auf eitlen Klingklang berechnete Tiraden oder durch einen schleppenden, in endlosen Tautologieen sich verlierenden Styl unmöglich gemacht; — was wird der Erfolg sein?" „Herrsche denn," heißt es weiterhin, „in unserm Vortrage nur eine reine Sprache, damit das todte Wort an sich selbst schon von Jedem verstanden werde; sei er wohlgeordnet, damit es keinem Mühe mache, die Entwickelung der Gedanken zu verfolgen; fließe er dahin, hell wie ein Bach, dessen klare Fläche durch nichts getrübt wird, damit nirgend eine Störung eintrete und tief auf den Grund jedes Ausspruchs hin das andächtige Gemüth schauen möge; biete er das Heilige also dar, daß nicht eben, wer schon geneigt, gewöhnt, geübt, sondern selbst Jeder, der nur überhaupt fähig ist, einen stillen, erforschenden Blick in sein Inneres zu schlagen und über den Kreis

es Sichtbaren und Gemeinen Geist und Gefühl zu erheben, genöthigt werde, es zu empfangen; — dann leisten wir Allem, was uns in dieser Hinsicht wahrhaft obliegt, Genüge. Mehr kann nicht geschehen, auch ist es vergeblich, mehr zu wollen und zu versuchen."

Sehr bestimmt erklärt sich Dräseke gegen eine bestimmte Form, in welche alle Predigten hineingezwängt werden sollen: er fordert hier ganz entschieden Freiheit von jedem Zwange. Nicht jede Form ist jedem Prediger, ja nicht einmal eine Form ist allen Gegenständen angemessen. „Eine jede Form unsrer öffentlichen Vorträge," sagt er in der zuletzt erwähnten langen Vorrede, „wie beifallswerth an sich sie auch immer erfunden werden mag, hört auf, diesen Beifall zu verdienen, sobald sie eine stehende wird, ein Leisten gleichsam, über welchen die freie Betrachtung sich muß schlagen lassen. Denn nicht für jede Materie und jeden Zweck kann sie doch in demselben Grade angemessen erscheinen; und selbst dadurch, daß Hörer und Leser sich an sie gewöhnen, verliert sie schon." „Die Form auch dieser Vorträge, wie aller Predigten des Verfassers," rühmt er sich in der Vorrede zu dem zweiten Bande der letzten Schicksale (später mit Schick. bezeichnet), „widerspricht bald mehr bald minder dem Zwange der in den letzten Jahrzehenden vorherrschenden, aber abgelebten und zur Veraltung reifen Homiletik. Er macht ihnen daraus keinen Vorwurf, so wenig als Mancher darin eine Empfehlung für sie finden wird. Je mehr Amt und Leben des evangelischen Geistlichen ihm klar worden sind, er will es nicht leugnen, desto völliger und fröhlicher hat er von jenem Zwang sich losgemacht. Jetzt weiß er von keinem und keinerlei stehenden Leisten mehr, über welchen er das lebendige Wort der christlichen Offenbarungsurkunden schlagen müßte oder möchte. Und er wünscht sich alle Tage Glück zu dieser Freiheit, die weder regellos sich bewegen will, vielmehr die Regel, welche ihr durch ihren jedesmaligen Zweck gegeben wird, ehrt und beachtet; noch ein Deckel geheimer Blößen zu sein begehrt, indem Unvermögen, wo es ist, nicht verhüllt werden kann, und Nachlässigkeit, wo sie waltet, nicht bemäntelt werden soll. Welche aber, wie zuweilen geschieht, diese Weise, die er Niemandem abgeborgt, noch auch nach vorübergehender Laune selbst gemacht hat, eine Manier nennen, denen hat er nichts zu sagen. Er buhlt ebenso wenig um den Beifall irgend einer Schule, als er einen

Troß begehrt sich selbst aufopfernder Nachahmer. Pectus disertos nos faciat."

Auf Schönheit der Form legt Dräseke einen hohen Werth: der Prediger hat sich zu bemühen, seinen Vorträgen eine möglichst vollendete Form zu geben. „Mögen Sie, mein gütiger Freund," so lesen wir in der Widmung des zweiten Bandes der Gemälde, „in diesem meinem Paulus zu Philippi nun wieder erkennen, was Sie früher schon erkannt haben: daß ich weiter nichts weiß, als Jesum Christum, den Gekreuzigten, und Weiteres zu wissen, mir nicht einfallen lasse. Auch was mir Hauptsache sei: ob die Bibel? oder die Aesthetik? mögen Sie das durch gegenwärtige Schrift auf's Neue erfahren, Sie werden jedoch in ihr nicht minder, und ich wünsche das von Herzen, die Sorgfalt wiederfinden, die den güldenen Apfel in silberner Schale reichen möchte. Von dieser Sorgfalt binde ich mich so wenig los, daß ich nur fester mich an sie binde; und zwar aus dem dreifachen, übrigens sehr einfachen Grunde: weil, nur auf diese Weise, der Sache, die wir treiben, der Culturstufe, auf der wir mit den Zeitgenossen stehen, und dem Menschen, Gemeinden und Einzelnen, Hörern und Lesern, ihr Recht widerfährt, die wir ganz und gar, mit Sinn und Seele, zu gewinnen suchen sollen für das Reich Gottes, denen wir daher durch unsre Einladungen auch volle Genüge gewähren müssen, dergestalt und dermaßen, daß ihnen die Lust zu critisiren vergeht, die Lust aber selig zu werden ihr ganzes Wesen erfüllt." „In der Darstellung," führt Dräseke seine Gedanken in dem Vorwort vom Reiche Gottes (citirt als Reich) weiter aus, „muß mit jener Einfalt und Klarheit, welcher ein nachdenkensfähiger Mensch auch ohne höhere Bildung folgen kann, die Gründlichkeit und Tiefe verbunden sein, durch welche selbst der unterrichtete, der wissenschaftliche Kopf sich befriedigt fühlen muß, wenigstens zu eignem Weiterforschen den Schacht geöffnet und das Licht gegeben sieht." „Eine fünfunddreißigjährige Amtserfahrung," heißt es später, „konnte hinreichend sein, ihn (den Verfasser) zu belehren und je länger je völliger zu überzeugen: daß Einfachheit und Eleganz, Lebendigkeit und Ruhe, beide Geschwisterpaare genau verbunden, — wie denn ihre Natur sie keineswegs befeindet, vielmehr Eine zu der Andern gesellet und in der Gesellschaft bedinget, — im Vortrag evangelischer Wahrheit sich wechselseitig unterstützen müssen, wenn

in allen Seelenkräften das Gemüth angeregt, wenn der ganze Mensch, wie es Noth thut, eingenommen werden soll; daß aber namentlich zur Einfachheit, außer klarem Gedankengang und nicht überladenem, mit den Epitheten zumal ökonomisirenden Style, nichts gewisser gehört, als ein leichter, schlichter, unverschlungener Periodenbau. Der Leser, um nicht zu ermüden, bedarf dessen. Der Lehrer, um vorzutragen, der Hörer, um nachzufolgen, bedürfen dessen noch mehr." Aus der Vorrede zu Glaube, Liebe, Hoffnung, einem Handbüchlein der Christenlehre, hebe ich noch eine Stelle aus, in welcher Dräseke alle seine Forderungen hinsichtlich der Form zusammenfaßt. „Die Darstellung sei nicht zu hoch, und gleichwohl hoch genug für den erhabenen Gegenstand; nicht für die Gebildeten ohne Reiz, und doch auch auf die Schwächern berechnet; nicht deklamatorisch, und doch ergreifend, nicht geschmückt, und doch schön. Der Ausdruck sei reich, um anziehend, gehaltvoll, um nährend, bestimmt, um verständlich zu sein; ja, der einzige, wo möglich, für seinen Platz, um alle Mißdeutung auszuschließen. Der Periodenbau geselle zu Leichtigkeit, — Klarheit, und zu Einfachheit — Wohlklang. Jeder Satz erscheine, wie in sich selbst beschlossen, und stehe dennoch nicht isolirt da; es runde sich alles vielmehr in ein leicht übersehbares Ganzes. Eine Symmetrie endlich, die keinem entgehen kann und jedem wohlthut, präge sowohl auf Stellung als auf Einkleidung der Gedanken den Stempel der Nothwendigkeit; und eine sententiöse Sprache mache selbst die Worte dem Gedächtniß willkommen, geläufig und unvergeßlich."

Die Zeit, in welcher Dräseke auftrat, ist uns durch Reinhards und Theremins Schilderungen nach ihrem religiösen Charakter schon bekannt: sie erscheint auch bei diesem dritten großen Kanzelredner jener Tage mit keinem andern Angesicht. „Es gab eine Zeit, meine Brüder," so sagt er (Verehr. 1, in der Predigt über den Unglauben an eine vergeltende Ewigkeit), „wo der Glaube an wichtige Religionswahrheiten für etwas Hochheiliges gehalten, wo die Ueberzeugung besonders vom Dasein Gottes und von einer vergeltenden Ewigkeit als die Grundlage aller Weisheit und alles Lebensglücks betrachtet, wo derjenige, der dieselbe gleichwohl zu erschüttern versuchte, als ein höchst gefährliches Mitglied der Gesellschaft, von öffentlichen Aemtern und Ehren sofort ausgeschlossen wurde, wo folglich der Unglaube, wenn er auch hie oder da statt-

fand, ſich in geheimes Dunkel zurückziehen mußte, und immer nur auf einzelne wenige Perſonen der höhern Claſſen ſich einſchränkte. Das hat ſich ſehr geändert. Man iſt gleichgültiger dagegen geworden, ob und was die Welt glaube oder nicht. Man rechnet ſo leicht Niemandem ſeine Zweifel an religiöſer Wahrheit mehr zu, auch wenn ſie noch ſo frech geäußert würden. Schon will es dahin kommen, — und bei wie Vielen ſteht es auf dieſem Punkte bereits lange! daß man ſelbſt entſchiedene Spötter und Verächter des Heiligſten, was die Menſchheit hat, mit Beifall anhört; die Folgen davon leuchten ein und erſtrecken ſich auf das Ganze. Menſchen, die Jenen gleichen, ſind keine Seltenheit mehr. In allen Ständen, ſogar unter dem Volke, vor Allem aber im Kreiſe der leichtſinnigen jüngern Welt, gibt es ihrer eine große Zahl. Keiner meint ſich deſſen noch ſchämen zu dürfen. Mancher trägt mit eiſerner Stirn ſeine Gotteslästerungen recht eigentlich zur Schau."

Dieſer Zeitſtrömung gegenüber nimmt Dräſeke allerdings ganz entſchieden ſeine Stellung: aber dieſelbe iſt von Haus aus eine ganz andere, als die, welche Reinhard und Theremin einnahmen. Dieſe Beiden betrachteten ſich von Anfang an als die Sachwalter der angefeindeten und angegriffenen Offenbarung, ſie ſtehen da, Kelle und Schwert in den Händen, als Bauleute an dem Heiligthum Gottes: Dräſeke ſieht in jenen Leugnungen nicht ſowohl ein Attentat gegen die Offenbarung, als ein Attentat gegen die Religion überhaupt und insbeſondere gegen den wahren Begriff von Menſch und Menſchheit, denn er kann ſich keinen Menſchen, keine Menſchheit denken ohne dieſen Blick gen Himmel. Er ſieht den Menſchen, wenn ihm die Religion genommen iſt, zum Thiere werden: Religioſität und Humanität ſind ein und daſſelbe, das Chriſtenthum insbeſondere iſt die reinſte, höchſte Erſcheinung des wahrhaft Menſchlichen: er iſt ein Prieſter des chriſtlichen Heiligthums, weil er ein Prieſter der Idee der wahren Menſchheit, des Humanismus iſt. Ein Jeder bemerkt, daß Dräſeke mit Herder ſeelenverwandt iſt, daß er von dieſem ideenreichen Förderer unſerer Litteratur, mächtig ergriffen, ſeinen Ausgang genommen hat. Ein Unterſchied tritt freilich ſchon im Anfange gleich zu Tage. Bei Herder gilt die Perſon nicht viel, ſie iſt ihm nur Träger einer Idee, die ganze Weltgeſchichte mit ihren großen, concreten Perſönlichkeiten löſt ſich in eine große, großartige Idee auf: bei Dräſeke iſt es anders, die Perſon hat bei ihm mehr Kraft und

Bedeutung, sie ist etwas an und für sich. Dieß bewirkt, daß bei ihm von Anfang an die Person Jesu Christi im Vordergrunde steht, daß sie der Mittelpunkt seines Denkens und Redens ist. Freilich erscheint ihm Jesus Christus in sehr verschiedenartiger Gestaltung: erst als Lehrer, als Meister und Muster der Menschen, nach und nach nimmt aber der Rabbi aus Nazareth Abschied und der Gottmensch, der Mittler zwischen Gott und den Menschen tritt an seine Stelle. Dräseke ist auf seinem anfänglichen Standpunkte nicht stehen geblieben: er hat sich entwickelt, er ist aus dem Vorhofe der Heiden immer mehr und mehr dem Heiligthume unsres Glaubens nahe gekommen. Seine christologischen Anschauungen bilden den charakteristischen Unterschied dieser Wandlungen, dieser beiden sich scharf abgrenzenden Perioden: Hand in Hand geht mit diesem Fortschritte seiner Erkenntniß von Christus ein sehr auffallender Rückschritt in seiner Schätzung des natürlichen Menschen. Seine niedere Meinung von dem Herrn verschwindet und dafür hört auch seine hohe Meinung von dem Menschen auf, Beides bedingt sich nothwendig. Dräseke hat in Reich 3, 138 ein sehr wahres Wort gesprochen: „Nur allmälig," so lautet es, „wachsen wir in das Amt, das der Herr uns gegeben, hinauf, damit wir es erfüllen lernen. Ausfüllen können wir es nie." Er hat das an sich selbst erfahren: er ist in das Amt, welches Nichts wissen soll, als Christum den Gekreuzigten, hineingewachsen. Er selbst gibt über seine Entwicklung in der neunten Predigt des zweiten Jahrgangs über freie Texte, Thl. 1, die interessantesten Aufschlüsse. „Schon frühe," so sagt er, „stand Jesus als das Heiligste vor mir, das ich zu denken vermochte. Er war so gut, so rein, so treu, so voller Milde und Lindigkeit: das wußte ich von ihm. Etwas Größeres faßte meine Seele nicht. Ich konnte von Gott ihn nicht trennen. Ich hatte keinen Gott als ihn. Zu ihm betete ich. Ihm dankte ich. Von ihm erwartete ich jedes Glück. Vor ihm warf ich mich nieder, wenn ich beschämt oder traurig war. Daß man uneinig darüber sei, ob Jesus für Gottes Sohn oder für einen bloßen Menschen gehalten werden müsse, das hörte ich oftmals; aber wie ein leerer Schall flogen mir die Worte vorbei; ich verstand sie nicht. Ich dachte nichts bei ihnen. Ich hatte genug, wenn ich den Unnennbaren sahe, wie eine Mutterhenne, mit ausgebreiteten Flügeln, deckend, schützend, vertheidigend, die Menschen aller Länder um ihn gesammelt und erwärmt von seiner

Liebe, wie die hülflosen Küchlein. Die Periode des Verstandes kam. Der Verstand will Alles begreifen. Was er begreifen nicht kann, wirft er weg. So wollte ich Den begreifen, den ich bisher nur bewundert hatte und mit Ehrfurcht geliebt. Gott in Menschengestalt war nicht zu begreifen. Ein Mensch dagegen, von Gott erleuchtet und geheiligt, zu großen Dingen bestimmt und mit großen Kräften begabt, empfahl sich vor jenem durch Begreiflichkeit. Ich neigte zu diesem mich hin. Das Streiten über die Person Christi gewann für mich ein hohes Interesse. Da las ich unsere Textworte, die ich bis dahin, bei einer sehr unvollständigen, ja nicht einmal nothdürftigen Bekanntschaft mit der Bibel, entweder ganz übersehen, dieß weiß ich nicht genau mehr, oder doch nicht auffallend gefunden hatte. Ich las sie zum ersten Male und las sie mit unaussprechlichem Gefühl. Als ginge ihm ein nie geahntes Licht auf: so war dem Jüngling zu Muth. Weg mit allem Hin- und Herreden über Christum! rief's in mir. Hier ist die Entscheidung aus seinem eignen Munde. Was nennest du mich gut? Niemand ist gut, als der einige Gott. Hier schließt er ja offenbar von der Gottheit, von der einigen Gottheit sich aus. Hier will er nicht einmal ein Guter heißen. Hier weiset er zurück mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel gestattet, jede Huldigung, welche über die Sphäre der Menschen ihn erheben will. — In der Folge erst half mir aus diesen Träumen zweierlei. Nicht mit einem Male, sondern allmälig. Ich lernte zuvörderst den Menschen kennen und des Menschen höchste Angelegenheit und dringendstes Bedürfniß. Ich überzeugte mich, daß dem nach einem klaren Blick in die Welt und nach Gewißheit über seine Bestimmung strebenden Geiste, so wie dem, nach Ruhe über seine Sünde und nach Freudigkeit unter allen Beschränkungen dieses Lebens, schmachtenden Herzen nicht geholfen werde oder werden könne durch menschliche Kraft. Der Mensch bedürfe, um endlich weise zu werden, eines untrüglichen Lehrers; so bedürfe er um endlich ruhig zu werden, eines heiligen Mittlers. Ein solcher Lehrer erhebe ihn über die Vorspiegelungen der Sinnlichkeit und über die Vorurtheile der Welt: ein solcher Mittler versöhne ihn mit dem Richter im Himmel und mit dem Ankläger im Herzen. Dieser Lehrer und Mittler könne nun aber nicht ein Mensch sein, wie die Andern; dann habe er jene Weisheit und Ruhe, auf die es ankomme, eben auch nicht. Dieser Lehrer und Mittler könne nur Gott Selbst auf irgend eine ihm

wohlgefällige Weise werden. Ich lernte zweitens die Bibel kennen und der Bibel Inhalt und Geist. Ich wurde inne, da sei diese eine, Gott wohlgefällige Weise dargelegt. Da finde sich die Anstalt des Heils gegründet. Da heiße es nicht bloß, da zeige und bewähre es sich: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. Auf diesen deute da Alles. Für diesen geschehe Alles; durch diesen entwickele, erfülle, vollende sich Alles. In diesem ruhe und bestehe Alles. Er lebe immerdar, um zu regieren, zu vertreten, zu heiligen, zu segnen, die durch ihn zu Gott kommen. Je länger, desto mehr, und je mehr, desto genügender bildete sich nun in der Seele die neue Gestalt aus; bis mir geworden war aus Jesus von Nazareth, dem Zimmermann, Josephs Sohn, — der Eingeborene des Vaters, der durch das Licht seines Evangeliums, durch die Wunder seiner Werke, durch die Würde seines Beispiels, durch das Opfer seines Todes, durch den Glanz seiner Auferstehung, durch die Zeichen seiner Herrschaft, durch die ganze Fülle seiner Majestät, über Alles erhabene Heiland der Welt." Ich bemerke, daß dieser Predigtband 1818 herauskam: Dräsekes Freunde bemerkten den Umschlag seiner Ansichten schon etwas früher. Hanstein in Berlin machte ihm schon in einem Briefe vom 20. Januar 1817 freundschaftlich Vorhalt, daß er lasse „den geboren werden als Mensch, der das Universum erschaffen hat". (Denkmal der Liebe geweihet dem verewigten Propst Hanstein. Berlin 1821. S. 183.)

In jener ersten Periode tritt Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, hinter dem Vater der Welten (Verehr. 3, 451), dem Lenker der Welt (eb. 2, 388), dem Herrn der Welten (Hinweisungen auf das Eine, was Noth ist, fortan nur als Noth bezeichnet, S. 60), dem Alliebenden (Verehr. 2, 399), dem Allwaltenden (Deutschl. S. 1, 233) u. s. w. ganz zurück. Christus wird zwar ohne Bedenken auch der Sohn Gottes genannt, aber von einer wesentlichen Gottessohnschaft ist natürlich nicht die Rede, er wird mit Vorliebe der Edelste der Menschen (Vereh. 2, 239), der Erhabene (eb. 347), der Meister der Menschheit (eb. 3, 383) geheißen. Christus steht tief unter dem Vater. „Wie diejenigen unter seinen Landsleuten," erfahren wir Noth 169 f., „ihm Unrecht thaten, die ihm vorwarfen, er mache sich selbst zu einem Gott (Joh. 10, 33); so verließen auch jene die Kindlichkeit des lauteren und ungefärbten Glaubens an Jesus, den Sohn Gottes, die zwischen ihm und dem Allerhöchsten

ſelbſt gar keinen Unterſchied mehr wollten ſtattfinden laſſen und zum Beiſpiel behaupteten, man könne mit dem völligſten Rechte ſagen: Gott habe für uns am Kreuze geblutet, Gott ſei wieder auferſtanden von dem Todten und dergleichen mehr. In dem Drange, etwas recht Starkes zu ſagen, ſagten ſie, wie es faſt immer geſchieht, etwas recht Ungereimtes. Nie auch hat der Heiland zu einer ſolchen Anſicht ſeiner Perſon Gelegenheit gegeben. Immer ſpricht er von der innigſten Gemeinſchaft, von einem Einsſein mit dem Vater (Joh. 10, 25—38); aber immer betrachtet er ſich in dieſer Verbindung als untergeordnet (Joh. 16, 28. 14, 28. Joh. 11, 40—42), als den, der ausgeſandt ſei, der Aufträge empfangen habe, der das Werk vollenden, der den Segen zum Werke von oben erwarten müſſe. Ja, wie wenig er's dulden kann, daß man ſeinen Werth überſehe, und wie edelſtolz er Allen, die an dem, was er gab, noch nicht genug hatten, betheuert: in ihm ſei mehr denn Jonas und mehr denn Salomo (Matth. 12, 39 ff.): eben ſo ſtark und mit eben ſo auffallender Demuth, wies er die Huldigung eines Jünglings mit den Worten zurück: Was nennſt du mich gut? Es iſt Niemand gut, in höchſtem Sinne, als der einzige Gott" (Mark. 10, 18). Chriſtus iſt nicht perſönlich vor Abraham geweſen, ſondern „im Plane Gottes" (Verehr, 1, 139) lediglich eine Auslegung, welche von dem Socinianer Samuel Crell entlehnt iſt. Jeſus hat (eb. 339) „für die Aufklärung und Veredlung der Menſchheit allein und lebenslang gewirket und ſeine Verdienſte um die Welt übertreffen Alles, was man zu ihrem Lobe könnte ſagen wollen." In des Menſchen Bruſt liegen die Keime zu allem Guten, Wahren, Schönen. „Wie die Pflanze ſich nach dem Lichte kehrt und die Wurzel ſich dahin wendet, wo nährender Stoff iſt, und Alles, was athmend lebt, nach Luft ſchmachtet; ſo liegt Hinneigung zum Guten, als zu ſeinem eigenthümlichen Elemente, in des Menſchen Seele (Verehr. 3, 127). „Der Menſch kann nur aus dem Staube ſich emporſchwingen, wenn er die Kräfte benutzt, die in ihm ſchlummern," ſo heißt es (Noth S. 336); „darum zeigt uns Jeſus unſers Geiſtes hohe Anlage und unſers Lebens Würde und Bedeutung." Verbeſſerung, Veredelung, Bildung: das iſt jetzt das Feldgeſchrei, unter dem wir unfehlbar ſiegen. „O es ſoll beſſer werden," ſo ſpricht Dräſeke Verehr. 1, 2 am erſten Jahrestag, „ruft es laut in unſerm Innern. Wir wollen uns aufmachen, um das große,

ochheilige Geschäft unserer Veredelung mit bedeutenderem Eifer zu etreiben: klar und lebendig steht dieser Entschluß vor unsrer Seele da. Er ist das einzige Mittel, unsere Menschenwürde zu retten; darum fassen wir ihn alle. Er ist der einzige Weg, auf dem wir, weil wir noch hier sind, dem Verderben entrinnen, darum erneuern wir ihn ungesäumt." „Verbessern, Alles verbessern, ist das Element, darin wir leben," heißt es Noth S. 24. „Die Tugend der natürlichen Menschen," heißt es in den Schicks. 1. Thl. S. 8 in der zweiten Auflage in der Predigt über merkwürdige Gegensätze, „ihr seht es wohl, ist Naturgabe und deßhalb einseitig." — „Wir sollen im Angesichte des erhabenen Menschenmeisters, Christus, aus uns herausbilden alles Schöne, Vortreffliche, Löbliche, dessen die Menschennatur, eben in unserer Person, fähig ist." (S. 9.) Uns fehlt weiter nichts, dieses Thema behandelt eine ganze Predigt (Noth S. 371), als der Muth anzufangen. Christus will uns dazu Muth machen, sein Tod ist uns ein Vorbild und ein Siegel auf seine Lehre. Die Versöhnungslehre erscheint auf dieser Stufe flach und matt. Am Ausführlichsten hat sich Dräseke über sie in der Predigt: wir sind versöhnt mit Gott (letzte Schicks. 1, 233 f.) also ausgesprochen. „Wir müssen uns die Versöhnung, die durch Christum bewirkt ward, noch deutlicher vor Augen legen, als durch solche allgemeine Andeutung möglich ist. — Die Menschen gingen, verdüstert, in der Irre, wie Schafe ohne Hirten; erloschen war ihnen im Dunstkreise irdischer Lüste das Licht des Himmels. Jesus zündete es wieder an, verklärte das dunkle Leben, enthüllte den verborgenen Pfad und offenbarte den unbekannt gewordenen Gott. Er führte die Menschen zum Vater zurück durch seine Lehre. — Wie er lehrend das Licht verbreitete, so wandelte er im Lichte. Rein wie der Strahl der Wahrheit war sein Herz, war seine Sitte, kein Unrecht befleckte sein Verhalten und seine Lippe kein Betrug. Aus Liebe und in Liebe Gottes Willen zu thun an den Brüdern, darin bestand sein Tagwerk, darin seine Speise. Er führte die Menschen zum Vater zurück durch sein Beispiel. — Die Liebe ward geprüft und sie blieb treu. Sinnliche Lockungen traten in versuchender Gestalt zu ihm her und er wies sie von sich. Hindernisse und Gefahren thürmten sich drohend vor ihm auf und er ging muthig durch sie hin. Bitterkeiten und Schmerzen fielen verwundend auf allen Seiten ihn an und er besiegte sie als ein

Held. Er führte die Menschen zum Vater zurück durch seinen Leidensmuth. — Es mußte endlich der Beweis gegeben werden, daß ihm kein Opfer, welches der Vater auch fordern mochte, zu theuer sei, daß er ganz ihm gehöre, daß er für ihn nur lebe, wie in ihm, und wenn er nichts mehr darzubringen habe, als das Dasein auf Erden, daß er auch dieses in jedem Augenblicke darzubringen bereit stehe, und siehe! — er legte den Beweis ab. Er führte die Menschen zum Vater zurück durch seinen Tod."

Wer diesem Lehrer nicht folgen, wer sein Wort nicht hören will, begeht eine Sünde wider den heiligen Geist. „Ja, wisset es, die ihr Anhänger dieses Evangeliums sein wollt, — die Wahrheit verachten und den, der sie sagt, absichtlich nicht hören, das, das ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist, von der so Mancher durchaus falsche Begriffe hat. Eine andere Sünde wider den heiligen Geist gibt es nicht. Daß sie nicht vergeben werden kann, ist sonach weder eine willkürliche Anordnung Gottes, noch ein eitler Vorwand des erhabensten Menschenlehrers Jesus; es fließt aus ihrer Natur schon. Denn was für Mittel zum Heile und zur Seligkeit behält der doch übrig, der die Wahrheit, diese einzige Führerin zur Tugend, verschmäht? Keines, nicht Eines!!" (Verehr. 1, 141.) Eine solche Sünde wird Dräseke nicht denken können: der Herr wird nach ihm einen rein unmöglichen Fall hier ein Mal als einen möglichen setzen. Das gute Herz des edlen Menschen sollte sich dem Herrn und seinem Heil verschließen können? „O du herzliches, reines, ehrenvolles, dauerhaftes Gefühl, du Krone unsterblicher Seelen!" So heißt es im Schluß der ersten Predigt über die christliche Osterfreude (Verehr. Bd. 1, 351). „Und dir wäre unsre Brust nicht geöffnet? Er ist auferstanden, unser Lehrer, Freund und Heiland! Er ist auferstanden von der Marter alle! Und zur Freude über seinen Sieg, der unser Gewinn ist, zur Osterfreude, heilige Regung des Geistes Gottes, zu dir bedürfte es erst noch einer Aufforderung?"

Es versteht sich ganz von selbst, daß der Augapfel des evangelischen Bekenntnisses, die Gerechtigkeit, allein durch den Glauben, durch diese Schleier nicht hindurchdringen kann: er bleibt verhüllt. Der Mensch erwirbt sich durch seine guten Werke Verdienst bei Gott: das Gebet des Zöllners: Gott, sei mir Sünder gnädig! ist durchaus nicht empfehlenswerth. Dräseke sagt das so bestimmt als

nöglich (Verehr. 3, 396). „Ist darum aber jener tiefbeschämte Sünder, der von Reumuth durchdrungen, an seine Brust schlägt und im Gefühle seiner Schuld nicht einmal die Augen aufheben will gen Himmel, — ist er das Musterbild der Menschheit und geht aller Ehrgeiz des Unsterblichen nicht weiter, als nur diesem zu gleichen? — Nie hört der Mensch auf zu bedürfen, nie darf er aufhören dieses ewigen Bedürfens sich bewußt zu sein. Es bleibt sein, so muß es auch seine Sprache bleiben: nicht, daß ich's schon ergriffen hätte! (Phil. 3, 12 f.) Aber eben deßhalb gibt es auch ohne unabläſſige Vervollkommnung, ohne regen Eifer für das Beſſere, und ohne den Ernſt, welcher der Heiligung nachjagt, keine wahre Demuth. Wo ſie iſt, da ſprühet der Menſch: ich will gut sein! in tauſend herrlichen Funken empor!"

Die Kirche, welche Dräſeke in der halliſchen Reformationsjubelfeſtpredigt von 1841 „eine orthopädiſche Anſtalt der Menſchenſeelen" nennt, iſt auf dieſem Standpunkt ein moraliſcher Freiſtaat (Geſchl. S. 13) und der Prediger hat vor allen Dingen Moral zu predigen, den Menſchen zu veredeln, zu bilden: ſehr bezeichnend trägt eine Predigt (Verehr. 5, 90) die Ueberſchrift „die Verklärung der Tugend". Ja dieſer Moralismus genügt vielfach noch nicht: es verknüpft ſich mit ihm ein Naturalismus, welcher in Naturbetrachtungen ſich ergeht, an welchem kaum noch eine Spur vom Chriſtenthum zu finden iſt. In der Predigt: den Kranken gebührt der Geſunden treue Sorgfalt (Verehr. 1), wird zuerſt ſichere Hülfe für die Kranken gefordert und gewarnt, ja nicht an Quackſalber ſich zu wenden, ſondern erfahrene Aerzte herbeizurufen. Dazu „ermuntert uns bereits unſer Vortheil; verpflichtet uns die Religion; fordert uns laut auf die Stimme der Natur und des Gewiſſens." (S. 47.) Die Betrachtung über den Schlaf, welcher uns erſcheint (S. 59) „als nothwendige Folge der Einrichtung unſerer Natur, als lehrreiches Bild unſerer Schwäche und Abhängigkeit; als treuer Spiegel unſeres ſittlichen Zuſtandes; als unſchätzbare Wohlthat für alle Lebendigen; als des Todes freundlicher Bruder und ernſter Verkündiger", ermangelt auch vollſtändig des chriſtlichen Geiſtes: die Oſterpredigt, welche uns zuruft: „in uns, neben uns, über uns erhalten wir die Lehre: wir ſind unſterblich! In uns, durch das lebende Gewiſſen; neben uns, durch den erwachenden Frühling; über uns, durch den geſtirnten Himmel" (eb. 192), ſchlägt vielfach einen

hohen Ton an, aber die christliche Kanzel ist durch sie doch entweiht worden. Palmer und Sack urtheilen ganz richtig, daß auch die Predigten, welche zu Deutschlands Wiedergeburt gehalten sind, die rechte Linie vielfach überschreiten, indem die höchste vaterländische Sache niemals an die Stelle dessen gesetzt werden dürfe, was durch die Predigt der christlichen Gemeinde als Beruf und Ziel vorgehalten werden soll. Hier zeigt sich Dräseke in seiner ganzen Kraft. Sein Herz glüht von heiliger Vaterlandsliebe, seine Seele träumt von einer Wiedergeburt des ganzen Vaterlandes, von einer Vertilgung aller Sünde und Ungerechtigkeit im Herzen und im Wandel, bei Groß und Klein, bei Fürsten und Völkern. Er sieht eine große, neue Zeit heraufziehen. Für die Befreiung des Vaterlandes von seinen äußeren und inneren Feinden ist Gut und Blut einzusetzen und ist kein Opfer zu hoch. Ohne Nachsicht straft er die Fehler und Sünden: seine Worte sind mächtige Schläge, flammende Blitze! „In einen Hauptgedanken," sagt er selbst in der Vorrede, „lösen sie sich alle auf. Sie athmen, sie fordern: Liebe, Arbeit, Kampf, Aufopferung für's Vaterland und eine durch das Bewußtsein, es gelte einer guten Sache, begründete Zuversicht auf den Herrn Herrn!" Heilig ist der Zorn, unglaublich der Freimuth, auf das Höchste gespannt die Hoffnung des patriotischen Redners. „Möchtet ihr Alle, die ihr berufen seid, den Völkern voranzugehen," so ruft er laut aus, „dahin trachten, daß man bald mit Wahrheit zeugen könne: nun ist hier kein Knecht mehr. Wir sind eurer nicht müde, aber mündig möchten wir werden, um euch desto verständiger zu ehren. Wir begehren nicht eurer Leitung uns zu entziehen, aber das wissen wir, daß gute Fürsten, wie gute Erzieher ihr Hauptaugenmerk darauf richten, ihren Pflegebefohlenen immer entbehrlicher zu werden." (Deutschl. 2, 104.) Wir erstaunen nicht, wenn wir erfahren, daß die französischen Machthaber eine Abtheilung Soldaten aussandten, um den Prediger, welcher Freiheit von aller Zwingherrschaft so gewaltig predigte, gefangen zu nehmen — Dräseke entrann, sein Haus in Ratzeburg aber ward geplündert, und daß der Bundestag, als er von diesen Reden Kenntniß genommen hatte, dem Senate zu Bremen aufgab, entweder solche Predigten zu verhindern oder solchen Prediger zu entfernen. Dräseke blieb und beschloß seine patriotischen Predigten mit einer über Psalm 39, 10: Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun:

du wirst's wohl machen. Er sprach voll Mannesmuth und Mannes-zorn darin diese Worte: „Ich weiß, daß es Zustände der Welt gibt, wo der Mensch, weil seine Gedanken nicht weiter können, am besten thut, wenn er mit Nachdruck und ohne Aufhören sich selbst vorsingt und vorsagt: Ps. 39, 10. Warum sollen nun aber wieder Lehrer und Schriftsteller unter Vormundschaft treten, so doch von Gottes und Rechtswegen eben sie die Vormünder der Zeit sind? Gibt das Censorenamt die Schlüssel der Weisheit, bläst man die Sonne damit aus, daß man den Leuten die Augen verbindet? Ist mehr Ruhm und Ruhe beim Herrschen und Regieren? Ist es seliger, ist es sicherer, von Knechten als von Kindern geliebt zu werden?“ Die Zeit, welche das nicht leisten konnte, was ihr in einer Predigt zu Pfingsten 1813 mit dem Hauptsatze: mit heiligem Geiste tauft die große Zeit: zugesonnen wurde, erfüllte Dräsekes und vieler Edlen Hoffnungen damals nicht. Er legte sie in seinen Predigten an das Geschlecht dieser Zeit selbst mit ergreifenden Worten zu den Todten. „Die Jahre,“ sagt er hier S. 72 f., „die unser Volk unter fremdem Joche durchseufzt hat, sind noch nicht verschmerzt. Die Wunden, welche der Befreiungskampf geschlagen, sind noch nicht geheilt. Die Trümmer, die Schutthaufen, die Greuel der Ver-wüstung, die Denkmale der Knechtschaft alle, so die Tyrannei hinter-lassen, sind noch lange nicht ganz verschwunden. Und ach! die Gräber der gefallenen Opfer sind kaum bewachsen. — — — Siehe! da verhüllt sich von neuem das Vaterland. Ein furchtbar Miß-trauen steht, geharnischt, zwischen Volk und Fürsten, und schüttelt auf beide seine Schlangen. Der eine Theil sieht Verheißungen, welche als heiliger Dank für seltene Treue gegeben wurden, in lahme und halbe Erfüllung gehen; der andre sieht aufrührerische Rotten, wo nur unverabredetes Einverständniß die Gemüther ver-bindet, durch alle Provinzen und Stände schleichen. Hier bringt Einzelne das kühne Wort, das sie öffentlich geredet, um Amt und Freiheit; dort dürfen Neunhundert, die nichts als demüthige Bitten um Linderung des unerträglichen Elends an das landesväterliche Herz legen möchten, nicht einmal vortreten und ihr Anliegen aus-sprechen. Bald wähnt die Verblendung, ein Dolchstoß mache der Menschheit Luft und dem Völkerglück Bahn, bald läßt die Ver-zweiflung Haus und Hof dahinten und sucht fremde Welttheile, ob nicht diese das Stück Brod geben werden, das die Heimath versagt.

Was der Bürger geleiſtet, geduldet, geopfert, angeſtrebt, was er mit Freuden für geliebte Fürſten und für eine beſſere Zukunft aufgeboten: es ſcheint Alles vergeſſen. Das Werk ſollte für die Ewigkeit ſein; und doch iſt es wie untergegangen im Gedächtniß derer, denen es zu Schutz und Vollendung vertraut ward. Die neue Menſchheit war ein ſchöner Traum; er iſt vorüber. Das Recht, die Grundbedingung alles Heils, kann die Welt, weil ſie das Unrecht liebt, nicht finden."

Dräſeke gab in denſelben Jahren, in welchen er ſeinen patriotiſchen Phantaſien entſagte, auch ſeine chriſtologiſchen Anſichten auf. Er bekennt ſchon in: der Fürſt des Lebens und ſein neues Reich: fortan kurz mit „Fürſt" bezeichnet und nach der zweiten Auflage angezogen, S. 14 die weſentliche Gottesſohnſchaft Jeſu Chriſti. „Jeſus redet überhaupt in Ausdrücken von ſich, die Alles, was einem bloßen Menſchen ziemt, ſo weit hinter ſich laſſen, daß man ſie im Munde eines ſolchen keineswegs billigen kann. »Ich bin der Weg und die Wahrheit; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Ich bin die Auferſtehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich ſtürbe; und wer da lebet im Glauben an mich, der wird nimmermehr ſterben. Ich bin kommen, daß ſie das Leben und volle Gnüge haben ſollen. Ehe denn Abraham ward, bin ich. Gleichwie der Vater das Leben hat in ihm ſelber, alſo hat er auch dem Sohn gegeben, das Leben zu haben in ihm ſelber. Ich und der Vater ſind Eins. Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Der Vater richtet Niemand, alles Gericht hat er dem Sohn gegeben; auf daß Alle den Sohn ehren, wie ſie den Vater ehren, denn wer den Sohn nicht ehret, der ehret auch den Vater nicht, der ihn geſandt hat.« Dieſe und ſo viel ähnliche Betheurungen, die dem Heilande, nicht, wie im Fluge der Rede, entſchlüpfen, ſondern die er immer wiederholt und von deren Aufnahme bei den Seinen er ihr Heil abhängig macht: nehmet ſie zuſammen. Wahrlich, wer unſer Alles in Einem ſein will, unſer Fels und Hort, der muß ſo von ſich ſagen können. Aber wenn das Bächlein ſich blähen will zum Ocean, oder wenn die Tropfen, die das Kind ſchöpfte, für den Quell gelten wollen, — ohne Bild: wenn der Menſch, der Staubgeborene ſpricht: wer mich ſiehet, ſiehet den Vater; könnet ihr das achtungswerth finden? Könnet ihr davor niederfallen und anbeten? Stößt es euch nicht zurück und empört

euer Innerstes. Eitle Thoren, von dem Herrscherstuhl, auf dem sie saßen, geblendet, ließen als übermenschliche Wesen sich feiern; und wurden durch diesen Weihrauch zu Spott. Kein Weiser, so lange die Welt steht, hat sich dermaßen verkannt. Darum müsset ihr Christum entweder ganz annehmen, oder ganz verwerfen; entweder anbeten oder von Stund an verlassen. Ein Mittelweg ist nicht da. Es wäre denn der, daß ihr ganz und gar nicht denken wolltet, weder an ihn, noch über ihn. Er ist entweder Christus der Gottessohn, und gilt euch als solcher. Oder ihr macht ihn zu einem bloßen Menschen. Damit aber macht ihr ihn zu einem verwegenen Prahler." In den biblischen Gemälden spricht sich Dräseke in der fünften Predigt des dritten Theiles noch schärfer aus. „Der Sohn hat den Willen des Vaters," heißt es hier. „Der Sohn thut die Werke des Vaters. Der Sohn lebt das Leben des Vaters. Sohn und Vater, der Zahl nach zwei und im Begriffe verschieden für den betrachtenden Menschen: doch Eins in Sinn und Wesen, Geist und Kraft. Daher der Sohn selbst hat und doch bittet, selbst schafft und doch dankt, an Lazarus Grabe, ehe das Wunder geschehen ist, den Vater dafür preiset, und von einer Begebenheit, die noch im Werden stehet, redet, als wäre sie schon vollendet. Denn siehe! Er ist eben der Sohn! Das heißt, er ist Empfänger und Inhaber, Diener und Herrscher, Mensch und Gott." Vgl.: Reich 1, 81. Christus ist mehr als ein Lehrer, als ein Vorbild der Menschen. „Ich bin die Wahrheit! konnte keiner von ihnen sagen", so heißt es nun Reich 1, 110. „Jesus sagte es. In ihm, dem Ebenbilde des Unsichtbaren, war das vollkommenste Leben. Er war nicht Zeuge der Wahrheit, als einer fremden Macht, auf die er hinzuweisen gehabt hätte. Er war diese Macht selbst. Die Stellung zu ihm entschied daher über Wohl und Wehe, Rettung und Untergang." „Es ist schon oft gesagt," lesen wir in den in der Domkirche gehaltenen Predigten (von nun an kurzweg mit Dom citirt) S. 6, „und es kann nicht oft genug gesagt werden, daß Jesus nicht bloß auftrat, um Lehrer der Menschen zu sein und die Wahrheit zu verkündigen. Auch nicht bloß lebt, um Muster der Sitten zu sein und die Tugend zu empfehlen. Er sollte sein und wollte sein: Stifter eines neuen Bundes zwischen Gott und den Menschen, Gründer eines neuen Zustandes für sein Volk, wie für alle Völker. Die ersten Elemente des Christenthums kennt der nicht,

der dieß nicht weiß oder nicht von jenem unterscheidet." Niemand aber, der ein unreines Herz hat, kann die Herrlichkeit des Herrn erkennen. „Wer ist dieser Jesus von Nazareth?" So fragt Dräseke (Fürst 49.) „Christen! Namen nennen es nicht! Bilder zeichnen es nicht. Und ob sie es könnten: die Deutung des Namens und Bildes öffnet keiner, als wer den Schlüssel hat. Der Schlüssel heißt aber nicht Raisonnement, er heißt Gesinnung. Er heißt nicht heller Kopf. Er heißt reines Herz."

Die sittliche Kraft des Menschen ist gebrochen, mit seinem freien Willen ist es nichts. „So wie er erscheint, hat er gar keinen freien Willen. Seine Sinnlichkeit ist die einzige, bald offenbare, bald versteckte, immer rege, immer mächtige Triebfeder seines Thuns. Wonach ihn gelüstet, wovor ihn grauet, das macht ihn thätig, und wenn's ihn anwandelt, reißt es ihn fort. Zuweilen mißbilligt er diesen Zustand; aber er kann nicht hinaus. Er fühlt, daß es anders gehen sollte; aber er hat die Zügel verloren. Möge sogar die Gewalt seiner Lüste, seiner Leidenschaften, seiner Angewöhnungen nicht weniger unheilbringend sein, als sie groß ist: er widersetzt sich vergebens. Das Gute, das er will, das thut er nicht. Das Böse, das er nicht will, das thut er. Er steht unter der Natur." (Reich 3, 24.) Der Mensch kommt also nicht von Natur und auch nicht durch sich selbst zur Tugend. „Tugend wird nicht angeboren, wie liebenswürdige Eigenschaften; sie wird anerzogen durch den Geist. Tugend ist nicht Anstrich unsrer äußern Erscheinung; sie ist Ausfluß unsers innern, von Gott neugeschaffenen Lebens. Alle Tugend mithin ist im Grunde eine einzige und untheilbare, nämlich diejenige Gesinnung, welche in denen, die da glauben, Gott wirket." (Reich 2, 26.) Von Verdienst vor Gott kann demnach durchaus nicht die Rede sein. „Weg also mit uns, damit wir ihn gewinnen! Weg mit unserem Leben, damit er unser Leben sei! Weg mit unseren Verdiensten, damit er unser Verdienst werde!" So ruft er nun laut aus (Reich 1, 353). „Hast du nicht oft mit leiblicher Uebung das Geistliche erzwingen, nicht durch Kunst und List, Macht und Gewalt das Himmelreich an dich reißen wollen?" So fragt er (Reich 2, 9). „Statt dessen haben solche Versuche, mit aller selbstgeschaffnen Pein, das Ziel entfernt, dem sie dich nähern sollten. Dir selbst wolltest du das Reich verdanken; es sollte die Frucht deiner Anstrengungen sein, wenn nur dein Kampf gegen

Fleisch und Blut, Welt und Wahn recht heftig wäre, meintest du, da könne es nicht fehlen. Statt dessen machtest du die Erfahrung, daß sich auf diese Weise das Leben wohl trüben, aber nicht verklären, das Herz wohl verwunden, aber nicht bessern lasse, vielmehr während der eine Feind, auf den es abgesehen ist, aus der Brust verjagt werde, sieben andre, die ärger, denn er sind, hereinstürmen. So sahest du: zum Laufen helfe nicht schnell sein, zum Siegen nicht stark sein; und wie aus eigenem Mittel der Mensch seiner Länge keine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorge, so ziehe er mit eigner Kraft in seinen Staub keinen Himmel herab, ob er gleich den Himmel bestürme. Nur die demüthige Weisheit, das wurdest du gewahr, sie, die da horche, wo Gott redet, die da folge, wo Gott ruft, die da nehme, wo Gott gibt, die da schweige, wo Gott versagt, sie thun den Ausschlag. Mehr als an allem Wollen oder Nichtwollen des Menschen liege an Gottes Erbarmen. Ist das dein Werk, daß es so ist, und daß du wider Wollen erkennen und bekennen mußt, es sei so? Es war deines Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu geben."

Ist so Dräsekes theologische Anschauung auch eine ganz andere geworden, so bleibt er sich doch in dieser späteren Periode darin gleich und treu, daß er bei dem Herrn mehr das, was er für uns gethan hat, als das, was er für uns gelitten hat, betont, und daß er auch jetzt noch weder ein Rationalist, noch ein Supranaturalist, sondern ein über diesem Parteien stehender Verkündiger der Schriftlehre sein will. Wenn man von der Lektüre der Thereminschen Predigten zu diesem übergeht, so empfindet man dieses Zurücktreten des Kreuzes Christi auf das Tiefste. Während Theremins Sinne und Gedanken von dem Manne voller Schmerzen und Krankheit nicht loskommen und dadurch gerade seine Predigten einen unauslöschlichen Eindruck machen — verweilt Dräseke nur sehr selten unter dem Kreuze, es liegt ihm ganz weit ab, in das so schmerzensvolle, aber dadurch eben so segensüberschwängliche Geheimniß des Kreuzes Christi einzudringen. Das Kreuz Christi, ich scheue diesen starken Ausdruck nicht, fehlt in seinen früheren, wie in den späteren Predigten. Was er davon sagt, ist schwach. Hören wir ihn selbst. „Jesus," so heißt es (Dom S. 51), „hat Seelenleiden. Betrachtet ihn in diesem Zustande. — Welcher keine Sünde gethan, der Heilige Gottes, konnte nicht durch sich selbst in Seelenleiden gerathen. Er trägt die Sünden

der Menschen. Die Gefallenen und die nicht wieder aufstehen wollen vom Fall, ihre Blindheit, Unempfänglichkeit, Unbehülflichkeit, Sicherheit, Verwegenheit, Halsstarrigkeit, Verkehrtheit, Falschheit, Bosheit mit allem daraus von Anfang entsprungenen und je länger je mehr gesteigerten Jammer: diese Last trägt er. Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht in deinen Missethaten. So steht gegenüber dem Menschengeschlechte des Menschen Sohn, klagend, verklagend." „Nur ihn selbst hat der Fluch getroffen (ebenda S. 67). Denn für die Sünden zu Fluch geworden (Gal. 3, 13) als der Allerverachtetste und Unwertheste, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg, — hängt er da am Holz des Fluches. So hat ihn die Weissagung vorgebildet. (Jesaj. 53, 2 ff.) So bildet ihn die Geschichte noch. Höret ihn klagen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? — Bis dahin ließ ihm der Segensblick auf die Andern nicht Raum für die eigene Qual. Jetzt ergreift sie ihn. Noch ist die Verheißung des Paradieses nicht verklungen, als die Hölle des Verlassenseins von Gott ihre Schlünde öffnet und jene Klage ihm entreißt. — Wer kann die Worte ergründen? Sie verhüllen eine Tiefe, an welcher die Gedanken ausgehen. Noch weniger sind wir fähig mit dem Erlöser der Sünder zu fühlen, ihm nachzufühlen. Nur beiwohnen der unendlichen Marter können wir und während sie ihn vor unsern Augen tödtet, in unsren Herzen das Trauerlied anstimmen, das zugleich Lobgesang ist: fürwahr, er trug unsre Krankheit u. s. w."

In den Predigten: Christus an das Geschlecht dieser Zeit (86 f.) und in der Widmung des dritten Bandes seiner Gemälde spricht sich Dräseke am Klarsten über sein Verhältniß zu den beiden damals herrschenden Hauptrichtungen in der Theologie aus. Er warnt in der ersten Stelle vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadducäer. „Christen," sagt er dort. „Auch unsre Zeit hat ihre Pharisäer und Sadducäer. Hütet euch vor ihrem Sauerteige, dafern ihr Himmelsbrod essen wollt in der Wüste. Es gibt Gläubige, denen nur daran liegt, daß eine gewisse Form und Formel des Glaubens, nach ihrer besondern Ansicht, aufgefaßt, ausgesprochen, festgehalten, wie eine Grenzlinie zwischen die Menschen gezogen, in starrer Unveränderlichkeit durch alle Zeiten behauptet, auch als die allein seligmachende gegen den Andersdenkenden

vertheidigt werde. Das sind die Buchstäbler, die Pharisäer; die wollen keine Vernunft annehmen. Es gibt daneben solche, die nichts glauben mögen, als was begriffen werden kann; und in der Einbildung, Gottes Wort könne und dürfe Nichts enthalten, was der Mensch nicht von Natur ebenso gut wisse, ihre Vernunft zur höchsten Instanz in Sachen der evangelischen Lehre machen. Das sind die Klügler, die Sadducäer; die wollen keine Offenbarung annehmen. Noch einmal, wenn euch darum zu thun ist, daß ihr Himmelsbrod esset in der Wüste, unverfälschtes, unversäuertes Manna, hütet euch vor beiderlei Sauerteig." „Die Wahrheit suche ich," so bekennt er in jener Widmung dem Bischofe Eylert. „Und weil ich nicht glaube, daß sie in kirchlichen Sekten, noch in philosophischen Systemen, als solchen, zu finden sei, so kümmern mich Systeme und Sekten wenig. Zu keiner dogmatischen, noch homiletischen, antiken, noch modernen Fahne habe ich geschworen; ich folge keiner Partei und führe keine; hatte auch nicht einmal in den Jahren Gefallen daran, wo ein lebhaftes Gemüth sonst wohl Anwandlungen der Art bekommen kann. Jeder Partei aber, wie berühmt sie sei, wie verworfen, — möchte ich Gerechtigkeit widerfahren lassen, d. h. ich möchte von Allen lernen; was diese, was jene Schätzbares hat (und welche hätte nicht dergleichen?), ich möchte es mir aneignen, Alles prüfend, das Gute behaltend; selbst auf die Gefahr hin, es keiner einzigen recht zu machen, sondern wohl gar nun überhaupt für charakterlos zu gelten, weil es am Ende ein Geringes bleibt, von einem menschlichen Tage gerichtet zu werden, und allein seinem Herrn der Knecht stehet und fällt. So bin ich denn auch namentlich nicht Rationalist, wie es die Zeit nennt, noch Supranaturalist nach ihren schwankenden Bestimmungen: bitte Gott nur täglich, daß er vor Irrationalismus und Fanatismus mich in Gnaden bewahren wolle. Christum aber als den, der da ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben, erkennen und bekennen, auch, soweit er mir Kreis und Kraft gibt, verkündigen und dabei Niemand scheuen; darauf studire und stehe ich, und weiter begehre und mag ich nichts, weil mir mit gutem Gewissen doch weiter nichts werden kann." Gegen den Rationalismus macht Dräseke mit der Zeit immer mehr Front: er wirft ihm vor, daß er dem Worte Gottes gegenüber eine ganz falsche Stellung einnehme. „Wie das Reich von Gott ist," sagt er

(Reich 2, 24 f.), „kann auch das Wort vom Reich nur aus Gott sein. Erkennen wir dieß bei Aufnahme des Wortes, so gewinnt die Aufnahme den Charakter der Unbedingtheit; d. h.: es ist von Bedingungen, unter welchen die Aufnahme geschehen solle, nicht die Rede, weil was von Gott kommt, und als von ihm kommend erkannt wird, unter keiner Bedingung zurückgewiesen werden darf. Freilich hat der Mensch seine Vernunft, daß er Alles prüfe und das Gute behalte. Was sich aber eben seiner Vernunft, so wie es in seinen Kreis tritt, als göttlich beglaubigt, das gestattet ihm keine Frage mehr, ob er aufnehmen wolle oder nicht. Gleichwie vernünftigermaßen der Mensch keine Bedingung machen kann, unter welcher er der Sonne beim Sehen, des Aethers beim Athmen, sich bedienen wolle, indem das Sehen ohne Licht und das Athmen ohne Luft einmal nicht angeht: so kann er vernünftigermaßen sich nicht bedenken wollen, ob auch der göttlichen Offenbarung Vertrauen und der göttlichen Ordnung Gehorsam gebühre. Sobald die Vernunft nicht leugnen kann: dieß spricht Gott, dieß will Gott! steht ihr keine Wahl frei. Daher verlangt das Wort vom Reich Aufnahme, nicht unter Bedingungen, wie wenn es Menschenwort wäre, sondern ohne Bedingungen, weil es Gottes Wort ist. Und unsre Aufnahme des göttlichen Wortes ist erst, wie sie sein soll, wenn wir hören, weil Gott redet, thun, weil Gott gebeut, hoffen, weil Gott zusagt. Eine solche ehrerbietige, in vollkommener Unterwerfung sich ankündigende, von freudigster Zuversicht begleitete, Aufnahme ist der Glaube; welcher, weil er in dieser Gestalt des Menschen sich bemächtigt, den Menschen zugleich ermächtigt für große Dinge, und wie er beherrscht, wem er inwohnt, auch Niemand beherrschen kann, ohne ihn zum Herrn über Welt und Geschick, Sünd' und Tod zu machen." Er bleibt fest bei seinen Worten stehn und erklärt sich so z. E. Reich 1, 283 für einen persönlichen Teufel. Ein Supranaturalist ist Dräseke jeden Falls, wenn er sich auch unter diese Kategorie selbst nicht befassen mag. Er spricht nirgends gegen den Supranaturalismus, sondern nur gegen den beschränkten und Alles beschränkenden Confessionalismus. „Die Einheit der Gläubigen," sagt er in der Predigt: ein Hirt und eine Herde, „kann sich nicht kund geben, als gemeinschaftliches Halten auf Bekenntnisse über die himmlischen Dinge, von Menschenhand in Wort und Schrift gefaßt, — je mehr Bestimmungen durch

Worte, desto mehr Hader über Worte, — das Wort ist bald zu stumpf, bald zu spitz, bald zu weit, bald zu eng, — noch nie haben menschliche Erklärungen über göttliche Geheimnisse allgemeine Zustimmung erlangt oder dauerndes Einverständniß bewirkt." „Gewaltstreiche," sagt er (Geschlecht S. 17), „die aus der Kirche ein Gefängniß und aus des Glaubens heiligem Siegelring ein schmählich Halseisen machen, haben ächte Streiter Christi immer verabscheut. Das Himmelreich ist Sache der Ueberzeugung. Die Ueberzeugung ist Sache des Gewissens. Das Gewissen ist Sache der Freiheit."

Dräseke, welcher von Herder'schen Humanitätsideen, mit welchen Pelagianische Auffassungen naturnothwendig verbunden sind, ausgegangen war, ist sonach allmälig mehr in die Schrift hineingekommen und ein ganz entschiedener Offenbarungsgläubiger geworden. Seine in jugendlicher, phantastischer Begeisterung gehegten Ideale hat ihm die rauhe Wirklichkeit sämmtlich zertrümmert, aber je mehr sie zerrannen, desto schärfer, hehrer trat ihm das Bild Jesu Christi, des Gottmenschen, vor die Seele. Er gewinnt offenbar an christlichem Gehalt und Tiefe, aber darin bleibt er der alte Idealist, er will die ihm aufgegangenen neuen Anschauungen nicht begrifflich fixiren und formuliren. Er verschmäht deßhalb sowohl den Typus der evangelischen Bekenntnisse, als auch die Leisten der scholastischen und supranaturalistischen Dogmatik. Er will die Christenlehre unmittelbar aus der Quelle schöpfen und darbieten, was ihm aber nicht so gelingen kann, daß es allgemein befriedigte, denn ein Mal fehlt ihm die nur durch lebenslängliche Beschäftigung zu gewinnende Vertrautheit mit der Schrift, so wie die sinnende Versenkung in ihre Tiefen, und zum Andern gebricht ihm das Vermögen, was er gefunden hat, in feste, klarumrissene, bestimmte Formen hineinzugießen. Es hängt dieses mit seiner ganzen Geistesrichtung zusammen. Dräsekes Auge geht nicht sowohl nach Innen als nach Außen; sein Blick dringt nicht sowohl in die Tiefen der Gottheit und des Menschenherzens, als in die Breiten der Weltlage und des menschlichen Lebens. Er ist ein Prediger der That, aber er hebt nicht bei der innersten That, der Buße, an, sondern weist gleich hin auf die Thaten, welche in dem Hause, in dem Staate, in der Kirche zu thun sind. Reformiren will er, treffend weist er die offenbaren Schäden an allen Orten und Enden ohne die geringste Menschenfurcht nach, mit feurigen, vielfach mit flammenden Worten fordert

er auf, Hand anzulegen: aber er unterläßt es meist, an den Punkt hinzuführen, wo für den Menschen die göttlichen Kräfte hervorquellen. Er stellt Anforderungen, hohe, herrliche, gottwohlgefällige Anforderungen, aber setzt zu wenig in Stand, diesen Anforderungen zu genügen. Man sieht, der spätere Dräseke hat noch dieselbe Tendenz, als der frühere, wenn auch seine Glaubensüberzeugungen sich wesentlich geändert haben. Und wie seine Tendenz dieselbe geblieben ist, so hat er auch sein ganzes Leben hindurch seine Predigtweise, welche ihm Viele mit Unrecht als Manier ausgaben, beibehalten.

Allen seinen Predigten legt Dräseke einen Text unter: in der früheren Periode sagt er sich aber von der in der Kirche eingeführten Uebersetzung Luthers los — er trägt den Text in neuer Verdeutschung, nämlich in seiner eigenen, vor. Ich kann diese Uebertragung nicht loben, sie springt im Ganzen mit dem Texte sehr frei um und modernisirt gar zu sehr. In der späteren Periode kommt die lutherische Uebersetzung wieder zu Ehren und zu Recht. Texte aus dem Alten Testamente sind sehr selten: im Ganzen werden mehr Abschnitte aus den Evangelien als aus den Episteln behandelt. Die Perikopen binden nicht mehr, freie Texte, nach einem gewissen Gedankengange trefflich gewählt, kommen häufig vor. Dräseke nimmt öfters, wie Reich 1, 176, zwei Stellen der Schrift zum Texte, drei in der vierten Predigt über die Schicksale Bd. 1, „Petrus in drei Gestalten", ja gar über sechs hält er auch eine Predigt (Verehr. 4, 1). Er liebt es, über ganz kleine Abschnitte zu predigen — ich erinnere an seine Gemälde: er motivirt dieß in der Widmung des dritten Theiles also. „Es bestimmt mich bei jener Gewohnheit lediglich der Wunsch, denen, die mich hören, das Gotteswort in der Schrift bekannter, anziehender, wichtiger, fruchtbarer zu machen, und auf diese Weise das primum movens aller Entwickelung eines christlich-weisen, frommen, thätigen, zufriedenen Sinnes und Lebens, die Schrift! in regere Bewegung zu setzen. — Es erscheint da die allgemeine Wahrheit gleichsam individualisirt, mithin für die an Abstraktion nicht gewöhnte Menge anschaulicher, lebendiger, sprechender, ergreifender, und läßt sich, von dem vorstehenden Concret aus, leichter, theils in ihrer ewigen Gültigkeit für alle Fälle und Zeiten, theils mit den nöthigen Modificationen für verschiedene Fälle und Zeiten nachweisen." Oefters wendet er ein Wort der Schrift so

ange hin und her, daß es den Text zu mehreren Predigten hergibt: o ist das kurze Wort: selig, wer das Brod isset im Reiche Gottes, Luc. 14, 15 der Text zu den einleitenden vier Predigten in der Sammlung vom Reich Gottes. Zu dem Texte nimmt der Prediger nicht immer eine und dieselbe Stellung ein. In einer nicht geringen Anzahl von Predigten, vornehmlich während seiner ersten Periode, kommt das vorgetragene Schriftwort nicht zu seinem Rechte: es ist dem Redner nicht die Fundgrube seiner Gedanken, nicht der Schacht, in welchen er einfährt, um aus der Tiefe das edle Metall herauszufördern, das da unten in reicher Fülle noch auf den Tag seiner Auferstehung wartet, sondern nur der zufällige Punkt, an den er seine Rede anknüpft. Jene schon angeführte Osterpredigt: in uns, neben uns, über uns erhalten wir die Lehre, wir sind unsterblich: hat das erste Osterevangelium zum Texte; ein Jeder sieht hier auf den ersten Blick, daß der Festredner neben dem Textworte spazieren geht auf einem Gefilde, welches er sich nach seinem Gutdünken auserwählt hat. Wir besitzen aber auch eine beträchtliche Anzahl von Predigten, in welchen der Text auf eine gründliche, ausgiebige, geistreiche, geniale Weise benutzt wird und die Hauptgedanken dem Prediger eingibt; man ist oft ganz überrascht, mit welchem wahrhaft divinatorischen Blicke Dräseke ein Wort der heiligen Schrift in's Auge faßt und mit seinem Zauberstabe anrührt, und wie nun mit einem Male aus dieser Stelle, welche wie ein harter, wasserarmer Fels aussah, Ströme lebendigen Wassers hell und klar, lustig und unerschöpflich hervorrauschen. Wie ausgezeichnet ist in der zweiten Predigt der Gottesstadt die Ausnutzung und praktische Behandlung von Daniel 6, 10: wie meisterhaft holt er nicht in der Predigt bei der dritten Reformationsjubelfeier in Halle 1841 aus 2. Cor. 3, 17 hervor, was die Reformation an die Kirche zurückgab — das regierende Haupt, den Herrn; die belebende Seele, den Geist; den verklärenden Glanz, die Freiheit. Daß mit dem Schriftworte gelegentlich bloß ein geistreiches Spiel getrieben wird, kann ich nicht in Abrede stellen.

Jede Predigt Dräsekes bildet ein Ganzes, ist wie aus einem Gusse hervorgegangen, eine dicht geschlossene, schön abgerundete Einheit. Er hält es nicht für durchaus nothwendig, diese innere Einheit, diesen Mittelpunkt, von welchem alle seine Gedanken wie die Strahlen des Lichtes von der Sonne ausgehen, besonders anzugeben

und ein Thema aufzustellen. Es wundert uns dieß, denn Dräseke versteht sich in hohem Grade auf die Kunst, ein kurzes, spannendes, sententiöses Thema zu formiren. Seine Meisterschaft hat er schon glänzend in seiner ersten Predigtsammlung für denkende Verehrer Jesus bekundet und seine Ader hat sich in dieser Sammlung nicht erschöpft, sie ist ihm treu geblieben bis an das Ende. Ich hebe nur einzelne Themen aus der angezogenen Predigtsammlung heraus. Auch unsre Kinder sollen unsre Lehrer sein; Christen kommen nimmer vom Tempel; der ist nicht Christ, der nach Lohn für seine Tugend fragt; vom stillen Leben; das Christenthum ist die Muttersprache der Völker; die Völker jauchzen, wenn die Fürsten anbeten; Blicke in die Erziehungsgeschichte der Menschheit; es gibt kein rührenderes Zeugniß für des Heilandes Herrlichkeit als die Liebe der Sünder; wie oft wir über unser eigenes Glück erschrecken; Geringes ist die Wiege des Großen; Weihnachten das Fest unsrer Wiedergeburt.

Die Eingänge sind natürlich, je nach dem Tage, an welchem der Prediger auftritt, richtet sich der Ton, den er anschlägt: jubilirend heben die meisten Festpredigten an, bittere Klagen und schwere Anklagen des Geschlechtes seiner Zeit bahnen ihm öfters den Weg zu seinem Thema. Vielfach wird an einen früheren Vortrag erinnert, der Zusammenhang mit dem bisher Behandelten aufgedeckt: die Jahreszeit, die Zeit des Kirchenjahrs, ein Weltereigniß, eine allgemeine Erfahrung, ein Wort der Schrift u. s. w. schließt anderwärts die Pforte auf. Das Thema wird dann am Ende angedeutet und der Text verlesen: so ist die Gewohnheit, doch auch das findet Statt, daß der Text der Einleitung vorangesetzt wird. Meist tritt zwischen das ausgesprochene Thema und die Disposition noch ein Theil, ein Transitus, in welchem die Situation des Textes bei den historischen und der Zusammenhang bei den Lehrtexten klar gelegt wird: doch bindet sich, wie wir schon gehört haben, der Prediger an keine bestimmte Form, er mag von keinerlei homiletischem Leisten etwas wissen. Der Transitus fällt vielfach ganz fort: und jene Veranschaulichung der Textgeschichte und Darlegung des Textzusammenhangs findet vor dem Texte, wie z. B. Wiedergeburt 1, 106, ihren Platz.

Formale Dispositionen, also leere Schemata der Rede werden nicht vermieden. So wird die Predigt mit dem schon angeführten

ma: den Kranken gebührt der Gesunden treue Sorgfalt, der Gestalt onirt: „Worin die treue Sorgfalt, die der Gesunde seinen nken zu erweisen hat, bestehe, soll das Erste, warum sie sen gebühre, das Zweite sein, was wir wohlmeinend überlegen len." (Verehr. 1, 32.) „Zweierlei gibt uns diese Forderung Mensch sollte wie der Zugvogel seine Zeit wissen, Jerem. 8, 7) betrachten: 1) Was sie bedeute, 2) worauf sie sich gründe." er Christ ist des Sabbaths Herr: 1) Wie sollen wir dieß ver- hen, 2) wie sollen wir dieß anwenden?" (Beides im zweiten nd des zweiten Jahrgangs über freie Texte.) Gewöhnlich aber doch inhaltsvolle Dispositionen, mehrere von diesen sind zu reich Theilen. Es gibt nämlich Predigten mit 6 Theilen, so ist das ma: Es ist noch Raum da! in dem ersten Jahrgange Band 1 r freigewählte Abschnitte, so getheilt: es soll eine Auffor- ng sein:

1) an die Armen, daß sie sich trösten;
2) an die Getrennten, daß sie sich sammeln;
3) an die Sünder, daß sie sich bessern;
4) an die Guten, daß sie sich hervorthun;
5) an die Verkannten, daß sie sich aufrichten;
6) an die Nachkommen, daß sie sich beruhigen über ihre scheinbare Zurücksetzung.

sonders auf sechs Hauptpunkte kommt es hiebei (bei der Er- rung der Menschheit) an" (Verehr. 3, 393). Ja eine Predigt sieben Theilen findet sich auch noch dort (5, 417). Die Haupt- le werden meist wieder in Unterabtheilungen zerspalten: diese ere Zertheilung eines Redetheiles wird vielfach bei dem Eingang enselben genau angegeben: so heißt es in dem zweiten Haupt- le der Predigt: „Geringes ist die Wiege des Großen": „es ist daß die Bemerkung: in der Welt komme Großes aus Kleinem Geringem, sehr wohlthätig für uns werden müsse, wenn nämlich, wie sie soll, uns antreibt:

auf das Leben vernünftig zu achten;
vor dem Herrn demüthig anzubeten;
unsre Würde richtig zu beurtheilen;
bei Recht und Pflicht muthig zu beharren;
unter allen Umständen freudig zu hoffen;
und durch ächt religiösen Sinn uns herrlich zu vollenden."

(Verehr. 3, 71.) Auffallend bleibt dabei, daß der Redner, welcher den einen Theil so scharf von vornherein für seine Zuhörer zergliedert, sich darüber hinaussetzt, die andern Haupttheile derselben Predigt mit einer ebenso orientirenden Uebersicht zu eröffnen. In der angezogenen Predigt soll der erste Theil ausführen, ob und wie der aufgestellte Hauptsatz durch noch mehrere Erfahrungen im Leben sich bestätige: der Redner fährt nicht hin und her, sondern er bestätigt die Wahrheit seiner Behauptung aus der sinnlichen Natur, aus dem innern Menschen, aus unsern Schicksalen, aus der Weltgeschichte, aus der Geschichte unserer Religion, aus dem ganzen Menschenleben, allein diese einzelnen Zeugen treten weder im Anfange noch zu Ende dieses Haupttheiles, was wir fest erwarten, Hand in Hand vor die Zuhörer, sondern ein Zeuge folgt dem andern auf dem Fuße nach, sie gehen hinter einander an uns vorüber und stehen nie neben und mit einander vor unsren Augen. Wir wissen, wie Reinhard sich um die Symmetrie der Unterabtheilungen der einzelnen Haupttheile abmühte: Dräseke hält eine solche Gleichheit, eine solche Uniformität für nebensächlich, für überflüssig. In der Predigt über die innere Gewißheit besteht der erste Haupttheil aus drei Untertheilen: „Dieselbe hat nur drei Hauptpunkte, welche sie umfaßt — unser Wesen, unsre Bestimmung, unser Schicksal." (Verehr. 5, 253.) Der zweite, welcher den wohlthätigen Einfluß dieser inneren Gewißheit zeigen will, führt aus: „Sie bringt Würde, Ordnung, Frieden, Stärke, Festigkeit und eine Menge der glücklichsten und glänzendsten Erfolge in unser Leben" (ebd. 258) — hat also sechs Untertheile. Daß es Dräseke, wenn er es ein Mal will, trefflich versteht, nicht bloß eine äußere Symmetrie zwischen den einzelnen Theilen hinsichtlich der Untertheile, sondern selbst eine anmuthige Harmonie in der Ausführung der einzelnen Untertheile herzustellen, davon kann sich ein Jeder überzeugen, welcher z. B. seine vierte Adventspredigt aus dem Jahre 1817, besonders erschienen mit dem Titel: Die Wallfahrt in's Christfest, näher ansehen will. An der Ausarbeitung würde der strenge Kritiker, welcher in Reinhards Weise das Muster der Vollkommenheit verehrt, auch nicht ein Jota vermissen: hier ist die vollendetste Harmonie aller Theile und Theilchen und was das Beste ist, man hat nirgends das Gefühl, daß dazu große Kunst sei angewandt worden, Alles scheint sich so ganz von selbst gemacht und gestaltet zu haben.

Der Schluß ist meist ein Gebet, sei es ein Bitt-, sei es, wie an den hohen Festtagen, ein Dankgebet aus höherem Chore: öfters bleibt dieses freie Gebet fort und der Redner schließt, indem er eine Frage auf das Gewissen legt, oder zu einem Entschlusse anfeuert, oder den Inhalt seines Vortrags zusammenfaßt und versiegelt. Ueber die Länge der Predigten ist Dräseke nicht von seinen Zuhörern, — diesen predigte er nie zu lange, immer hörte er für sie zu frühe auf, — sondern von seinen Beurtheilern zur Rede gestellt worden. „Lang," so spricht er sich selbst in der Vorrede zum letzten Theile der Predigten für denkende Verehrer aus, „findet nicht nur diese, sondern alle seine Predigten der Verfasser *selbst*, wenn er mit manchen andern sie vergleicht. Er gibt aber gern jedesmal das zur Sache gehörende, damit, so viel an ihm liegt, Niemand unbefriedigt hinweggehe. Er ist es sich bewußt, dieß ohne willkürliche Abschweifungen zu thun. Er übt sich dabei immer mehr in einer gewissen Wortkargheit, wiefern dieselbe mit dem Begriff einer Predigt, mit der natürlichen Fülle frommer Ergießungen und mit der eigenthümlichen Beredsamkeit eines begeisterten Herzens sich vereinigen läßt. Vor Allem aber beruhigt es ihn, daß niemals seine Zuhörer, wie oft er auch, sich selbst nicht trauend, die Edleren darüber erforschte, ihm den Vorwurf machten, zu lange geredet, wohl aber *den*, zu frühe abgebrochen zu haben." Die älteren Predigten sind im Ganzen länger als die späteren; diese, wie z. B. die in dem Dom zu Magdeburg gehaltenen, gehen nirgends über das rechte Maß hinaus.

Mag Dräseke auch bisweilen recht lange, über eine Stunde, gesprochen haben, so konnte er doch nie zu lang, nie langweilig werden. Seine Art und Weise schloß dieses aus. Es ist ja wahr, der Redner verfängt sich öfters in das Netz eines Wortes und hat seine liebe Noth aus ihm wieder loszukommen; auch das ist nicht zu leugnen, daß der Redner bisweilen einen Gedanken zu weit ausspinnt und immer wieder neue Fäden zieht, ohne etwas wesentlich Neues zu sagen, das Alte kehrt nur in neuen Windungen und Wendungen wieder. Jene erste Untugend tritt am Meisten hervor und veranlaßt ihn zu Wortspielereien, welche, wie geistreich sie auch sein mögen, doch vielfach geziert und gekünstelt, gelegentlich wohl auch etwas abgeschmackt und unpassend erscheinen. Erträglich ist es ja noch, wenn wir ihn mit dem Wörtlein „*hinein*" spielen sehen,

wie (Geſchl. S. 22): „Die Gewalt gebraucht haben, die ſind in's Reich eingegangen. Als Glückliche haben ſie ſich hineingefreut. Als Leidende haben ſie ſich hineingeduldet. Als Krieger haben ſie ſich hineingeſtritten. Als Lehrer haben ſie ſich hineingepredigt. Als Menſchenfreunde haben ſie ſich hineingeſegnet. Als Märtyrer haben ſie ſich hineingeblutet. Hineingekommen ſind ſie, wie verſchieden ihr Weg war.“ Unausſtehlich iſt mir in der Predigt über die Bruthenne im zweiten Jahrgange der Predigten über freigewählte Abſchnitte das Geſpiele mit dem Brüten. „Nur dahin kommen wir,“ heißt es hier, „daß wir dem Heilande brüten helfen können. O daß wir es thäten! Die Nothwendigkeit hievon iſt immer gefühlt. Aber die Sache haben die Menſchen oft nicht verſtanden. Sie haben mehr erkennen wollen, als die Vernunft zuläßt; ſo haben ſie ſich zu Narren gebrütet! Sie haben mehr fühlen wollen, als das Herz verſtattet, ſo haben ſie ſich zu Schwärmern und Enthuſiaſten gebrütet. Sie haben mehr leiſten, dulden, ertragen wollen als das Evangelium fordert, ſo haben ſie ſich zu Frömmlingen, zu Kopfhängern, zu eingebildeten Heiligen, zu Mönchen und Nonnen gebrütet und eine Moral ausgeheckt, in welcher von evangeliſchem Geiſte keine Spur war. So haben ſie aus dem Leben das Leben weggebrütet und alles Brüten in Verruf gebracht. — Wie deine Sonne jetzt brütet über der Erde, die der Morgen- und Abendregen befeuchtet hat: ſo laß brüten über dem deutſchen Volke ſeine großen Denktage, ſo laß brüten eine jede Andachtsſtunde über den Schaaren, die zu deiner Anbetung ſich verſammeln.“ Allein dieſe zu lang ausgeſponnenen Spielereien mit Worten und Gedanken ſind am Ende nur die einzigen dunklen Punkte an dieſer an dem Himmel der Predigt ſo hell ſtrahlenden Sonne.

Vortrefflich verſteht ſich Dräſeke darauf, an das Natürliche, Sinnliche anzuknüpfen, von dort nicht bloß den Ausgang ſeiner Rede, ſondern auch veranſchaulichende Bilder, erläuternde Beiſpiele zu entnehmen. Im Anfange erſtickt der chriſtliche Redner noch vielfach in den Armen dieſes Naturelementes, er kann den Ausweg aus ſeinen Labyrinthen nach jenen Höhen nicht finden, wo alles Natürliche als etwas an und für ſich Nichtiges und Eitles erblickt wird und nur in dem Lichte des Reiches Gottes erglänzt. Aber der Prediger des Evangeliums der Natur, welches ja noch lange

t das Evangelium des Materialismus, der gottlosen und gott-
en Welt ist, steht nur im Anfange auf der Kanzel und dem
diger des Evangeliums von dem Reiche Gottes und seiner Ge-
tigkeit kommt es nun trefflich zu Statten, daß ihm das Auge
die Natur im Großen und für das Natürliche und die natür-
en Verhältnisse bei dem Menschenkinde so geschärft worden ist.
t hat er überall in der sichtbaren Gotteswelt Bild und Gleichniß,
mbol und Parabel für die unsichtbare Welt. Hat er vorher in
Fesseln des Natürlichen gelegen als ein Knecht, so beherrscht er
dieses Gebiet mit Einsicht und Kraft. Schön ist es, wie in
ersten Predigt über: Ihr seid theuer erkauft, davon ausgegangen
d, wie theuer schon ein ganz gewöhnliches Menschenleben erkauft
d — unter welchen Schmerzen wird das Kind geboren, wie viele
ühe macht seine leibliche Ernährung, seine Geistes- und Herzens-
dung u. s. w.! Wie theuer ist aber das Leben des Christen-
nschen erst erkauft! Vgl. auch die vierte Predigt in diesem
ändchen, wo zuerst das Kleinod des Menschen von Natur, die
enkkraft und die Willenskraft, gepriesen, sofort aber ausgeführt
d, daß wir der Gnade noch weit mehr verdanken. Vortrefflich ist,
e er das Wort des Herrn: Werdet wie die Kindlein (Reich 1, 196 f.)
slegt, da er das Kind schon auf den Armen seiner Mutter scharf
obachtet hat. „Man spricht gewöhnlich von der Unschuld, dem
ohsinn, der Demuth, der Genügsamkeit der Kinder, als worin
e Kindlichkeit sich offenbare. Das Alles aber trifft den Sinn
sers Herrn nicht in der Tiefe, wenn der Hauptpunkt unbeachtet
ibt. Suchet diesen! Achtet vor Allem auf das kleine Kind.
trachtet das Kind, wie es nach der Mutter verlangt, wenn sie
n ist, die Aermchen ausstreckt, vielleicht bitter weint, oder wenn
schon reden kann, laut ruft. Es bedarf. Es hat nicht und kann
ht. Es fühlt dieß Nichthaben und Nichtkönnen. Die Mutter
lt ihm. Mit ihr Alles. Ihr gebet ihm, was es gern hat, in
Hand. Ihr suchet ihm das Beste aus. Ihr bemühet euch,
andere Gegenstände es abzuleiten. Umsonst. Ohne die Mutter
Alles keinen Werth. Die Mutter kann ihm Nichts ersetzen.
Mutter will es haben. Es sieht sie nicht. Aber es sucht sie.
mag noch nicht im Stande sein, sie zu erkennen. Aber es ver-
t an sie zu glauben. — Wenn ihr euch nicht umkehret und
det wie die Kinder, so, daß ihr eben solch Gefühl eures eignen

Nichts und des allgemeinen Nichts ohne Gott, eben solch Verlangen zu Gott, eben solchen Durst nach Gott, nach dem lebendigen Gott, in euch wecket: da kommt ihr nicht in's Himmelreich. Je mehr ihr aber versinket in die Sehnsucht, die auf Erden Nichts stillen kann und vor Allem und in Allem nach Gott fragt: desto größer im Himmelreich werdet ihr sein. Betrachtet ferner das Kind, wie es der Mutter zulächelt, wenn es sie nun hat, wie fest es sie umschließt, und nicht lassen will, wie es dann wieder sie anschaut mit neuer Freude und wieder an ihrer Brust sich einsaugt oder in ihren Schoß sich birgt mit neuer Befriedigung, nun aber, weil es Alles hat, weiter nichts begehrt und ein ganzer Himmel voll Liebesgenüge aus jedem der Mutter begegnenden Blicke strahlt. Es redet nicht von diesem Himmel, aber es hat ihn und ist mitten darin. — Wenn ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so, daß eben solch Wohlgefallen an Gott und eben solche Genüge in Gott bei euch entsteht, da kommt ihr nicht in's Himmelreich. Je mehr ihr aber von diesem Wohlgefallen und dieser Genüge erfüllt werdet und je völliger ihr lernet über Gott, was nicht Gottes ist, zu vergessen: desto größer im Himmelreich werdet ihr sein. Betrachtet hierauf das Kind, wie es an der Mutter aufhorcht, wenn sie zu ihm redet. Auch nicht eine Ahnung hat es davon, wie es ohne die Mutter etwas wissen oder am Worte der Mutter zweifeln könnte. Nur hören ist seine Sache. Es schauet dabei so lauschend und forschend in die Mutter hinein, als wollte es ihr die Worte, ehe sie noch auf die Lippen treten, aus den Augen lesen. Am glücklichsten wäre es, wenn die Mutter immerwährend erzählte. Es ist aber auch schon zufrieden, wenn es noch lange, nachdem die Erzählung aus ist, vor der Mutter stehen und sie darauf ansehen kann, wie sie doch so Herrliches wisse. — Wenn ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so, daß eben solche Wißbegierde für die Mittheilungen Gottes und eben solch Zutrauen in sie und eben solcher Hochgenuß durch sie, und wo sie nicht weiter gehen, eben solch bescheidenes, schweigsames, fragloses Verharren bei ihnen euch auszeichnet, da kommt ihr nicht in's Himmelreich. Je mehr ihr es aber dahin bringet und je demüthiger durch Mißtraun in eigne Weisheit ihr werdet: desto größer im Himmelreich werdet ihr sein. Betrachtet endlich das Kind, wie es der Mutter folgt, wo sie geht und steht. Es fragt nicht, wohin?

Es sieht vielleicht, weil es dunkle Nacht ist, keine Hand vor Augen. Die Mutter aber ist da und leitet und schützt; das entscheidet Alles. Mit Entbehrungen auch nimmt es vorlieb um der Mutter willen. Sogar Krankheit und Schmerz, ja die gefahrvollsten Operationen erträgt es auf dem Mutterschoß und hemmt Thränen und Klagen, sobald sie spricht: weine nicht. — Wenn ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so, daß eben solche Willigkeit Gott zu gehorchen und in Gott zu ruhen, eben solche Gewohnheit in allen Dingen mit Gott zu sein und keinen Augenblick ohne Gott leben zu können, eben solche Fertigkeit zu thun, was Gott fordert, und zu dulden, was Gott verhängt, bei euch zum Vorschein kommt: da gelangt ihr nicht in's Himmelreich. Je mehr ihr aber euch diese Unterwürfigkeit, diese Willenlosigkeit, diese Fähigkeit aneignet, den höchsten Willen zu verstehen und gegen jede Art Eigenwillen durchzusetzen: desto größer im Himmelreich werdet ihr sein. Bis hieher habt ihr das Kind betrachtet, als kleines Kind, in den Aeußrungen jener Kindlichkeit, welche die ersten Lebensjahre erscheinen lassen. Es ist nicht zu leugnen, dieses Bild ist besonders rührend. Hernach verwischt und verliert sich von seinen Zügen Manches, so wie Fleisch und Welt mächtiger werden und mächtiger einwirken."

Wie Dräseke hier das Bild des Herrn mit den Mitteln, welche seine feine Beobachtungsgabe ihm zur Verfügung stellt, ausmalt, so versteht er es auch meisterhaft, mit wenigen, scharfen, markigen Zügen die Scene, in welche uns die evangelischen Texte versetzen, uns vor die Augen zu rücken, daß wir diese ferne Vergangenheit als die allernächste Gegenwart schauen. „Versetzet euch in die Scene, Geliebte," so ruft er selbst (Geschl. S. 32) aus: und damit wir das können, so stellt er sich uns zur Seite und zeigt sie uns gerade von der Seite, auf die es in der Predigt abgesehen ist. Er versteht es trefflich, den Winken des Textes folgend, den Schauplatz einer Begebenheit, eine Handlung in ihrem näheren Detail darzustellen. Die letzten Schicksale sind reich an Schilderungen von Orten und Gegenden, so z. B. des Thales Josaphat, von Seelenzuständen, ich denke an Petri Fall, Maria Magdalena am Grabe des Auferstandenen, von Begebenheiten, vergleiche den Einzug in Jericho, den Auferstandenen am See Tiberias. Ich will nur zwei solcher Schilderungen auf biblischem Hintergrunde, die des Werks des barmherzigen Samariters und die des trostlosen Zustandes einer armen

Wittwe, hervorheben. Von dem Samariter heißt es (Verehr. 4, 167 und 175) also: „Kaum wird er des Elenden, der eines Helfers bedarf, gewahr, als auch schon der Entschluß: ich will es sein, seine Seele füllt. Er steigt von seinem Thiere herab. Er untersucht sorgsam des Unglücklichen Zustand. Der Anblick der Wunden, welche die Grausamkeit ihm geschlagen, regt das innigste Mitgefühl seiner Seele auf. Was kann ich, fragt er, hier thun? Er prüft seine Kräfte, seine Mittel. Wein hat er bei sich und Oel — ursprünglich dem eigenen Bedürfniß bestimmt — doch ein solches Herz kennt nur ein Hauptbedürfniß — zu lieben. Gern wendet er an, was er vermag, damit er die Wunden erst reinige, dann besänftige. Und nun verbindet er sie mit zarter Hand, hebt den Entkräfteten auf sein Thier, führt ihn langsam zur nächsten Herberge." — „Dort," heißt es an der zweiten Stelle, „knieet er neben dem Zerschlagenen und verbindet ihm die wunden Glieder. Jetzt hebt er ihn mit peinlicher Sorgfalt, daß er ihm doch nicht wehe thue, auf sein Thier. Nun geht er, behutsam führend, neben ihm dahin und möchte, wenn es nur der Zustand des Kranken gestattete, seine Schritte gern verdoppeln, um desto eher ihm ein sanftes Lager zu bereiten. Nach langer Sehnsucht erreicht er die Herberge. Hier ist des Geretteten Pflege sein einziges Tagewerk." Wie ergreifend weiß er nicht die traurige Lage einer armen Wittwe seinen Zuhörern vorzuführen! „Sie hat den Gatten verloren," sagt er (Noth 133 f.). „Wie viel liegt in diesen wenigen Worten! Wie viel, wenn sie mit allem Feuer zärtlicher Liebe an ihm hing, als an dem ersten, dem wichtigsten, dem gewünschtesten unter ihren irdischen Kleinodien! Wie viel, selbst ohne diese edle Leidenschaft, wenn er nur ihr Versorger, ihr Beschützer, ihr Rathgeber, ihr wohlmeinender Freund war, wenn sie den treuen Begleiter in ihm sah, an dessen Seite sie einen, vielleicht bedeutenden, Theil der Lebensreise, manchfach unterstützet, zurückgelegt! Wo sind nun diese Unterstützungen? Die Hand, die immer gab, die immer schuf und wirkte zu des Hauses Wohl, die immer abhalf jeglichem Bedürfniß, wo ist sie nun? Die ganze schöne, selige Vergangenheit, wo findet die Verlassene sie wieder? Betrachtet die Wittwe in ihrem Schmerz über diesen Verlust und in des Schmerzes ersten heftigen Ergießungen, — oder lasset schon manchen Frühling das Grab des längst Verblichenen umgrünt haben, und sehet sie nun, — wie das Gefühl des Alleinstehens im Leben

e oft mit allem Wermuth unbefriedigter Sehnsucht füllt, — wie ie bei so manchem Vorfall, nach dem Rathe des erfahrenen Freundes ich umhört, aber sein Mund ist verschlossen auf ewig, — wie sie, so vielfältig belastet mit des Hausstandes Sorgen, den Gefährten sucht, der von der schwächeren Genossin die Bürde hinwegnehme oder doch sie mit ihr trage, aber ihn fortkeuchen muß ohne helfenden Begleiter, den mühevollen, vielbedornten Pfad, — wie sie, umblüht von ihren Kindern, dem Vater mittheilen möchte das Entzücken des Mutterherzens, die Wonne der Hoffnung und die Unruhe der Besorgniß, aber der Vater — schläft des Todes langen Schlummer und läßt mit ihren Wünschen und Thränen sie allein, — wie sie der Zeiten gedenkt, wo auch auf sie ein Strahl der Achtung fiel, die man dem Gatten zollte, und, was ihm anhing, mit gleicher Güte behandelte und gleicher Ehre theilhaftig ward, wie er; aber seit er die Augen schloß, hat Alles das aufgehört und Undankbare, um die er wesentliche Verdienste hatte, nehmen von seinen Hinterbliebenen weiter keine Kenntniß. In diesem Bilde, und es ist doch das ihrige, stellet euch die Wittwe vor, — werdet ihr es anschauen können ohne Theilnahme? Wird es euch möglich sein, das Auge von ihr abzuwenden ohne Gefühl?" — Dräseke ist ein Meister im Beschreiben, im Schildern, im Vor- und Darstellen. Mag er nun ausführen, wie die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Veste seiner Hände Werk verkündet (Dom S. 93), oder wie wunderbar die Thiere auf dem Erdboden ernährt werden (Noth S. 111 f.), oder wie Gottes allwaltende Hand Alles wohlmacht (Verehr. 4, 127); mag er den Zustand der Erweckten (ebd. 5, 187), oder die Stille des Sonntags (ebd. 5, 124), oder die Macht des Zeitgeistes (Reich 3, 70), oder die Rückwirkung des Gebetes auf den Betenden (Verehr. 5, 104, Gottesst. S. 39) darstellen. — Bis an die Grenze des Erlaubten geht er öfters in seinen Schilderungen, doch überschreitet er dieselbe niemals, das Aeußerste hat er wohl in jener Predigt gethan mit dem Thema: Sie essen Alle und werden satt. „Ueberdieß sind auch die Mittel, welche die allernährende Mutter darbietet," heißt es hier Noth 111 f., „unbeschreiblich manchfach; und so macht sie es möglich, daß um einen Tisch her ohne Streit die verschiedenartigsten Pfleglinge sich sammeln können. Da hat jede Klasse der Geschöpfe ihre besondere Nahrung; diese ist in der unermeßlichen Vorrathskammer Gottes, wo nicht die einzige,

doch die hauptsächlichste, welche für sie passt; diese sucht sie daher. Hiedurch beeinträchtigt sie nun kein anderes Geschlecht der Lebendigen und sonach werden ihr von keinem ihre Ansprüche streitig gemacht, oder ihre Wünsche erschwert. Während hier eine Thiergattung die Lüfte durcheilt, ihren Unterhalt zu finden, durchrudert jene der Fluthen dunkles Reich. Andre Kreaturen ernährt des Baumes Stamm, andre die Wurzelfaser, andre die Rinde, andre das Blatt, andre der Blüthenkelch, andre die Frucht, noch andre der Kern. Dieses bedarf ungeheure Massen zu seiner Sättigung; für jenes hat ein Wassertropfen eine Welt voll Erquickungen. Dieses fordert ausgesuchtere Speisen; jenem genügen die schlechten Brosämchen, die dort verschmäht wurden. Wovon das Eine weggeht, das hebt das Andre bedächtig auf. Worauf das Eine nicht achtet, darin findet ein Anderes eine Kostbarkeit; und Speisen sogar, die ihren Kreislauf schon machten, und ihre feineren Nahrungsstoffe bereits abgaben zur Vermehrung und Erhaltung des Lebens, müssen, auch in dieser verächtlichen Gestalt, noch vielleicht eine Schaar geringerer Geschöpfe sättigen." Wie aus dem Leben herausgegriffen ist die Schilderung der Erweckten (Verehr. 5, 187)! „Welch ein Anblick! Wenn da viel Volks bei einander ist; wenn die Vorhöfe Gottes die Menge kaum fassen können, die zu ihnen herbeidrängte, wenn von tausend andächtigen Lippen ein Wonnelaut, ein Jubel des Danks, ein demüthiges Bekenntniß, ein heiliger Entschluß strömt, und Aller Mienen verklärt sind von des Herzens schöner Begeisterung! O, da ist es aufgegangen, das göttliche Wort! Da steht es in Hoffnung! Ein Gotteshaus voll tiefgerührter Anbeter ist wie ein segenreicher Frühlingsgarten; und ihre Augen voll frommer Thränen glänzen wie ein Blüthenflor im Thaue des Frühroths um dich her." Wie wahr und überzeugend wird die Macht des Zeitgeistes (Reich 3, 70 f.) geschildert! „Nicht minder bemerkenswerth, als, daß die Zeit der Zeitgeist hervorbringt und, man kann sagen, erzieht, ist die Kehrseite, daß den Zeitgeist wieder die Zeit bildet. Wie nämlich von einzelnen Menschen und Geschicken der Geist ausgeht in die Gesammtheit der Zeiterscheinungen und Zeitgenossen: so gehen wieder von dem Geist der Gesammtheit die Regungen aus, die auf das Einzelne zurückwirken. Der Zeitgeist erweiset sich demnach als Kind der Welt und als Fürsten der Welt. In der Luft des Zeitgeistes wächst, wie in einem Treibhause, was an reifen und

unreifen Zeitfrüchten zum Vorschein kommt. An der Sonne des Zeitgeistes entfalten sich die Geheimnisse der Cabinette, die Lehrgebäude der Denker, die Methoden der Aerzte, die Reformen der Schulen. Durch den Einfluß des Zeitgeistes blühen und verblühen die alten und neuen Weisen auf dem Gebiete der Gesetzgebung, des Ackerbaus, des Handels, der Fabriken, der häuslichen Sitte, des geselligen Lebens. Was in die Mode und aus der Mode kommen, was zum Ton gehören und nicht gehören, was wohlgefallen und mißfallen, was gelten und nicht gelten soll: der Zeitgeist entscheidet darüber. Er ist der nimmerruhende Münzmeister, ohne dessen Gepräge nichts cursiren kann, mit dessen Stempel aber auch das Gehaltlose Glück macht. So gewaltig als er herrscht Nichts. Zwar wirkt vielerlei auf die Kinder der Zeit: das Land, das sie bewohnen; die Luft, die sie athmen; die Sprache, die sie reden. Aber mächtiger, als der Geist der Zeit, wirkt aus der Zeit her Nichts auf sie. Es empfindet daher auch diese Wirkung nicht die Menge allein, die sich in der Zeit verliert. Selbst Personen erfahren sie, welche durch Geistesgaben über ihrer Zeit stehen. Es theilen sie nicht bloß diejenigen, die gar kein eigenes Urtheil haben. Auch solche sind und bleiben ihr hingegeben, die ihr Inneres gern frei machten von aller Fremdartigkeit und Nichts so ernstlich anstreben, als dieß. Kurz! jeder Mensch, jedes Werk steht unter dem Einfluß seiner Zeit. Dieser Einfluß wird in der Nähe der Throne gefühlt und unter dem Strohdach der Bauernhütten. Alle Klassen, Stände, Alter, Gewerke, Künste, Wissenschaften, Leistungen, die edelsten, die gemeinsten: sie erfahren, sie zeugen von ihm. Es spürten ihn die Propheten, die Apostel. Auch Luther und seine Freunde. Auch die Reformation der Kirche. Auch die Abfassung der symbolischen Bücher. Auch die freiesten Kraftthaten selbstständiger Seelen. Sogar die Religionen, die doch von Allem, was im Laufe der Zeiten erscheint, am Meisten über die Zeit sich erheben, wenigstens erheben sollten. An Allem spürt sich in irgend einem Maße, auf irgend einer Seite der Geist der Zeit! Sehet da seine Macht." Nur noch zwei Stellen will ich aus der großen hiehergehörigen Menge ausheben, welche dadurch so interessant sind, daß man in der ersten den jungen, leicht etwas überschwänglichen Prediger, in der andern den älteren, abgeklärteren hört. „Betend verklärt sich der Mensch. Betend läßt er tief unter seinen Füßen alle Eitelkeit

und vergißt des Augenblicks kleine Sorgen und löset das Herz ab vom nichtigen Wunsche und lebt nur in großen Gedanken und tritt mit ihnen vor den Geist der Geister hin. Kennet ihr diese Gedanken, meine Brüder? Menschenbestimmung, Tugend, Brüderwohl, Gemeinnützlichkeit, Religion, Reich Jesu, Rückkehr in das Paradies der Unschuld, Ewigkeit und Weltgericht! Kennet ihr sie? Kennet ihr die Gedanken: Sieg, Frieden, Ehre, Nachruhm, Fürst und Vaterland und Freiheit und Gesetz?" Neben diese Stelle aus Verehr. 5, 104 setze ich diese Stelle aus der Gottesstadt (S. 39). „Im Gebet erheitert sich das umwölkte Auge, lüftet sich die gepreßte Brust, enthüllt sich zu fröhlichen Fernen die beklommene Gegenwart. Bald haben die Zerstreuungen der Welt, bald hat der Drang der Geschäfte, bald hat der Reiz des Wohllebens, bald hat die Heftigkeit des Schmerzens sich mitteneingedrängt zwischen uns und die Gottesstadt; die Scheidewand muß weg. Offene Fenster nach Jerusalem braucht die Seele. Betet! Betet! Der Kerker geht auf. Die Luft wird rein. Ihr sehet das Ziel, und den Weg wisset ihr auch."

Dräseke will aber in seinen Predigten nicht bloß durch derlei Schilderungen den Gegenstand seiner Rede veranschaulichen; er geht gerne tiefer. Dieß bekundet sich bei ihm darin, daß er ein Mal immer große Neigung verspürt, den Text exegetisch zu behandeln. Er hat sich in seinen späteren Jahren tüchtig mit der Schrift beschäftigt, er hat sie nicht bloß durchlesen, sondern mit allen exegetischen Hülfsmitteln, welche seine Zeit ihm bot, durcharbeitet. Ich habe früher schon bei der Besprechung seines dogmatischen Standpunktes darauf aufmerksam gemacht, daß ihm die socinianischen Schriftausleger, wie S. Crell, nicht unbekannt waren. In der Predigt: „Die Wallfahrt in's Christfest", kann er es nicht unterlassen, die verschiedenen Ansichten über den Stern, welchen die Weisen im Morgenlande gesehen hatten, anzugeben. „Ueber den Stern jener morgenländischen, vermuthlich arabischen, Seher, haben die Ausleger alle Zeit verschieden geurtheilt. Manche haben behauptet, aus einer damaligen Stellung der Gestirne sei, nach astrologischen Meinungen, die Geburt eines ausgezeichneten Königs abgeleitet. Andere, wie schon ein berühmter Kirchenvater, Origenes, haben an einen, gerade zu der Zeit erschienenen, Kometen gedacht. Noch Andere lassen eine glänzende Lufterscheinung die Führerin jener drei Männer sein."

. 10.) „Man hat darin einen verſchiedenen Sinn ge-
den," ſo bemerkt er (Geſchl. S. 42 f.) zu den Worten: und die
eisheit muß ſich rechtfertigen laſſen von ihren Kindern. „Zuweilen
t man's für Spott genommen. Entweder ſo: Johannes iſt
ht der Rechte. Auch der Menſchenſohn iſt's nicht. Gewiß, ihr
erſtehet euch darauf. Die Zeit iſt gekommen, daß die Weis-
eit wieder in die Schule muß, und die Kinder klüger,
ls ihre Lehrer ſind. — Oder ſo: ihr wollet die Erwählten
in, denen die Erkenntniß des Heils zunächſt gehört; die Inhaber
les beſſern Wiſſens, im Gegenſatz der blinden Heiden, die noch
egraben liegen in Finſterniß und Schatten des Todes. Ganz recht:
an ſieht es. So treffend, wie von euch, kann die Weisheit
ur von ihren Kindern gewürdigt werden; von denen, die in der
Weisheit Schoß geboren und erzogen, und, wie mit einer
amilienſache, mit den göttlichen Dingen vertraut ſind. Beſſer
doch, man ſucht hier keinen ironiſchen Geiſt. Dann erſcheint
er Satz folgendermaßen. — Entweder ſo: ihr gehabt euch wie
inder, an denen die Spielgeſellen vergebens Kunſt und Witz ver-
uchen; auf Nichts laſſet ihr euch ein. Boten über Boten kommen
om Vater, an Allen wiſſet ihr etwas auszuſetzen. Doch die
Weisheit rechtfertigt ſich ſelber. Wie die Welt ſie mißkenne,
hre Zöglinge mißkennen ſie nicht. Dieſe ſind von oben
er, wie die Mutter. — Oder ſo: doch nur an ihren Kindern
eigt die Weisheit, was ſie vermag; an denen allein, von
elchen ſie gewürdigt und angewendet wird, bewährt ſie ſich
ls eine Geſegnete des Himmels. Dieſe Auslegung paßt
im Ganzen am beſten." Daß Dräſeke mit ſeiner Auslegung nicht
mmer das Richtige getroffen hat, iſt bekannt: ſo faßt er in dem
ſten Verſe des Evangeliums des Johannes ganz auf ſeine eigne
auſt Gott als Subjekt und das Wort als Prädikat.

Wie Dräſeke gern in die Tiefe des Schriftwortes eindringt, ſo
cht er auch gern die urſprüngliche Bedeutung des deutſchen Wortes,
elches er gebraucht, zu ermitteln. Er legt gern die Wurzeln eines
ortes bloß, er etymologiſirt öfters in ſeinen Predigten. So be-
richt er (Verehr. 2, 301) das Wort: die Heimſuchung. „Geſucht
rden wir in ſolchen Augenblicken unſers Lebens, wie der Hirte
n verirrtes Schaf ſucht, damit er es der lieben Herde wieder
geſelle. — Es iſt ein Beſuch in unſrer Heimath, deſſen

der Herr Himmels und der Erde uns dann würdigt. Warum man dann aber immer mit dem Ausdruck Heimsuchung zunächst den Begriff von Leiden und Trübsalen zu verbinden gewöhnt sei, fragt ihr mich? Die Antwort beschämt uns Christen. Oft nahet der Vater sich dem bethörten Kinde; aber es wendet sich ab. Er klopft an, aber es will ihm nicht aufthun. Da muß er ihm denn zu fühlen geben sein Unrecht, muß mit strafender Hand ihm erscheinen, muß ihm sein Liebstes entziehen, muß mit Schmerzen und Gefahren es umringen, damit es sich wieder zu ihm wende." Hiermit hängt es zusammen, daß er den Sprachgebrauch untersucht und feststellt. So sagt er (Reich 3, 69): „In dem Begriffe: Zeitgeist, vereinigen sich die Begriffe: Zeit und Geist. Einfältig folgen wir dem Sprachgebrauch, indem wir unter der Zeit die Zeiterscheinungen und Zeitgenossen verstehen, und den Geist der Zeit, das in den Zeiterscheinungen und Zeitgenossen, als solchen, hervortretende, eigenthümlich-gemeinsame, Leben nennen." Gleiches geschieht (Verehr. 5, 51) mit dem Ausdruck Verklärung, (3, 184) mit dem Begriffe Abhärtung, welcher aus dem Gegensatz von hart und weich ganz schön herausgezogen wird. Weiter treibt ihn diese Lust, stammverwandte Worte gegen einander abzuwiegen und abzugrenzen: solcherlei synonymische Untersuchungen stellt er z. B. (Verehr. 4, 227 f.) mit den beiden Eigenschaftswörtern: sorgenfrei und sorgenlos an.

Auf scharfe Begriffsbestimmungen läßt sich Dräseke nicht gern ein: „dürre" Begriffe, abgezogene Begriffe, sind nichts für seinen lebendigen, Alles, was Leben hat, liebenden Geist. Es kommt deßhalb sehr häufig vor, daß er, statt das Wesen des Dinges, von dem er redet, mit dürren Worten zu sagen, uns dieses Ding in seiner Erscheinung, in seinen Erweisungen vor das Auge stellt. Er zeigt das lieber, wovon er reden will, als daß er sagt, was er meint: oder der Begriff genügt ihm nicht, er muß ihn durch Beispiele erläutern. So sagt er uns (Verehr. 5, 10 f.) nicht rund heraus, was das Zartgefühl ist, sondern gibt von ihm lieber Beispiele. „So gibt es überall," heißt es, „eine Grenze zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Man stößt an, wenn man diese Grenze überspringt. Und sie wahrzunehmen, ihre feinsten Linien zu entdecken, bei jeder vorkommenden Gelegenheit und in jedem eintretenden Verhältniß sie zu bemerken, und darum allemal auf der Stelle zu entscheiden, was

nun das Rechte, das dahin Gehörige sei, was geschehen müsse, was nicht, was zu sagen, was zu verschweigen, was zu tadeln, was zu dulden, worauf ein Gewicht zu legen, was unbemerkt zu lassen, ob zu bleiben, oder zu gehen sei, damit Keiner sich unangenehm durch uns berührt finde: das eben ist des Zartgefühls Natur und Wesen, das ist die Kunst, die es übt. Wollet ihr von der Art, wie es sich darlegt, der Beispiele noch mehr haben? Hier sind sie! Nur, wo soll man beginnen, wo enden? Du also verwaltest ein Geschäft, das mit größerer Mühe, als du wohl anfangs gedacht, verbunden ist; und die Menschen, für welche du arbeitest, schätzen dieß herzlich. Hast du nun Zartgefühl: so lässest du ihnen das Saure, Harte, Peinliche deiner Anstrengungen nie absichtlich in die Augen fallen, weil du ihnen dadurch drückend werden würdest. Du wirst beschenkt; und die Gabe, wie wohl gutmeinende Einfalt sie darreicht, ist dennoch nicht sehr passend für dich, vielleicht überall nicht brauchbar. Hast du nun Zartgefühl: so hältst du dein Urtheil über ihren Unwerth zurück, weil ein solches zu wehe thun müßte, und nimmst sie um des liebenden Gebers willen, freundlich an." Es folgen noch sechs weitere „Bilder", welche das Zartgefühl in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen zeigen. Meistens erfindet der Redner die veranschaulichenden Beispiele selbst, gelegentlich aber entlehnt er sie aus den Schatzkammern der alten wie der neuen Zeit, aus der heiligen wie aus der profanen Geschichte. Um Gottes willen müssen wir Entsagung lernen und üben: „So verkauft," lesen wir Reich 2, 208 f., „jener Handelsmann in Lyon seine Habe für die Armen und legt mit der heiligen Schenkung einen Schatz in dem Himmel an. So entäußert sich jener Jüngling zu Jerusalem des schönen Haupthaars und hat nun einen Reiz zur Eitelkeit weniger. (Aus dem Talmud. Trakt. Nasir.) So wirft jener allzuglückliche Beherrscher von Samos, seinen Siegelring in's Meer und glaubt dadurch die Mächte, die ihn verderben könnten, entwaffnet zu haben."

Diese Lust an Beispielen ist mit der Freude verwandt, mit welcher Dräseke in seine Rede etwas Einschlagendes einwebt, das er in seiner Lektüre gefunden hat. Er freut sich, wenn er einen verwandten Gedanken bei einem Andern schon ausgesprochen findet; wenn er die Empfindung, welche seine Seele bewegt, in einem frommen Liede oder Verse ausströmen kann; wenn er durch eine treffende, schlagende Sentenz eines andern Mannes sein Wort bekräftigen,

oder auch nur an eine fremde Dichtung seines Herzens Meinung anschließen kann. Gesangbuchsliederverse durchziehen die Predigten Dräsekes vom Anfang bis an's Ende; er ist kein alterthümlicher Hymnologe, er stellt Gellert sehr hoch, auch Klopstock ist ihm sympathisch, auf den Urtext greift er nirgends zurück. In den früheren Predigten begegnen wir mehr solchen poetischen Ergüssen, als in den späteren; mehrfach greift der Prediger selbst in die Harfe. Schiller wird nirgends genannt, aber auf Denksprüche von ihm stoßen wir (Verehr. 4, 66. 5, 516). Ein Gedicht von Kosegarten, eine fromme Legende, ist (Geschl. 18) vollständig mitgetheilt. In den Predigten vom Reich (1, 202. 3, 305) begegnen wir alten Bekannten aus dem Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius und (3, 235) einem Abschnitt aus „Meyer's Blättern für höhere Wahrheit".

In den früheren Predigten kam es Dräseke offenbar mehr als später darauf an, das fromme Gefühl zu erregen, zu reizen, zu spannen. Er betrachtet die Predigt nicht sowohl als einen Ruf zu dem Herrn, als eine angenehme Unterhaltung: er hielt damals das Herz des natürlichen Menschen schon für fromm, christlich. „Ueber den Schlaf," heißt es (Verehr. 1, 59) sehr bezeichnend, „wollen wir uns jetzt weiter unterhalten." „Wenn ich unsere Unterhaltung mit dem Satze eröffne, daß man die Wahrheit vielfältig nicht gern hört; so habe ich dabei die Erfahrung auf meiner Seite," so hebt die Lätarepredigt (ebd. S. 117) an. Er will durch seine gemüthliche, gefühlvolle, geistreiche Unterhaltung seine Zuhörer nicht bekehren, nicht verändern in dem Geiste ihres Gemüthes, sondern ihnen eine angenehme Stunde in dem Hause Gottes bereiten, einen Genuß, einen edlen Genuß allerdings verschaffen. „Die evangelische Geschichte," sagt er in der Predigt: Liebe zu Jesu in einer Reihe biblischer Gemälde (Verehr. 4, 2), „veranlaßt diese Behauptung, und wir wollen uns heute den Genuß schaffen, sie uns mit einzelnen Zügen zu belegen." „Heute, geliebte Brüder, wird uns dieser festliche Genuß dargeboten" — so lesen wir in der Verklärung der Tugend (Verehr. 5, 92). „Unsern Meister in wunderbarer Verklärung zeigt uns das Evangelium. O lasset uns nahen dem heiligen Berge, wo er mit seinen Jüngern verweilt. Lasset uns eilen, den schönen Anblick zu haben, der uns das Herz erhebe zu neuem Selbstgefühl, zu neuem Tugendfleiß." Dräseke will es

nun allerdings nicht bei der bloßen Gefühlserregung sein Bewenden haben lassen, das fromme Gefühl soll zu frommen Entschlüssen, zu frommen Thaten treiben: aber die Kraft der Rede zielt doch immer und immer auf das Gefühl. „Gott segne meine Worte!“ So sagt er (Verehr. 5, 362 f.) sehr charakteristisch. „Gott segne eure Aufmerksamkeit! Gott segne unsren Glauben mit neuer Kraft und neuen Ermunterungen! Gott gebe es uns allen, uns allen zu fühlen, daß wir Sein — und keines Andern sind! — Es geschehe also!“ In den späteren Predigten zeigt sich hier ein Fortschritt: den Schritt, das Gefühl dahinten zu lassen und auf den Verstand sich zu werfen, um durch ihn auf den Willen zu wirken, hat Dräseke nie gethan, er nimmt das Gefühl noch fort und fort in Anspruch, sucht es durch die Wärme seines Herzens, durch den vollen Erguß seiner Gefühle zu erwärmen und für sich und die Sache, die er führt, zu gewinnen, ist dieß aber geschehen, so dringt er mit dem Stachel seiner Worte auf den Willen gewaltig ein. Die falschen Ziele werden ihres schimmernden, blendenden Scheines entkleidet: das rechte Ziel wird klar vor die Augen gestellt, der rechte Weg sachkundig gewiesen und angefeuert, nach diesen hohen Zielen, welche er in dem Fürsten des Lebens und seinem neuen Reiche und in den höchsten Entwickelungen des Gottesreichs auf Erden schon vor der Hand gewiesen, dann aber zehn Jahre später in dem dreibändigen Predigtwerke: vom Reiche Gottes, tiefer begründet, sicherer gezeichnet und allseitiger entwickelt hat, mit allen Kräften zu ringen. In dem Vorworte zu der letzten Schrift, welche wie ein Lied im höhern Chore auf jene Präludien folgte, spricht sich Dräseke selbst über die Tendenz seiner Predigten jetzt aus und an dieser Tendenz hat er von da an getreulich bis an's Ende festgehalten. „Er wünschte, die angedeutete Schriftlehre, als die Hauptsache des Evangeliums, den Christen dieser Zeit aus der Schrift vorzuhalten; die dadurch in's Licht getretene Wahrheit als den Grund, auf welchem das Menschengeschlecht im Sinne des Apostels (1. Petr. 2, 1—10) erbauet werden soll, nachzuweisen und zu erweisen; zum Kampf endlich gegen Alles, was diesem Bau gewehret hat und noch wehrt, als zu ihrem Tagwerk alle Arbeiter im Weinberg Jesu zu erwecken und zu befeuern; in einer Periode zumal, wo auf allen Gebieten des Lebens, des niederen und höheren, des wissenschaftlichen und moralischen, die außerordentlichsten, die unerklärbarsten Er-

scheinungen sich drängen und in dem Gedräng zur Rettung des moralischen Gleichgewichtes die Seelen kein dringenderes Bedürfniß haben, als: die Idee des Gottesreichs festzuhalten, indem sie sie geltend machen." Darauf hat es der Prediger abgesehen: den Willen will er stärken, kräftigen, gründen; zu Thaten in dem eignen Herzen und Leben, in dem Handel und Wandel, in der Genossenschaft und Gesellschaft, in Stadt und Staat, in Haus und Schule, in Gemeinde und Kirche will er drängen.

Die sprachliche Darstellung dient diesem Zwecke. Wer Eindruck machen will, der muß mit Ausdruck reden: wer den Willen treffen und stacheln will, der muß schlagend, anziehend, packend sprechen. Welche Meisterschaft entfaltet Dräseke nach dieser Seite hin! Er ist ein in allen Künsten und Wissenschaften unterrichteter, wie auf allen Lebensgebieten bekannter, ein in alle Seelenstimmungen eingeweihter Mann. Sein Geist ist voll idealer Anschauungen, voll hoher Gefühle, voll tiefer, fruchtbarer Gedanken; seine Phantasie ist außerordentlich geschäftig und lebendig, sie findet überall sprechende Bilder, geistreiche Gleichnisse, sie haucht jedem Gegenstande den Odem des Lebens ein, sie taucht Alles, was ihr in die Hand kommt, in lebensfrische Farben, sie schwebelt und nebelt nicht, sondern bringt immer durchsichtige Bilder, klare Gestalten hervor. Dräseke gleicht einer elektrischen Batterie, welche so stark als nur möglich geladen ist und gern ihren feurigen Strom mittheilen und entladen möchte. Wo man ihn anrührt, da sprühen nur so die geistvollsten Gedanken, leuchtende, zündende Blitze nach allen Seiten hervor, da erfolgt ein kurzer, kräftiger, Mark und Bein durchdringender Schlag nach dem andern. Es hat fast den Anschein, als ob es ihm mehr Mühe und Arbeit gemacht hätte, seine Gedanken in Zaum und Zügel zu halten, als diese Gedanken hervorzubringen. Ich habe nirgends eine Mittheilung gefunden, wie dieser Redner an seinen Predigten gearbeitet hat, man bemerkt in ihnen Nichts, nicht ein Mal den Schatten, von der Studirlampe: ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, er hat außerordentlich leicht gearbeitet, Gedanken auf Gedanken schossen wie die Strahlen der aufgehenden Sonne von selbst hervor, ein Bild drängte das andre Bild und er hatte nur Maß zu halten, seine Produktionskraft zu regeln und zu ordnen, die Eingebungen seines eingeborenen Genius zu überwachen. Dieses elektrische Fluidum, welches alle Predigten Dräsekes durchdringt, und eine Alles elektri-

irende Wirkung ausübte, verräth sich schon in der Darstellung durch die kurzen, knappen Sätze. Dieses Feuer läßt sich nicht so maßregeln und dämpfen, daß man es ungestraft durch die Züge und Röhren einer langen Periode hindurch leiten könnte: es duldet keine solche Fesseln. Es lodert in lauter kleinen, einzelnen Flämmchen auf. Und wie die Flamme des Feuers sich zuspitzt und in Gestalt von feurigen Zungen in die Höhe schlägt, so ist es auch mit diesen kurzen Sätzen, welche Dräseke liebt, sie sind allesammt zugespitzt. Wer kennt einen geistlichen Redner, welcher so pointirt, so sententiös, so geistreich gesprochen hätte, wie dieser? Ich will einige Beispiele dieser spruchartigen Redeweise, welche Spieße und Hörner hat, wie sie mir grade in den Wurf kommen, hersetzen. „Lebe, wie du glaubst. Sprich, wie du denkst. Handle, wie du empfindest. Wahrheit im Sinne, Wahrheit im Munde, Himmel im Herzen, Himmel im Thun." (Geschl. 22.) „Greife zu, wenn das Heil naht. Lasse den Retter ein, bei wem er anklopft. Die Gelegenheit flieht." (Ebd. 23.) „In dir muß sich das Reich bauen, wenn es zu dir kommen soll. Daß Andre sich verzehren, nützt dir nicht unmittelbar. Nach Gottes Ordnung soll Alles, im großen Weltdrama mitspielen und Keines bloß Zuschauer sein" (36 f.). „Das Reine kann nur kommen von dem Reinen; und wer das Heil in seiner Brust nicht trägt, der kann es in die Welt nicht bringen" (41). „Der Handel ist ein Abenteurer worden und der Gewerbfleiß ein Frohnknecht. Dort Seiltänzerei an Klippen und Abgründen, wildes Greifen in's Ungeheure, leichtfertig Wagspiel mit Ehre und Glück. Hier Sclavenarbeit, die fruchtlos sich wund reibt an unnatürlichen Beschränkungen, welche nicht aufgehoben, nicht gemildert werden" (73 f.). „Die Wahrheit hängt nicht am Zeitgeschmack, noch an Königslaune. Sie ist ewig, denn sie ist göttlich. Darum stehen Ueberzeugungen unter keinem menschlichen Zwang. Auf diesem Gebiet hört alles Ansehn der Welt, hört alle Vollmacht ihrer Gesetze auf." (Gottesst. S. 56.) „Mehr als das Leben, welches nur Mittel ist, gelten die Zwecke, für welche man lebt. Wichtiger, als daß man am Leben bleibe, ist, daß man bei Gott bleibe. Schrecklicher als Verletzung des Körpers ist Verrath an der Seele. Die Seele wird aber verrathen dadurch, wenn der Mensch durch Sündendienst mit seinen höchsten Bestimmungen zerfällt." (ebd. 60.) „Wo der Heiland verworfen wird, da geht das Heil verloren; und weil die göttliche Liebe wohl ver-

ſchmäht, aber nicht ermüdet werden kann, da wandert es aus und ſucht ein beſſres Klima.“ (Gottesſt. S. 18.) „Sie hatten durch den Sohn nicht frei werden wollen, nun werden ſie aller Welt Knechte. Sie hatten unter des Sohnes Fahne zuſammenzutreten ſich gewehrt, nun wurden ſie zerſtreut auf Erden, wie Spreu vom Sturmwind. Sie hatten die Zeit, da der Sohn ſie heimſuchte, verkannt und das einzige Rettungsmittel verachtet; nun erſchien der gedrohete Tag, wo, um des verworfenen Eckſteins willen, kein Stein bei ihnen auf dem andern blieb.“ (Gottesſt. 18 f.) „Wen das Heilige nicht heilt, den verwundet es: es heilt aber nur, wenn es heiligt.“ (Ebd. 21.) „Wer an Jeſum die Frage thut: wer biſt du? der muß zuvor an ſich ſelbſt die Frage thun: wer bin ich?“ (Fürſt S. 52.) „Nun iſt der Staat keine Maſchine mehr, wie er ſich ſelbſt nennt; er iſt eine organiſche, lebendige Geſammtheit. Nun iſt kein Parteienkrieg mehr im Staate; denn es iſt kein Widerſpruch mehr zwiſchen dem Anſehn des Herkommens und den Anſprüchen des Bedürfniſſes. Keiner verachtet, was die Geſchichte heiligt; keiner verkennt, was die Vernunft fordert. Die Einen geben der alten Gewohnheit, die Andern geben der neuen Nothwendigkeit zu Gebühr. Recht nennen Alle nur das Gemeinnützliche, und nützlich findet Niemand, als was vor dem Herrn aller Herren recht iſt. Buchſtabe und Geiſt, Klugheit und Gottesfurcht, Freiheit und Gehorſam, Einzelnes und Ganzes, Haupt und Glieder, Himmel und Erde: ſiehe! alle dieſe Gegenſätze ſind verſchwunden: denn ſie ſind ausgeſöhnt. Jedem das Seine! Jedem! Das iſt die Loſung. Das die Löſung der erhabenen Aufgabe!“ (Entwickel. S. 71 f.) Es ſei genug an dieſen wenigen Stellen. Keine Seite entbehrt ſolcher effektvollen Sätze. Die ſpitzige Rede wird öfters zu einer witzigen; ſo z. B. (Geſchl. 86): „Die Buchſtäbler (die Gegner des Rationalismus) — die wollen keine Vernunft annehmen“; nie aber verletzend und beißend. Dieſe Luſt an pointirten, ſententiöſen Sätzen reizt den geiſtreichen Redner, um eine noch größere Wirkung zu erzielen und einen noch tieferen Eindruck hervorzubringen, der Antitheſe ſich häufig zu bedienen. Der elektriſche Strom, welcher alle ſeine Predigten durchwogt, zeigt ſich gern in ſolchen Gegenſätzen: er theilt ſich gleichſam als poſitive und negative Elektricität aus einander. Einige Stellen mögen dazu den Belag liefern. „Laſſet mich nur die Hauptzüge aus dem Bilde des

einen und des Andern hervorheben," so lesen wir Deutschland 1, 89. „Der Leichtsinn setzt sich weg über das Ungemach; der Glaube findet sich drein. Der Leichtsinn vergißt die Noth und entschlägt sich des beschwerlichen Gedankens; der Glaube betrachtet sie, wägt sie, empfindet sie, aber mit Ruhe. Der Leichtsinn bekennt, sein Spiel stehe schlecht, er mache sich aber einmal nichts daraus und lasse es gehen, wie es gehe; der Glaube ruft: Vater! meine Sache ist dein! Du wirst sie leiten. So kann ich, was auch komme, nicht verlieren. Der Leichtsinn spricht: wer will ein Thor sein und sich grämen, um was er nicht ändern kann? Der Glaube spricht bei sich selbst: wie könnte ich so undankbar sein und nicht mit Zuversicht in die Arme eilen des vielerprobten Freundes, der mir noch immer so herrlich durchgeholfen und alle Haare auf meinem Haupte gezählt hat! Der Leichtsinn hofft und knüpft seine Hoffnungen an jeden Hauch aus fremdem Munde, an jedes Gerücht, an jeden Schein und Schimmer, an des Gönners Leben, des Fürsten Wort, des Freundes Treue. Der Glaube hofft auch; doch seiner Hoffnung Ankergrund ist Einer nur, — der ist's, welcher der Sonne ihre Bahn und dem Meere sein Bett wies und zu dem Sturme spricht: sei stille! — der Ewige! Der Leichtsinn endlich wirft seine Sorgen, daß er sie los werde, nur ab, gleich viel wohin, vielleicht auf ein anderes, auch ohne diese Last schon tiefgebeugtes Herz; und will ruhig schlafen, während er seine Familie, oder wenn er ein Fürst ist, sein Volk, oder wenn er ein glücklicher Eroberer ist, die halbe Welt in unendlichen Jammer versenkt. Der Glaube dagegen wirft seine Sorgen auf Niemand, als den Einzigen, der sie tragen kann und der für Alle sorgt: den Treuen, Milden, Starken, Freundlichen, den Helfer und Erretter, seinen Gott." Ganz in ähnlicher Weise wird (ebd. S. 188) der Mensch Gottes und der Weltmensch einander gegenübergestellt. Dieser Antithesen gibt es Legion: die Kraft Dräsekes hat sich nicht erschöpft, auch in seinen letzten Predigten finden wir noch dieselben scharfen, geistvollen, schlagenden Gegensätze. Von dem Einen, „der unser Herr ist, weil er unser Diener war mit jedem Blutstropfen, wußte sein eigen Volk nicht mehr," so sagt er in der Reformationsjubelpredigt zu Halle, und beweist dieß nun so: „Tempel und Klöster genug: aber keine Kirche! denn »die Herrliche« ist nur, wo der Herr ist. Hirten genug, die da führten, und Herden genug, die da folgten: aber keine grüne Aue, noch frisches

Wasser; denn der Erzhirt ging nicht voran. Seelen genug, die da bedurften, und Hände genug, die da spendeten Gnade um Gnade; aber kein Bürge für die Spendung! denn sie trug nicht des Heilands Siegel. Weise genug, die da forschten, und Concilien genug, die da setzten, was das Rechte sei, aber keine Gewißheit, das Rechte sei getroffen! denn der Kirche fehlte ihr Gottverordnetes Haupt." Weiterhin heißt es: „So gab es viel spitzfindiges Klügeln, aber wenig einfältiges Glauben. So gab es viel blähendes Wissen, aber wenig bescheidene Weisheit. So gab es viel leibliche Uebung, aber wenig gottselige Gesinnung. So gab es viel Crucifixe in der Hand, aber wenig Herzen des Gekreuzigten voll. So gab es viel Betstunden und Messen und Opfer und Weihrauch und Festzeiten und Umgänge und Wallfahrten und Kreuzzüge und was Alles: Frucht aber kam wenig nach Haus. Der Kirche fehlte die belebende Seele. Sie hatte den Geist nicht: darum war sie ein Leichnam." Vgl. noch Geschl. S. 74 u. 88. Fürst S. 71. Es versteht sich von selbst, daß der Redner, welcher selbst Antithesen macht, gern Antithesen sich machen läßt und also in Frage und Antwort spricht, Bedenken, Zweifel aus dem Munde des Zuhörers hört und sie beseitigt, so Verehr. 1, 305 ff., Gottesst. Pr. 5.

Die sprühenden Funken und lodernden Flammen der Rede suchen vielfach einander zu übertreffen: die feurige Zunge will immer höher hinaufschlagen. Dräseke liebt die Steigerung, die Figur der Klimax und wendet sie mit großem Geschick und Erfolg häufig an. In der Gottesstadt S. 9 heißt es: „Nicht die Ohren kitzeln und der Eigenliebe schmeicheln will des Herrn Wort. Einleuchten will es. Ergreifen will es. Begeistern will es. Bessern, trösten, stärken, seligmachen will es. Daß es scharf ist, nehme euch nicht Wunder. Das Wort muß scharf sein, weil die Welt stumpf ist." „Du vergissest nie die kluge, die feine, die schonende, die liebevolle Rücksicht auf den Nächsten." (Verehr. 5, 15.) Ich erinnere noch an die schon angeführte Stelle aus Geschl. S. 84: „Mehr können die Lehrer nicht. Mehr sollen sie nicht. Mehr dürfen sie nicht."

Alle Kunstmittel, welche Reinhard und Theremin anwandten, um ihre Rede mit Lichtern zu versehen, mit Leben auszustatten, finden wir hier wieder. Es fehlt nicht an Exclamationen und Interjektionen, an Fragen und Apostrophen, letztere behandeln leblose Dinge häufig als lebendige Personen (Verehr. 1, 351 das Gefühl, 2, 122

ie Nacht, S. 382 die Dankbarkeit, Demuth, 4, 49 das Gebet u. ſ. w.), n Monologen (Verehr. 1, 220 ff. hält ein frommer Hausvater, welcher in den letzten Zügen liegt, ſchrecklich zu ſagen, einen langathmigen, drei Druckſeiten füllenden Monolog) und Dialogen (wie z. E. Verehr. 1, 305 ff.), an Individualiſirung (Geſchl. 25) und „Ritornellen", wo dieſelben Worte und Wendungen refrainartig wiederkehren, worauf der Redner ſelbſt in dem Vorworte zu dem letzten Theile der Predigten für denkende Verehrer Jeſu aufmerkſam macht, vgl. z. E. 4, 302, 303, 304, 305, 306, 307 ff., 331, 335, 339, 344, 345, 348; 402, 405, 408, 410, 413 u. 416. Es werden aber noch ganz beſondere Mittel von dem Redner angewandt, um die Kraft der Rede, welche durch ihren Bilderreichthum ſo blühend iſt, zu verſtärken, welche um ſo wirkſamer waren, da dem Sprecher ein ganz ausgezeichnetes Organ, welches jeder Modulation fähig war, und ein hinreißender Vortrag zur Verfügung ſtand. Dräſeke ſetzt wohl auch, wie Andere, das Wort doppelt, welches er kräftig hervorheben will (Verehr. 3, 252), oder läßt es wie ein Echo noch ein Mal nachtönen, ſo (Geſchl. S. 45): „O ſchrecklich, ſchrecklich!" er verſiegelt wohl auch ſeine Ausſage mit einem Ja! Fürwahr! (Geſchl. S. 68, Gottesſt. S. 29); er hatte aber ſolcherlei äußere Mittel nicht nöthig, er verſtand ganz ausgezeichnet zu accentuiren und, je nachdem er dieſes oder jenes Wort des Satzes betonte, ganz neue Gedankenreihen in Bewegung zu ſetzen. So hat er es mit den Worten des Pſalmes 43, 1 in einer in Magdeburg im Dom gehaltenen Faſtenpredigt unübertrefflich gethan. Er verlegte hier den Ton bald auf dieſes und bald auf jenes Wort, und dadurch führt er ganz andere Perſonen redend vor uns auf. „Die Erſten ſagen nicht: richte mich, Gott! Sie richten nur Andre. Die Zweiten ſagen nicht: richte mich, Gott! Sie hören nur auf Menſchen. Die Dritten ſagen nicht: Richte mich, Gott! Sie fluchen, ſtatt zu beten." (Dom 80.) Häufig, ſo wird uns von ſolchen berichtet, welche ihn hinter einander hörten, betonte er ein und dasſelbe Wort verſchieden, und ſo ſprangen aus dem anders als vorher ausgeſprochenen einzigen Worte wieder neue lebendige Quellen hervor. An Rhythmus fehlt es nirgends, nicht ſelten wird dieſer gar zu einem Metrum: Dräſeke ſpricht gern in Jamben. Das Thema wird ſchon in dieſe Form hineingegoſſen: ſo (Verehr. 4, 480): auch unſre Kinder ſollen unſre Lehrer ſein, (Noth 81)

aus Glauben kommt dem Menschen Heil und Hülfe: öfters schleichen sich diese Jamben noch in die Rede hinein, so (Verehr. 5, 555): „Hier lodert im Gemüth ein ew'ges Feuer; und weil es gleiche Liebe stets bewacht, erlischt es nie." Die Unterabtheilungen einzelner Theile werden gelegentlich auch in Versfüßen, nie aber in gereimten, angegeben, so heißt es (Reich 2, 220):

Kürzet den Weg; Reget den Geist;
Meidet den Tand; Nützet die Zeit!

und S. 228:

Der Ruf ist da; Der Tag ist kurz;
Der Weg ist lang; Das Ziel ist schön.

Diese metrischen Stellen sind (vergl. Vorwort zu Verehr. 5,V) dem Redner „am leichtesten, freiesten und kunstlosesten entflossen. Er hätte sich Zwang anthun müssen, um sie zu vermeiden. Seinen Begriffen nach kann religiöses Leben nicht anders, als dichterisch sich aussprechen." Daß Dräseke sich vor Fremdwörtern nicht scheut, Ausdrücke, welche das gemeine Volk nicht versteht, oft gebraucht, wie (Gottesst. 8) Labyrinth, Principien, Politik; (Fürst 49) Räsonnement; (Entw. 69) Constitution, Dynastie; (Verehr. 4, 201) Musik der Sphären; (Dom 97) chimärisch, Gesammtconcert u. s. w., kann uns nicht Wunder nehmen, ebenso, daß er gelegentlich eigene Worte bildet, so (Fürst 30): der Vorspiegel, (Reich 1, 362) Christreich, oder einem Ausdruck einen ganz neuen Sinn unterschiebt, so (Entw. 15): Klugheit ist schlank — er ist ein origineller Prediger für ein gebildetes Publikum, dem Volke hat er sich in seiner zweiten Periode aber immer mehr genähert, und hat es da wirklich so weit gebracht, daß das Volk in Stadt und Land an seinen beredten Lippen hing und dem begeisternden Prediger verständnißvoll überall hin folgte, wenn er auch noch so weit und hoch flog. Dräseke war, was Reinhard und Theremin nicht waren, ein geborener Redner: seine ganz außerordentlichen Naturgaben wurden von ihm durch eine sehr gediegene, allgemeine und rhetorische Ausbildung weiter entwickelt und je länger desto mehr, falschen Idealen entzogen, ganz dem Reich Gottes und seinem Könige geweiht.

Johann Baptist von Albertini.

Und Albertini darf man nicht unbeachtet lassen:" so sagt Nitzsch in seinem kurzen, aber gedankenvollen Abrisse von der Geschichte der Predigt. Wer war dieser Albertini? so fragen die Leisten, welche das lesen. Der Mann ist so unbekannt und verdient doch so sehr bekannt und beachtet zu werden.

J. B. v. Albertini*) wurde den 17. Februar 1769 zu Neuwied am Rheine geboren: seine Eltern, Jakob Ulrich v. Albertini und Margaretha geb. v. Planta, waren erst kurz vorher aus Graubünden dahingezogen, um sich der Brüdergemeinde anzuschließen. Schon zu Ende seines vierten Jahres vertrauten die Eltern den geweckten Knaben der Knabenerziehungsanstalt dort an; er lernte mit Lust und Eifer zunächst noch unter der Leitung seiner hochbegabten Mutter, und machte vorzüglich in der lateinischen Sprache solche Fortschritte, daß er bereits 1782 auf das Pädagogium zu Niesky in Schlesien gebracht werden konnte. „Anfangs," so schreibt Albertini über in dem Lebenslaufe, welchen er für seinen Eintritt in das Seminar später entwarf, „war ich im Studiren etwas nachlässig, und ich muß bedauern, daß ich die erste Hälfte meiner in dieser Anstalt verbrachten Zeit zwar nicht ganz verloren, aber doch nicht mit rechtem Eifer benutzt habe. Ich war zufrieden, wenn ich nur das gethan hatte, was ich nothwendig thun mußte, und kümmerte mich übrigens wenig um die Wissenschaften, deren Reiz mich noch

*) Vgl. Zum Gedächtniß des entschlafenen Bruders J. B. v. Albertini, Gnadau 1832; Erinnerungen an den sel. Bischof A. v. C. W. Just in dem Bruderboten. 1869, 154 ff.

nicht gefesselt hatte.“ Es ward mit ihm aber besser, sobald er mit Schleiermacher bekannt wurde, welcher von seinem Vater auch nach Nisky zu den Brüdern geschickt worden war. Beide Knaben schlossen sich auf das Innigste an einander an, sie waren in Freud und Leid, in Arbeit und Erholung unzertrennlich: man nannte sie nur Orestes und Pylades. Sie zogen 1785 zusammen auf das Brüderseminar nach Barby an der Elbe. Von den Dichtern der Griechen und Römer, welche sie wahrhaft verschlungen hatten, warfen sie sich nun mit jugendlichem Feuereifer auf das Studium der Philosophen: sie selbst wurden für große Philosophen gehalten, befanden sich aber mit sich selbst und mit der Gemeinde, in welcher sie lebten, in dem allergrößten innern Zwiespalt. Als Schleiermacher dem Drange seines Genius folgte und die Ketten sprengte, die ihn beengten, wäre ihm Albertini für sein Leben gern gefolgt. Von dem Studium der Theologie wollte er zur Jurisprudenz übergehen. „Ich bin fest überzeugt,“ so schreibt er an seinen nach Halle entwichenen Freund am 2. Dezember 1787 (Aus Schleiermachers Leben, Band 3, 19), „daß man besser thut, wenn man seinen Verstand und Nachdenken in nützlicheren und wichtigeren Dingen übt, als in Auflösung spitzfindiger dogmatischer Fragen.“ Er brachte übrigens seinen Entschluß nicht zur Ausführung: den 17. September 1788 meldet er bereits seinem Freunde, daß sein Plan sei, durch Kindererziehung in der Gemeinde nützlich zu werden. Er übernahm noch in demselben Jahre eine Lehrerstelle an der Unitäts-Kinder-Anstalt zu Nisky. Dort suchte ihn sein Vater im August 1789 auf, um in seinen Armen zu sterben, — die Mutter scheint schon zehn Jahre früher entschlafen zu sein. Albertini zeichnete sich in seinem Amte so aus, daß er noch im Herbst 1789 an das Pädagogium zu Barby versetzt wurde, von wo aus er am 25. Dezember seinem alten Freunde schrieb: „In der That, liebster Freund, bin ich mit den in der Gemeinde herrschenden Grundsätzen, die ich in meiner jetzigen Unabhängigkeit oft und reichlich überlegt habe, und mit meiner ganz selbstgewählten Lage so zufrieden, daß sich erst Vieles ändern und ich den bisherigen ganz entgegengesetzte Erfahrungen machen müßte, ehe ich mich entschließen könnte, meinen Dienst oder gar die Gemeinde zu verlassen.“ Er beschäftigte sich damals ganz besonders mit der Mathematik, später wandte er sich erst den Naturwissenschaften und der Botanik insbesondere zu, von seiner Beschäftigung mit der Pflanzenwelt ist sein Pilzbuch jetzt

noch ein rühmliches Denkmal. Die Sprachen wurden darüber nicht vernachläſſigt: er legte ſich beſonders auf das Syriſche und Arabiſche, um ſeine Sprachkenntniſſe, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, „auf die Unterſuchung des merkwürdigſten Buches anzuwenden“. Wir erſehen aus dieſer gelegentlichen Aeußerung, daß er zu dem lebendigen, freudigen Glauben an den Heiland, welchen die Brüdergemeinde in einer dürren und glaubensloſen Zeit zu hegen und zu pflegen berufen war, noch nicht gelangt war. Die heilige Schrift war ihm nichts weiter, als das merkwürdigſte Buch; er ſuchte nicht in ſeinem Herzen, ſondern in alten, todten Sprachen nach dem Schlüſſel zu ihrem Verſtändniſſe! Die Predigten, welche er in den letzten Jahren zu Barby hin und wieder hielt, waren verſtändige, kühle Elaborate und ließen den zukünftigen geiſtgeſalbten Prediger mit dem brennenden Herzen und der feurigen Zunge nicht ahnen. Obgleich ſeine Herzensverfaſſung den Vorſtehern der Gemeinde nicht verborgen ſein konnte, denn Albertini war eine offene, grundehrliche Natur, ſo nahm man keinen Anſtand, den bewährten Bildner der Jugend 1796 von Barby nach Niſky an das Seminarium zu berufen und ihn dort am 8. Auguſt desſelben Jahres noch zum Diakonus zu ordiniren. Man vertraute dem Worte: den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen: und nicht umſonſt.

Welchen Einfluß die 1796 geſchloſſene Ehe mit der Schweſter Louiſe Wilhelmine von Rohwedel auf Albertinis innere Entwicklung gehabt hat, läßt ſich nicht ermitteln. Nur das ſteht feſt, daß deren nüchterne, originelle Art bei aufrichtigem, biederem Charakter ihm vielfach ein Segen wurde, während ſie anderer Seits in ſeiner Liebe und Achtung und ihrem gemeinſamen Wallen nach dem Ziele ihrer himmliſchen Berufung das Glück ihres Lebens fand; Kinder blieben ihnen verſagt. Sicher aber iſt, daß der Unterricht an der theologiſchen Lehranſtalt, die unausgeſetzte, gründliche Beſchäftigung mit der heiligen Schrift den Wendepunkt in ſeinem Leben herbeiführte. Es war ſeine Art, ſich ſeinem Berufe ganz und gar zu widmen: wie er ſich bis hieher mit den Wiſſenſchaften, welche er zu lehren hatte, ſo beſchäftigt hatte, daß er das, was in der Folgezeit ſein Eins und ſein Alles wurde, hintenanſetzte, ſo nöthigten ihn nun ſeine theologiſchen Vorleſungen, ſich gründlichſt in das Wort Gottes und in die Geheimniſſe ſeines Inhaltes zu verſenken. Sein Unterricht war ein Segen für ſeine Hörer. „Die Gründlichkeit und

Klarheit seines Unterrichtes, die Willigkeit, mit der er einem jeden Einzelnen forthalf, die Geduld, die er auch an den Schwächsten übte, die freundliche Behandlung aller seiner Zöglinge," so heißt es in dem Lebenslaufe in der Gedächtnißschrift, „werden ihnen unvergeßlich sein. Lag gleich in seiner Art etwas weniger Entgegenkommendes, so gab er sich doch auch außer den Schulstunden für diejenigen, die seinen belehrenden Umgang suchten, gerne hin." Er selbst aber hatte von seiner treuen Unterweisung den seligsten Gewinn: er gewann den gekreuzigten Herrn über Alles lieb und drang durch die schweren Zweifel, welche sein Herz lange gequält hatten, zu dem vollen Glauben hindurch. Er sprach nicht gern von seinen inneren Erlebnissen: aber er konnte es nicht lassen, gelegentlich in seinen Vorlesungen davon zu reden. So wird uns erzählt, daß er bei der Auslegung des Spruches: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebt, wie ich euch geliebt habe. Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt, Joh. 13, 34 f., erklärt habe, daß auch er, nachdem er lange die Religion Jesu mit Gleichgültigkeit betrachtet habe, durch dieses Gebot von ihrer Wahrheit überzeugt worden sei. Als er ein ander Mal von dem Leiden Jesu in Gethsemane handelte, äußerte er, daß, wenn irgend etwas im Stande sei, einen am Christenthume Irregewordenen von seinen Zweifeln zurückzubringen, es diese Erzählung sei, und — setzte er hinzu, — das ist meine Erfahrung. „Wie gut erinnere ich mich," schreibt der Consistorialrath Kohlreiff zu Moskau, der auch seinen Unterricht von 1791 bis 1798 genossen hatte, in einem mir vorliegenden Briefe aus dem Jahre 1832, „noch der Stunde, da er in seiner Exegese die Leiden Jesu in Gethsemane las und ein Drang gewaltiger Empfindung seinen Vortrag mit Thränen unterbrach." Wollen wir Näheres über diese entscheidende Wendung in Albertinis Leben erfahren, so müssen wir seine geistlichen Lieder*) — denn in den Predigten vor der Gemeinde schweigt er davon — darauf ansehen, ob sie nicht über diesen Vorgang, überhaupt über den Gang seines inneren Lebens einiges Licht verbreiten.

---

*) Diese „Geistliche Lieder für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine" sind ohne des Verfassers Namen zuerst Bunzlau 1821 erschienen und 1827 und 1835 wieder neu aufgelegt worden.

Wir ſuchen nicht vergebens, wiederholt ſpricht der heilige Sänger dem Großen, das durch Gottes Gnade in ihm geſchehen iſt. iſt (der Kampf Jakobs mit Gott, welcher 1. Moſ. 32, 24 ff. chtet wird) die Geſchichte jedes Menſchenherzens, das vom Tode Leben, aus der Mitternacht durch Dämmerung und Morgen- e zum Sonnenaufgang hindurchbricht, — die Geſchichte jedes des der Finſterniß, das ein ſeliges Kind des Lichtes wird:" ſo n wir in den 30 Predigten S. 303. Iſt das auch wahr, ſo bt doch ein Jeder, welcher dieſe Geſchichte wieder erlebt, ſie auf e ganz beſondere Weiſe. Wie jedes Blatt ein Blatt iſt und jedes Blatt von dem andern Blatte ſich unterſcheidet, ſo ver- ft auch die Bekehrung bei einem Jeden ganz eigenthümlich. Al- tini verwebt in jene ſchöne Predigt folgendes Gedicht, welches als Nr. 130 in ſeinen geiſtlichen Liedern wieder finden: es ſagt , was ihm geſchah, da der Herr ihn berief.

Aus mitternächtlich tiefem Dunkel
Stieg ich hervor, aus dumpfer Todtengruft:
Mich zog des Morgenſterns Gefunkel,
Ich witterte die friſche Morgenluft.
Der Stein, der ſchwer mir vor dem Herzen lag,
Wich allgemach: fern dämmerte der Tag.

„Wie iſt dir Herz? iſt er vorüber,
Der Todesſchlaf? ſuchſt du dein Element?
Erſchüttert dich ein heilſam Fieber?
Ahnſt du den Frieden, den die Welt nicht kennt?
Licht, Leben, Liebe! trifft der Klang dein Ohr?
Auf! durch die enge Pforte brich hervor!"

Ein Heer umſchleierter Geſtalten
Ging mir vorbei in wunderbarem Zug:
Bald die, bald jene wollt' ich halten,
Und konnt es nicht: ihr Zauber war Betrug.
Nur Eine, Eine trat mir dicht vor's Herz,
Und griff's gewaltig an mit Luſt und Schmerz.

Da rang ich mit dem Unbekannten,
Und ließ ihn nicht, bis er mich ſegnete,
Bis Feuerflammen in mir brannten,
Bis blut'ger Thau mein Herz beregnete.
„Wie heißeſt du?" Die Frage that nicht noth —
Ich fühlt' in's Seitenmaal: „mein Herr und Gott!"

Das Morgenroth ward licht und lichter:
Kein Dornenſtich blieb ungeſehn zurück —
Wovor die Engel die Geſichter
Verhüllen, ach! das trank mein ſel'ger Blick!
In mir und außen ſtieg die Sonn' empor,
Und inn' und außen jauchzt' ein Engelchor.

Der durchgegrab'nen Hände Segen
Gab Weihe mir und Kraft: „im Kampf mit Gott
Und Menſchen haſt du obgelegen:
Heil ewig dir! getödtet iſt dein Tod!
In deinem Heiland ſelig, ihm gebeugt,
Heißt du nun Iſrael, vom Geiſt gezeugt."

Ich fühl's, die Seel' iſt mir geneſen,
Seit meinen Gott ich ſah von Angeſicht.
Der Leib des Todes muß verweſen:
Doch neu gekleidet einſt in Himmelslicht,
Mit Brod des Lebens hier und dort geſpeiſt,
Lebt ewig mein aus Gott geborner Geiſt.

Triumph! von Millionen Zungen,
Von Erd' und Himmels ſeligem Verein,
Wird Gottes Opferlamm beſungen:
Mein ewig Hallelujah ſtimmt hinein.
Wo iſt dein Stachel, Tod? aus iſt der Krieg:
Preis Gott dem Heiland! unſer iſt der Sieg!

Hiermit ſtimmt aus Nr. 150 folgende Stelle:

Dein Werk iſt's, Menſchenherzen zähmen,
Allmächtig wandeln Nacht in Tag,
Und Haß durch Liebesgluth beſchämen,
Daß keines, was es kann, mehr mag.
Auch mich, Herr, haſt du übermocht,
Und meinen Willen unterjocht.

Du warſt zu ſtark, du haſt gewonnen:
Es huldigt dir mein freier Sinn.
Kein Tröpflein Bluts iſt dir entronnen:
Mein Alles legt vor dich ſich hin.
Komm', Hand, der ich mich ſonſt entzog,
Und leg' mir auf dein ſanftes Joch!

Statt dir, wie vormals, zuzurufen:
„Was macheſt du, o Gott, in mir?"
Knie ich vor deines Thrones Stufen,

Und ſchwör' auf ewig Treue dir.
Mach' Alles, was du willſt, mit mir —
Vor Allem mach mich dir zur Zier!

Nr. 203 ſingt er von dieſem ſeligen Vorgange in ſeinem
:n Menſchen:

Mein Herr, mein Gott!
Du ſahſt mein Herz: im Glauben
Gewißheit, die kein Feind mir könnte rauben,
Zu haben, war mein Ziel und dein Gebot.
Unglaub', aus Durſt nach vollem Glauben quellend,
Bewohnte mich, bis blutig Licht, mein Herz erhellend,
Verjagte Finſterniß und Tod —
Mein Herr, mein Gott!

Mein Herr, mein Gott!
Ich, ich hab' dich geſehen,
Kein Anderer für mich! ach vor dir ſtehen,
Im Nägelmaal die Finger, und im Roth
Des Seitensſchreins die Hand — welch ſel'ger Himmel!
O da verſinken Sünd' und Tod und Erdgewimmel
Vor dir, dem Leben, das war todt —
Mein Herr, mein Gott!

Nr. 204 heißt es von jener Gnadenſtunde:

„Sei getroſt — es hat dein Glaube
Dir geholfen — Seele, geh' in Frieden hin!"
Sprach, als ich dem Tod zum Raube
Lag in meinem Blut, und ſehnlich weint' um ihn,
Mein Erbarmer:
Und ich Armer
Ließ zu ſeinen heil'gen Füßen
Liebeszährlein ſtatt der Schmerzensthränen fließen.

Unvergeſſen ruht in meinem
Herzen jener erſte Segensaugenblick,
Da das Friedenswort aus ſeinem
Holden Munde mir verſprach mein ewig's Glück.
Ich erfahr' es,
Und bewahr' es,
Weil ich's einſt im Todsmomente —
Ach dem zweiten ſeligern! — nicht miſſen könnte.

)em Seminare zu Nisky arbeitete Albertini zwölf Jahre,
vier Jahre als Inſpektor der Anſtalt: ja zwei volle Jahre

setzte er seine Vorlesungen noch freiwillig fort, da es an geeigneten Lehrkräften fehlte. Das Predigtamt, welches ihm nun eine Freude war, übernahm er von 1804 an in Niesky, 1810 ward er zum Presbyter geweiht und zum Gemeinhelfer und Pfleger des Ehechors bestimmt. Im Februar 1814 kam er zu gleichen Aemtern nach Gnadenberg, wo die Spuren der vorjährigen Verheerungen noch sehr sichtbar waren. Er sammelte die durch den Krieg aus einander gegangene Mädchenanstalt wieder und übte mit seinen Predigten eine große Anziehungskraft aus; dieselbe reichte selbst über die Grenzen der Gemeinde hinaus. Im August dieses Jahres wurde er zu Herrnhut zum Bischof der Brüdergemeinde consecrirt, als solcher wohnte er 1818 dem Synodus in Herrnhut bei. Er ward nun nach Gnadenfrei versetzt, aber schon nach drei Jahren als Mitglied des Helfer- und Erzieherdepartements in die Unitäts-Aeltesten-Conferenz nach der Muttergemeinde berufen. Die letzten elfthalb Jahre seines Lebens war er in dieser Conferenz thätig. Wie er sein Werk trieb, ersehen wir aus seinem Gebetsliede Nr. 197.

Selbstvergess'ne Liebe,
Führe mich der Liebe Bahn!
Deines Herzens Triebe
Ziehn die meinen himmelan!
Lehr' mich muthig kämpfen,
Wirken, dulden, flehn —
Feige Selbstsucht dämpfen,
Stark für Andre stehn!

Eigenen Gelüssen
Gieb mir zu entsagen Muth!
Eignen Vortheil missen,
Andern weihen Gut und Blut,
Streng mich selber richten,
Mild für Andre sein —
Diesem Jüngertichten
Woll'st du Kraft verleihn!

Mich hast du verbunden:
Lehr' mich Andern hülfreich sein,
Und in fremde Wunden
Liebend gießen Oel und Wein!
Mir hast du vergeben:
Herr! so sei es nun
Meines Herzens Leben,
Andern Gleiches thun!

Nimmer that er, der rastlose Arbeiter, sich genug, willig unterzog er sich vielen, großen Amtsreisen im Auftrage der leitenden Conferenz, selbst auf seinen Erholungsreisen konnte er es nicht lassen, die Brüdergemeinden in Deutschland hin und her aufzusuchen und sie durch Predigten und Ansprachen zu erbauen. Ebenso war er auch nie mit seiner Liebe zu dem gekreuzigten Herrn zufrieden. Er schmachtet nach der Liebe des so heiß Geliebten: er singt Nr. 183:

Von der Liebe Pfeil getroffen,
Liebe, ſteht mein Herz dir offen:
Komm hinein! laß dich umfangen,
Herz, an dem die Herzen hangen!

Herz, in deſſen Atmoſphäre
Mein's gern ganz zu Hauſe wäre —
Jeden fremden Zug zerſtöre,
Bis es dir allein gehöre!

ıs, was er ſo ſehnlichſt begehrt, hat er trotz allem Eifer Heiligung ſeines Herzens und Wandels noch nicht erreicht: tet in Nr. 225 ſeinem Heilande und uns ſein Herz ohne t aus:

ihle Schmerz,
ceues Herz!
ich vor dir erſcheine:
r Liebe Langmuth macht,
ich vor dir weine.

bin ich froh,
A und O!
dir anzugehören:
n ſelig's Dankgefühl
ſich in die Zähren!

ner Bann
mir nicht an —
ihl's, ich bin verſöhnet:
ich nur noch inniger
in Herz gewöhnet!

frag' ich mich:
hab' ich dich?
ieb' ich dich, du Lieber?"
gehn vor Kümmerniß
ie Augen über.

an, ſag' an,
eelenmann!
t es doch gekommen,
u ſo gewaltſam mir
as Herz genommen?

lut'ger Schweiß,
Todeseis
was dir Herzen eignet:
r Liebe Allmacht hat
it Blut gezeichnet.

So folgteſt du
Mir ohne Ruh,
Bis mich dein Arm umfaßte:
So, ſo liebteſt du ein Herz,
Das dich floh und haßte.

Und ich lieb' dich,
Wie kümmerlich!
Wie ſacht brennt meine Flamme!
Ach wie oft verirrt mein Blick
Sich vom Kreuzesſtamme!

Doch ſtill und treu
Eilſt du herbei,
Und weckſt mein inner's Leben:
Deiner Lieb' Umarmungen
Beugen, laben, heben.

Iſt's Feſtſtehn
Im Wohlergehn
Schuld, daß mir's Herz ermattet —
Thut es meinem Innern weh,
Daß mich Ruh' umſchattet:

So ſende Schmach,
Angſt, Ungemach!
Sturm bläſet an die Flamme —
Hell ſteigt ſie als Opfer auf
Dir, dem Opferlamme!

Thu', was du willt!
Nur werd' erfüllt
Die Abſicht deiner Liebe,
Daß ich dir ſtets heißer glüh'
Dir mich treuer übe!

Ach drücke mich
So herziglich
An deine Bruſt, die blaſſe,
Daß man eh'r mir's Herz zerreiß',
Eh' ich von dir laſſe.

In anſpruchloſer Demuth und Einfalt, ſo daß er ſich ſeiner ſo vielen Vorzüge nicht überhob, ja ſich ihrer nicht ein Mal bewußt zu ſein ſchien, diente Albertini der Gemeinde mit ſeinen reichen Gaben. „So bewährte er ſich," heißt es in ſeinem Nekrologe, „in allen Verhältniſſen ſeines Gemein- und Unitätsdienſtes als ein Knecht und Kind Gottes und es konnte ihm an durchgängiger Achtung, Liebe und Vertrauen nicht fehlen. Wenn irgend etwas ihm in ſeinem Amtsgange ſchwer wurde, ſo waren es diejenigen Fälle, in welchen der Zweck durch Liebe und Sanftmuth allein nicht erreicht werden konnte; denn es war ganz ſeiner Gemüthsart zuwider, gegen irgend jemand Schärfe zu beweiſen. Doch verband er mit der Sanftmuth ein unerſchütterliches Feſthalten über dem, was er ein Mal als Recht erkannt hatte; und in manchen ſchwierigen Fällen gab der Herr auf eine in die Augen fallende Art Gnade, daß die Liebe endlich den Sieg davon trug."

Im Anfange des Novembers 1831 erkrankte Albertini, welcher, obgleich er von Haus aus keine ſtarke Conſtitution beſaß, doch im Ganzen einer guten Geſundheit Zeit Lebens ſich erfreut hatte. Die Krankheit ſchien einen günſtigen Verlauf nehmen zu wollen, aber bald bildete ſich ein bedenkliches Bruſtfieber aus, welches, mit Bruſtbeklemmungen verbunden, Bruſtwaſſerſucht herbeiführte. Er mußte große Beſchwerden und Schmerzen ausſtehen, die Ergebung ging ihm aber nicht aus, und ſo oft, als wieder eine Linderung eintrat, freute er ſich wieder in Hoffnung auf Geneſung. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich aber ſo, daß bald jede Hoffnung aufgegeben werden mußte. Die Theilnahme war allgemein und groß: die ſich auf der Straße begegneten, fragten einander, was ſie von ſeinem Befinden wüßten. „War denn das immer ſo," fragte er ganz kindlich, als er es erfuhr. „Ich weiß gar nicht, wie ich dazu komme, daß ich ſo viel Liebe genieße." Auf die Antwort, daß ihm ſo viel Liebe zu Theil werde, weil er Jedermann ſo herzliche Liebe habe genießen laſſen, ſprach er: „O es iſt doch etwas Köſtliches um die Liebe!" Den 5. Dezember nahm er von ſeinen Freunden Abſchied,

dem Bruder Reichel drückte er lange die Hand mit den Worten: „Liebster, theuerster Freund, wir haben uns ja so herzlich lieb gehabt. Was ist's für eine Seligkeit, so in der lieblichsten Harmonie das Werk des Herrn gemeinschaftlich treiben zu können!" Er bat den Freund, seinem alten Jugendfreunde Schleiermacher, dem er ein getreues Angedenken bewahrt hatte, seine letzten Grüße zu bestellen. Die Loosung ließ er sich noch vorlesen: dieselbe schloß mit den Worten: gib uns deinen Frieden, o Jesu, o Jesu: mit erhobener Stimme fügte er hinzu: „Den hat er mir gegeben, den fühle ich!" Darauf ließ er sich zu einer seligen Heimfahrt einsegnen. Diese verzögerte sich aber noch, erst nach langem Todeskampfe schlief er den 6. Dezember Abends kurz vor 8 Uhr ganz unvermerkt ein. So starb er zu Berthelsdorf, von der Gemeinde tief beklagt, in einem Alter von 62 Jahren 9 Monaten und 19 Tagen. Schleiermacher schrieb an den Bischof Reichel, der des verstorbenen Freundes Grüße treu ausgerichtet hatte, unter dem 3. April 1832 die schönen Worte: „Es ist ein herber Verlust für die Gemeine und für gar viele liebe, fromme Seelen außerhalb derselben. Aber es geht ja immer wieder eine neue Saat erfreulich auf, und das Werk des Herrn, wenn es auch nicht zu allen Zeiten gleich fröhlich zu gedeihen scheint, kann und wird auch nicht darunter leiden, wenn einzelne Arbeiter oft mitten aus der kräftigsten Wirksamkeit abgerufen werden." — „Indessen dieser Glaube stillt doch das schwer betroffene Herz nicht gleich, sondern es will sein Recht haben, und so habe ich dem geliebten Freunde schon so manchen Seufzer nachgeschickt und in jedem Heft der Gemeinnachrichten freue ich mich wenn ich noch ein Wort aus seinem lieben Munde finde, und fürchte zugleich, es möchte das letzte sein." — „Mit meinem lieben Albertini ist mir wieder einer von denen, die mir auf meiner Wallfahrt am bedeutendsten nahe getreten sind, vor mir hinübergegangen." (Aus Schl. Leben, 2, 423.)

Zinzendorf, der Sammler der Brüdergemeinde, hat so manches Buch durch den Druck ausgehen lassen, unter andern auch ein jetzt noch sehr lesenswerthes Pastorale mit dem Titel: „Jeremias, ein Prediger der Gerechtigkeit, allen redlichen Predigern in der evangelischen Religion, einfältig und als ein Exempel, wie man in seinem Amt mit Gott, mit der Obrigkeit, mit den Lehrern, mit seinen Zuhörern überhaupt, und mit seinen Brüdern insonderheit, wandeln

könne, vor Augen gestellt," 1739. In diesem Jeremias gibt er auch hinsichtlich der Predigt manchen trefflichen Wink; allein er ist nie dazu gekommen, über die rechte Predigtkunst seine Gedanken zu Papier zu bringen, und Gedanken hat er darüber gehabt, Gedanken, welche noch heute die Predigtweise in der Gemeinde der Brüder beherrschen. Es ist von hervorragenden Gliedern jener Gemeinde in dem Laufe der Zeiten auch gelegentlich ein Werk erschienen, welches zu dem Ausbau der theologischen Wissenschaften sein Scherflein beiträgt; allein meines Wissens, und ich glaube nicht, daß ich mich in diesem Punkte irre, ist nicht ein Mal ein Versuch einer Homiletik von einem Herrnhuter an die Oeffentlichkeit hervorgetreten. „Praktische Bemerkungen, die Führung des evangelischen Predigtamts betreffend, Gnadau, 1814", welche ich nur dem Titel nach kenne, werden schwerlich den Anspruch erheben, als Predigtkunst betrachtet zu werden. Auffallend ist diese Erscheinung, denn die Predigt, überhaupt die Verkündigung des Wortes, ist von Anfang an in der Gemeinde mit großem Fleiße und ebenso großem Segen getrieben worden. Albertini ist auch in dieser Hinsicht ein treuer Sohn der Gemeinde: er hat nirgends im Zusammenhange, einiger Maßen eingehend, seine Ansichten und Grundsätze als Prediger ausgesprochen: wir müssen aus seinen litterarischen Erzeugnissen mit großer Mühe die einschlagenden Stellen zusammensuchen. Außer jenen geistlichen Liedern besitzen wir von ihm zwei Sammlungen geistlicher Reden: die erste erschien unter dem Titel: Dreißig Predigten für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine, 1818, wieder aufgelegt 1825 (ich citire nach dieser Ausgabe), 1829 u. s. w. ohne Namen des Verfassers; die zweite Sammlung kam erst nach seinem Tode mit Nennung seines Namens unter dem Titel: „Sechsunddreißig Reden an die Gemeine in Herrnhut in den Jahren von 1818—1824 gehalten", Gnadau 1832, und wieder: „Sechsunddreißig Reden an die Gemeine in Herrnhut in den Jahren von 1825—1831 gehalten", Gnadau 1833 heraus.

Gottes Wort ist in der Gemeinde zu verkündigen, Gottes Wort ohne Zuthat von Menschenwort und Menschenkunst. In der Rede auf C. A. Baumeister, den Bischof der Bruderkirche und den Prediger der Gemeine zu Herrnhut, hebt Albertini vor allen Stücken hervor, daß er „als ein rechtschaffener Diener des Herrn uns das Wort Gottes gesagt hat, wissen wir Alle und erinnern uns dessen

mit Herzbewegung. Was er uns ſagte, war das Wort Gottes und nicht der Menſchen, war das Wort Gottes und nicht ſein eigen Wort. Er redete, was ihm zur Stunde gegeben wurde; er kam nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt; und ſein Wort und ſeine Predigt war nicht in vernünftigen Worten menſchlicher Weisheit, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft. Deß ſeid ihr Alle lebendige Zeugen — er hielt ſich nicht dafür, daß er etwas wüßte unter euch, ohne allein Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten. 1. Cor. 2, 1—4. Und darum war ſeine Rede ſo eindringend, ſo ſegensvoll, ſo herzhinnehmend, wenn ſie die Seelen freundlich zu Jeſu, dem Freunde der Sünder einlud. Das Wort von des Heilandes Geduld, von ſeinem Kreuz und ſeiner Verſöhnung für die Sünder war es, was er predigte mit Kraft und Klarheit und edler, unvergleichlicher Einfalt." Reden, rſte Sammlung, S. 28. Iſt die ganze Bibel auch Gotteswort, o iſt doch den armen, verlorenen Menſchen aus der ganzen heiligen Schrift vornehmlich der Spruch zu predigen: Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, ie an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben aben. Das Wort vom Kreuze iſt das Hauptwort in dem Worte ottes. Das Kreuz Chriſti iſt in jeder Predigt zu erhöhen, zu em Kreuze Chriſti ſind die Hörer des Wortes alle Zeit zu führen: irkt das Kreuz des Herrn nicht Buße und Liebe, ſo kann durchaus ichts mehr helfen, denn über das Kreuz geht Nichts. „Es fallen enig Worte," ſagt er in der köſtlichen Predigt über Joh. 1, 35—51 mit dem Thema: Wie wirbt ſich der Heiland Jünger? Predigten, S. 4, „aber die wenigen treffen grade zum Ziel. Geiſt und Leben beweiſet ſich in ihnen. »Sehet Gottes Lamm! Komm und ſiehe! Folge mir!« Das iſt's Alles: das wirkt durch innere Wunderkraft, ohne äußere Wunder und Zeichen, Glauben und Liebe und Hoffnung, die Elemente der Seligkeit! So, meine Freunde! ſehen wir in unſerem Text den Heiland ſein Werk auf Erden unter unſern Augen anfangen: ſo ſetzt er's fort in den Herzen der Menſchen: ſo vollendet er's im Einzelnen und Ganzen. Seine Boten auf Erden predigen wohl viel und mancherlei um ihn herum und machen nicht wenig Worte — etliche aus guter Meinung, und nicht ohne Segen — andre mehr um ſich, als um ihn zu zeigen, deren Kunſt dann freilich meiſt verloren geht. Aber in allen Fällen

ist der Kern der Predigt von ihm in den drei kurzen Ausrufen unsers Textes beisammen. Weisen seine Evangelisten auf ihn, malen sie seine Schönheit den Menschenkindern —, wie viel Liebes, Gutes, Herrliches haben sie da zu erzählen! sie reden stundenlang und werden nicht fertig. Aber was unter Allem allein als ein Feuerpfeil, reich an Schmerz und Heil, grade zum Herzen trifft und es durch und durch spaltet, was allein Menschen nimmt, bindet, gefangen wegführt — ist des Täufers Wort: Gottes Lamm. So wie ein Mensch anfängt zu ahnen, was das Wort für ihn bedeutet, zittern seine Gebeine: so wie er das ganz klar bekommt, so wie er's findet und fühlt, geht ihm das Herz in Flammen auf. Jene ersten Ansichten beschäftigen uns stundenweise: in dieser einzigen letzten Betrachtung bringen wir Ewigkeiten hin. Denn das neue Lied, unter welchem die vierundzwanzig Aeltesten ihre Kronen niederwerfen, zu dessen Gesang die goldnen Harfen klingen, dessen Ton die Himmel ewig erfüllt — wen preist es? Gott und das Lamm! Die große Frage und Antwort der Ewigkeit ist:

Wer löst an Gottes Buch
Die sieben Siegel?
Wer tilgt der Erde Fluch?
Wer bricht die Riegel
Am Paradieses-Thor?
Hört, hört der Geister
Am Thron hochheilig Chor:
Das Lamm ist Meister!

Es löst an Gottes Buch
Die sieben Siegel: —
In Segen kehrt's den Fluch —
Es bricht die Riegel!
Das Rauchwerk des Gebets
Aus goldner Schale —
Wem steigt es? wen erhöht's?
Die Wundenmaale!

Wie rauscht der Harfenklang
Zum Ton der Lieder!
Wie hallt vom Lobgesang
Das Weltall wieder!
Wie manche Million
Der Freudengeister,
Welch' Sünderheer am Thron
Singt: Lamm ist Meister!

In einer andern Predigt (Pr. S. 43 f.) leſen wir: „Wie könnten Menſchen da helfen? Gott allein iſt es, bei dem kein Ding unmöglich iſt. Er hat Werkzeuge, womit er auch den härteſten Boden urbar und tragbar machen kann. Und wäre ein Herz auch ſo hart wie Stein, er bearbeitet's, daß es nur erſt die ſelige Botſchaft einlaſſe; iſt das geſchehen, ſo fühlt es bald die Kraft von Jeſu Blut. Und wär' es kalt wie Eis, es wird zur Flamme, und wär' es hart wie Stein, es kommt zum Leben und ihm wird Heil und Seligkeit gegeben. Das Wort vom Kreuz iſt's, was dieß Wunder wirkt; möchtet ihr Jahre lang alle Tiefen der Sittenlehre erſchöpfen, über Gutes und Böſes, über Tugend und Laſter mit dem redlichſten Eifer predigen, alle Freuden des Paradieſes mit den lachendſten Farben ausmalen, alle Gluth der Hölle mit feurigem Pinſel ſchildern; kein Herz zerſchmilzt durch geſetzliches Wettern — die Botſchaft des Friedens kann Felſen zerſchmettern! Darum, Boten des Friedens, der Freuden, geht, zeugt vom Blut, von Jeſu Verſcheiden mit frohem Muth! Pflanzet treu wie Paulus; begießt ſorgfältig wie Apollo! Er, der allein Herzen erweichen und bändigen kann, wird das Gedeihen geben."

In einem Liede, Nr. 342, redet er die Prediger ſo an:

Auf, Evangeliſten!
Laßt euch mit Geduld
Und mit Eifer rüſten!
Zahlet eure Schuld!
Fühlt ihr euch vom Triebe
Heißen Danks beſeelt?
Liebe zündet Liebe:
Auf dann und erzählt!

Tretet, Friedensboten!
Auf an Chriſtus Statt:
Weckt das Heer der Todten,
Den, deß Leben matt
Hinſchleicht, faßt mit Gnade
An und ſtärket ihn.
Auf des Friedens Pfade
Weiſet Alle hin!

Frohen Muths verkündigt
Chriſti Kreuzestod,
Der die Welt entſündigt
Und verſöhnt mit Gott!
Er ſchafft Frucht den Lippen
Eurer Zeugenſchaft:
Durch verborg'ne Klippen
Führt euch ſeine Kraft.

Lieblich ſind die Füße
Seiner Prediger:
Hört! ihr Wort, das ſüße,
Schallet weit umher.
„Friede, Friede, Friede!"
So klingt Anbeginn,
Mitt' und Schluß vom Liede:
„Nehmt den Frieden hin!"

Wer dem Heiland dienen will in ſeiner Gemeinde, der muß mit ihm in einem Bunde ſtehen. „Was nun die Diener des Heilandes beſonders betrifft," ſo mahnt er Reden 2, 156, „ſo iſt

ihnen ein Bund mit ihm in zwiefacher Hinsicht unentbehrlich: einmal für ihr eigenes Herz, und dann, um ihr Amt nach seinem Sinn führen zu können. Es ist nicht genug, daß sie für sich ihn bitten, mit ihnen zu thun, was ihm beliebet, und von ihnen zu nehmen, was ihn betrübet, sondern sie müssen auch, um ihres Amtes zu warten, wie es recht ist, ihn zum Führer haben, dem sie willenlos nachfolgen, wo er hingeht. Nur wenn er in Herzens- und Amtssachen in ihnen regiert nach seinem verborgenen Rathe und Sinn, wenn er allein ihnen anweiset, was sie zu thun und zu lassen, wo sie zu handeln und zu leiden, zu reden und zu schweigen haben, können sie zu seinem Wohlgefallen für ihn arbeiten. Daß er nun diesen Sinn in den Herzen seiner Diener in der Brudergemeine ewiglich bewahre, daß er seinen Bund mit ihnen von Zeit zu Zeit immer wieder aufrichte, ist das Flehen aller treuen Geschwister, weil es sonst der Gemeine bald an treuen Aeltesten und Aufsehern, Aposteln und Evangelisten fehlen würde." In einer Ordinationsrede legt er schön an das Herz, daß der Prediger aus Liebe zu dem Herrn Seelen dem Herrn gewinnen soll, auf daß sie ihn wiederlieben, der sie erst geliebt hat. „Wir sollen," heißt es Reden 2, 308 f., „auch andere Menschenseelen für das Halten seiner Gebote aus Liebe anwerben. Wir sollen ihm nachfolgen, nicht nur in dem Sinne, daß wir ihm ähnlich werden, sondern auch, daß wir seine Geschäfte auf Erden ausführen, wie er seines Vaters Geschäfte ausgeführt hat: er ist noch lange nicht seelensatt. Wir sind berufen, die Tugenden dessen, der uns herumgeholt hat vom Verderben zur Genesung, aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht, zu verkündigen — theils durch unsern Wandel, mit welchem wir leuchten sollen als ein Licht, das er in der Abendstunde auf dem Leuchter zugerichtet hat — theils durch das Predigen des Wortes der Wahrheit, worin wir in der weiten Welt, als seinem Feld oder Weinberg, geschäftig sein sollen. Hat er eines von uns hiezu ausersehen, so legt er ihm zuerst die Frage vor: Hast du mich lieb? weil ohne brennendes Gefühl der Liebe zu ihm keiner seiner Knechte, keine seiner Mägde etwas Bedeutendes für ihn ausrichten kann. Wenn auf diese Frage die Antwort mit Wahrheit lautet: Du weißt alle Dinge! du weißt, es kleben Herz, Seel' und Sinnen an dir, mein Leben, so wahr du lebst! so spricht er: Weide meine Lämmer! weide meine Schafe! und damit hat der Berufene die wahre Weihe zum Amt empfangen."

Nicht ein großes Wissen, sondern eine tiefe, inbrünstige Liebe zu dem Herrn ist die beste Ausrüstung zu dem Amte, das die Versöhnung predigt. Beweglich legt er dieses in einer Rede (Reden 1, 136 f.) den zukünftigen Dienern der Gemeinde an das Herz. „Euch, meine lieben Pädagogisten! wird euer hoher Beruf, einst die Gemeinen Gottes unter uns mit Wort und Sakrament zu bedienen, sie auf grüne Auen und zu lebendigen Wasserquellen zu führen, und zugleich als gute Vorbilder der Herde vorzuleuchten, fleißig vorgehalten; er ist euern Gedächtnissen und heute wahrlich auch euern Herzen tief eingeprägt. So gehet dann hin und lernet Alles, was sich dazu gehört und Jesu Lehre ziert und ehrt! sparet darin nicht Fleiß und Mühe und kaufet jede Stunde eurer kostbaren, nie wiederkehrenden Jugendzeit sorgfältig aus! aber das Innerste eurer Herzen — ach bewahrt es heiliglich ihm, dem Tilger eurer Sünden, dem Freund eurer Seelen, dem Fürsten eurer Jugend! Da hinein dringe kein Abgott, auch nicht der des Stolzes auf Wissenschaft! Wolltet ihr anfangen, dem Wissen ausschließlich anzuhangen und ihm zu huldigen, alsbald würde euer Herz erkalten und euer Kopf sich blähen: denn Wissen blähet auf, aber die Liebe, die Liebe bessert und heiligt. Darum erbittet euch heut vom Heiland ein in seiner Liebe brennendes Herz, und ächte Herzensinfalt und Demuth mitten in euerm wissenschaftlichen Streben! So werdet ihr fröhlich vor ihm und seiner Gemeinde gedeihn!"

Aehnlich heißt es in den geistlichen Liedern Nr. 335:

Blüh' ihm empor, die Hoffnung künft'ger Zeiten!
Und reif' entgegen deinem hohen Ruf —
Laß dich zum Dienste dessen, der dich schuf
Und blutend neu erkämpfte, zubereiten!
Doch willst du seines Reichs Posaune sein,
So räume dich erst selbst ihm völlig ein!

Der Diener am Worte hüte sich vor dem Dociren, er wolle ei Leibe nicht das Christenthum andemonstriren: er schüre das euer in seinem Herzen, reiße seine Zuhörer zu dem am Kreuze öffneten Herzen Jesu hin — und geschehen ist, was geschehen lte. „Doch was wär's," lesen wir in den Predigten S. 6 f., venn nur wir, seine Knechte, das sagten? wenn's immer nur in r dritten Person hieße: folget ihm! Das Wort könnten wir onntag vor Sonntag, Jahr vor Jahr lebenslänglich wiederholen,

und es käme leer zurück — wir blieben Stimme von Predigern in der Wüste, in der Einöde verhallende Töne! Aber Dank sei seinem Erbarmen! Er tritt selbst, wie vor Philippum, vor jedes Herz, das da hungert und durstet nach Gerechtigkeit, und ruft in eigner Person: Folge mir! Dann gilt es Ernst: sein Mund weiß den zwei Worten einen Nachdruck zu geben, wie Keiner. Doch fehlt es nicht an Leuten, die sich auch da noch wehren, die erst Beweise fordern von der Wahrheit seiner Lehre, von der Göttlichkeit seiner Person, von der Kraft seiner Liebe — und wieder nicht an Andern, die sich mit großem Ernst beeifern, das Verlangte zu leisten, die Tag und Nacht studiren, Folianten nachschlagen, alle Kräfte der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit aufbieten. Wer wollte das Alles verachten? Aber der Heiland hat es doch viel kürzer beisammen, und ihm nach alle seine Diener, die ihn selbst persönlich kennen. Sie wissen jenes Streben, seinen Tempel von außen zu stützen, nach Würden zu schätzen — was darin Haltbares geschieht, ehren und nützen sie, und tragen auch wohl mit Freuden ihr Scherflein dazu bei: aber nie vergessen sie, daß des Hauses Herrlichkeit inwendig ist, daß es durchaus betreten und von innen besehen sein will. Darum bleibt ihr Hauptwort an die Frager und Zweifler, wie des Heilands und Philippi: Kommt und sehet! Das gibt dann einen Beweis aus Herzerfahrung, der freilich nie allgemein gültig sein kann, sondern immer nur den Einen, der so eben erfährt, bindet: aber für diesen ist er auch statt aller andern. Und da Jedermann die Erfahrung machen kann, so ist ihm dadurch der Weg zur Allgemeinheit geöffnet. »So ist's! Du bist's! Ich hab' dich selbst erfahren!« Dawider gilt keine Einwendung eines dritten Mannes: verlachenswerth ist Jeder, der sich in's Heiligthum eines fremden Herzens eindrängen will. — Kommt nun ein Herz und sieht, so will es wohl auch nicht immer gleich verfangen: aber da hat der Heiland ein unfehlbares Mittel: er zeigt sich als Opferlamm! Wenn er selbst kommt, wenn seine Wunden dem Herzen blutig entgegenfunkeln, wenn er ruft: siehe, ich bin Gottes Lamm! — wer kann dagegen aufkommen? so bekennen die Erlösten des Herrn mit Einem Munde:

Als du lebtest, zog mich deine Liebe —
Doch ich sträubte mich mit hartem Triebe;
Erst auf den Höhen

Golgatha's verging mir's Widerſtehen.
Heiß umarm' ich nun dich, kalte Leiche!
Ach wie haſt du mir, du edle, bleiche,
Das Herz genommen!
Ach wie iſt's an deinem Eis entglommen!"

Die Reden und Predigten Albertinis ſind von dem höchſten nteresſe. Die Brudergemeinde iſt in denſelben zum erſten Male us ihrer Verborgenheit herausgetreten und die Gabe der Predigt, elche ſo vielen Lehrern dieſer Gemeinde eigen war, iſt erſt in den- lben an die Oeffentlichkeit gekommen. Einzelne Predigten von errnhutiſchen Paſtoren ſind ja allerdings gedruckt worden, aber ur zerſtreut in den erbaulichen Schriftenſammlungen der Gemeinde, elche nur für die Gemeinde und den engen Kreis der Freunde rſelben beſtimmt waren: Albertinis Predigten und Reden ſind weiteren Kreiſen bekannt und beliebt geworden, ſie waren vor- hmlich in dem dritten Jahrzehnte unſeres Säkulums eine Lieblings- ktüre der angeregten und erweckten Seelen, ſie ſind jetzt ein Gemein- ut der deutſch-evangeliſchen Kirche.

Die Reden Albertinis, welche in den beiden Sammlungen uthalten ſind, unterſcheiden ſich von den dreißig Predigten haupt- ichlich dadurch, daß ſie nicht geiſtliche Reden ſind, die bei dem onntagsgottesdienſte gehalten wurden, ſondern Vorträge ſind, welche Wochengottesdienſten, wie bei beſonderen feſtlichen Anläſſen in r Gemeinde geſchehen ſind. Dieſe Reden, welchen die Looſung s Tages zu Grunde liegt, enthalten Anſprachen an die Jugend, die ledigen Schweſtern, an die ledigen Brüder, an das Ehechor, die Wittwen, an alle Chöre, ſowie Reden bei Ordinationen von iakonen, Presbytern, Biſchöfen, bei Sterbefällen u. ſ. w. Jene eißig Predigten treten aus dieſen engen Schranken heraus: der rediger wurde in den Jahren 1805—1810, aus welchen ſie mmen, eben ſo gern von den Gliedern der Gemeinde als von remden gehört, er nimmt darauf Rückſicht und wir dürfen ſagen, eſe Predigten könnten in jeder evangeliſchen Kirche ſo, wie ſie s im Druck vorliegen, getroſt gehalten werden. Sie verrathen, enn man ihre äußere Form in das Auge faßt, gar nicht einen rrnhutiſchen Verfaſſer.

Die Anlage dieſer Predigten nämlich iſt durchaus nicht eigen- ümlich. Sie haben ihren Text, ihren Eingang, ihre Dispoſition,

ihren Schluß. Der Text ist vielfach frei gewählt, hat ja die Brudergemeine von Anfang an das Joch der Perikopen nicht gekannt: der Redner nimmt seinen Text aus dem Alten Testamente eben so gern und gut als aus dem Neuen, beide Testamente sind ihm Gottes Wort: er bedient sich der lutherischen Bibelübersetzung. Bringt er doch auch aus Luthers kleinem Katechismus die Auslegung der ersten Bitte (Predigten S. 227) wörtlich bei. Die Einleitung ist mit besonderm Fleiß und Geschick ausgearbeitet: sie führt nicht auf großen, langweiligen Umwegen zu dem Gegenstande des Vortrags, sondern erreicht das Ziel, wenn auch nicht gerade rasch, so doch sicher; sie versetzt alle Mal den Hörer in die rechte Stimmung, sie spannt, sie fesselt ihn in hohem Grade. Sack, welcher in den theologischen Studien und Kritiken 1831, 350 ff. über Schleiermachers und Albertinis Predigten eine Recension geliefert hat, die vortrefflich ist, — in der Geschichte der Predigt, S. 316 ff., ist er sehr kurz und knapp, — hebt mit Recht hervor, daß die natürliche Kunst des Verfassers besonders groß sei in den Eingängen, deren ächte Bestimmung er ganz erfülle, nämlich so natürlich, so lebensvoll und gründlich das Gemüth in eine bestimmte Fassung zu bringen, daß am Schlusse derselben das Thema, auch ohne die Form des Hauptsatzes jedem vor Augen steht. Vergl. S. 389. Der Redner geht oft von äußeren Erlebnissen, von inneren Erfahrungen, von einem Bilde, von einer Schriftstelle aus: alle Mal wählt er den Eingang, welcher der passendste ist. „Sehet zu," so hebt er die Predigt am 21. Sonntag nach Trinitatis über die Epistel Ephes. 6, 10—17 im Jahre 1806 an (Predigten S. 313 ff.), „daß euch nicht Jemand verführe! Ihr werdet hören Krieg und Kriegsgeschrei: sehet zu, und erschrecket nicht. Es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und wird sein Pestilenz und theure Zeit, und Erdbeben hin und wieder. Da werden sich Viele ärgern und werden sich unter einander verachten und werden sich unter einander hassen. Und es werden sich viel falsche Propheten erheben und werden Viele verführen. Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten. Wer aber beharret bis an's Ende, der wird selig. (Matth. 24, 4 — 13.) Lasset uns aufmerken, meine Geliebten! daß kein Wort der denkwürdigen Weissagung des Herrn, des Durchschauers der Zeiten, uns verloren gehe! Ist sie nicht

das lebendige Gemälde vieler, ach auch unſerer Zeiten? Krieg und Kriegsgeſchrei, Empörung, Peſt, Theurung, Bergſtürze und Erdbeben hin und wieder — Verrath, Haß, Aergerniß, falſche Propheten, Verführer aller Art — ſchwellende Ungerechtigkeit und ach! erkaltende Liebe, ſinkende Flamme der Herzen — iſt wohl eine unter allen dieſen Plagen der Menſchheit, die uns nicht umringte und drückte? Zwar zunächſt bezeichnet das Wort des Herrn jene näheren Zeiten, ſechszig bis ſiebzig Jahre nach ſeiner Erſcheinung auf Erden: eben die nämlichen, in welchen der Apoſtel unſern heutigen Text niederſchrieb, um die Gläubigen zu Epheſus gegen ihren Druck, Angſt und Gefahr mächtiglich zu waffnen. Auf dieſe Zeiten hin weiſſagte der Heiland zuförderſt und eigentlich; doch unſtreitig hat er zugleich alle ihnen ähnliche im Laufe der Zukunft in's Auge gefaßt. Und welche iſt wohl ähnlicher, als die unſrige? entſprechen nicht beide einander beinah Zug für Zug? bedarf es erſt der genauen vereinzelnden Vergleichung, welche uns das herzzerreißende Bild des Unheils und des Unglücks unſerer Tage nur näher und ſchmerzlicher unter das Auge rücken würde? Nein! wir begnügen uns, die Grundzüge des Schreckensgemäldes von der Hand des Meiſters, des großen Kenners und Malers der Zeiten, uns vorgezeichnet zu ſehen; denn nicht zum Jammern und Verzagen, ſondern zu Troſt und Ermunterung, zur Stärkung unſers Glaubens, Belebung unſerer Hoffnung ſind wir verſammelt. Reich fließt dieß Alles aus der lauteren Quelle unſeres heutigen Textes: in Zeiten, die den unſern gleichen, und für ſolche Zeiten ward er an Alle, die in Chriſto Jeſu ſind, geſchrieben. So höret denn, die ihr ihm angehört: Welches ſind die wahren Gefahren und der wahre Kampf jener und unſerer Zeiten? welches ihre Waffen? welcher ihr Sieg?"

Schön beginnt die Rede über Pſalm 89, 34 und Joh. 15, 16 Reden 1, 16 f.): „Wenn wir auf dem Hutberg ſpazieren gehen, meine lieben Brüder und Schweſtern! finden wir manchen Leichenſtein, bei dem wir nachdenkend ſtille ſtehen, deſſen Name und Inſchrift unſer Herz belebet und erhebet. Es iſt aber vorzüglich Einer, an dem es uns ſchwer wird, kalt vorüberzugehen. Da ſind die Schlußworte der Inſchrift: Er war geſetzt Frucht zu bringen, eine Frucht die da bleibe, — die Worte des Heilandes in dem heutigen Text. — Wir kennen den Mann, liebe Geſchwiſter! wir kennen die Frucht, welche zu ſchaffen er geſetzet war, die geblieben

ist bis heute, und die nach unsern innigsten Herzenswünschen bleiben soll, bis der Herr der Ernte kommen wird. Wir können an den Mann nicht denken ohne warme Liebe und herzliche Rührung; denn wir haben den nächsten Antheil an der Frucht, die durch seinen Dienst im Garten des Herrn geschafft worden ist. Wir könnten nicht, dort oben spazieren gehend, herabblicken auf unsere Friedenshäuser, wo im Innern und im Aeußern die Freundlichkeit des Heilandes geschmeckt wird, wenn nicht der Mann gewesen wäre. Da denken wir: wie hat ein Mensch, ein sündiger Mensch, wie wir Alle, das ausrichten können? An Fehlern, an Uebereilungen und Abwechselungen fehlte es bei ihm nicht; auf ihn selbst paßt der Ausdruck seines herrlichen Liedes: Sieht man in sein Buch hinein, da steht's, daß er auch Sünder sei. — Wer war bereitwilliger, als er, das anzuerkennen? wer hatte ein tieferes, innigeres Gefühl davon? Aber die Kraft des Herrn war mächtig in ihm: die lehrte ihn lieben. Denn fragen wir: wie konnte er so Großes ausrichten, wie den Zweck erfüllen, Frucht zu schaffen, und eine Frucht, die da bleibet? so ist die Antwort: er konnte es durch die Kraft der Liebe. Diese eine Perle hatte er gefunden, und hatte sie bewahret in allen Lagen des Lebens, bis sein Dienst erfüllet war."

„Es geschieht zuweilen," so leitet Albertini (Reden 1, 260 f.) seinen Vortrag ein, „meine lieben Brüder und Schwestern! wenn wir in der Bibel lesen, oder unser Loosungsbuch aufschlagen, daß uns ein Gotteswort schnell, auf ein Mal, in einem neuen, zuvor noch nicht erkannten Lichte, erscheint, so daß wir in uns selbst erstaunen, und es uns ist, als hätten wir es zuvor noch nicht gelesen oder gehört. Nicht eben, als ob wir dieses Wort nun mit dem Verstande besser faßten wie zuvor: diesem kann es schon bisher vollkommen klar gewesen sein; aber über seine Anwendung auf unser Herz und Leben geht uns ein neues Licht auf. Es ist, als ob eine Kraft aus diesem Wort hervorginge, die unser Innerstes ergreift, wodurch es eine neue und selige Bedeutung für unsern inwendigen Menschen gewinnt. Da erst wird uns diese Schrift geöffnet. Denn den Buchstaben der Bibel fassen, das ist noch wenig: dabei kann sie uns ein verschlossenes Buch sein und bleiben, wie sie es für Tausende ist, die ihren Wortverstand wohl begriffen haben. Daß uns die Schrift geöffnet ist, erkennen wir daran, daß Strahlen ihres höheren Lichtes unser Herz treffen, daß sie mit ihren Gotteswahrheiten in

unſer Leben eingreift, unſre Seele gen Himmel hebt, unſer ganzes Weſen hinnimmt. Wenn uns ſo Etwas begegnet, meine lieben Brüder und Schweſtern! mit dieſem oder jenem Spruch, wer iſt es denn, der ihn uns öffnet? Sind wir es? oder iſt es ſonſt ein Menſchenkind? Ach nein! Es iſt der, an den uns der heutige Feſttext (Luk. 24, 32) erinnert. Was er dort auf dem Wege that an den Jüngern, die nach Emmaus gingen, das thut er noch heute an uns in den ſeligſten Stunden unſers Lebens. Er öffnet uns die Schrift für unſer Herz; denn außer ihm kann es Niemand." „Es iſt, meine lieben Brüder und Schweſtern!", ſo beginnt eine andere Rede (Reden 1, 252 f.), „für einen Wanderer, der den Weg nicht mit Sicherheit kennt, keine leichte Aufgabe, bei trübem, nebligem Wetter die rechte Straße zum Ziele nicht zu verfehlen: es kommen Kreuzwege, und mit ihnen die Ungewißheit, welches der rechte Weg ſei. Zuweilen begegnet dem einſamen Wanderer wohl Jemand, der ihn zurecht weiſet: »das iſt der Weg, denſelben gehe, ſonſt weder zur Rechten, noch zur Linken«. Dadurch wird des Pilgers Herz auf eine Zeit lang getröſtet: doch ehe er's denkt, iſt wieder Ungewißheit da; denn neue Wege kreuzen ſich, es entſteht auf's Neue die Frage: wo nun hin? Und ſo geht der Reiſende oft lange in der Irre herum. Das iſt ein Bild, meine lieben Brüder und Schweſtern! von unſerm Gang durch dieſe Zeit auf unſerer Wallfahrt zum himmliſchen Ziele. Ach! unſre Augen ſind trübe und von Nebel umſchwommen, ſeit wir geſündigt haben, ſie taugen nicht mehr, das rechte Licht zu ſehen. Es fehlt uns freilich nicht an treuem Unterricht, an redlichen Lehrern, an guten Büchern, die uns von Zeit zu Zeit zurufen: »das iſt der Weg, denſelben gehe, ſonſt weder zur Rechten, noch zur Linken!« Dann kommen wir vielleicht eine Zeitlang vorwärts; aber die alte Ungewißheit kehrt zurück. Wir gehen, ſagt die Schrift, Alle in der Irre, gleich Schafen; wir ſehen auf den Weg, den wir vor uns haben, und fragen oft lange nicht mit gehörigem Ernſt, ob es auch der rechte ſei? Erwachen wir dann auch aus dem Traume, ſo finden wir doch nicht ſo leicht Jemanden, der uns nicht allein den rechten Weg deutlich und zuverläſſig zeigen, ſondern uns auch begleiten könnte, um uns darauf zu erhalten." Prächtig iſt der Eingang zu der Predigt über das vierte Epiphanienevangelium, Pr. S. 27 f.: „Wer fähret hinauf gen Himmel und hinab? wer faſſet den Wind in ſeine Hände? wer bindet die Waſſer

in ein Kleid? wer hat alle Enden der Welt festgestellet? wie heißet er, und wie heißet sein Sohn? Weißt du das? (Sprüchw. 30, 4.) So, meine Geliebten! fragte man sich zu den Zeiten Salomons, des Weisesten unter den Königen: so lesen wir's in seinen Sprüchwörtern. Man fragte sich, aber die Antwort blieb aus: da war nicht Einer, auch der gottbegabte weise König selbst nicht, dem nicht jede Erwiderung versagt hätte auf die gewaltige Frage. Jahrhunderte nachher fährt eine kleine Flotte über den See von Galiläa: plötzlich erregt sich ein groß Ungestüm im Meer — Gottes Stürme toben, die Wogen brausen, Wellen bedecken das Schifflein — der Untergang droht nah und furchtbar heran. Ruhig, in stiller Größe erhebt sich ein Mann in einem der Schiffe: der fasset den Wind in seine Hände, der bindet die Wasser und ebnet sie zur Spiegelglätte. Schweig! droht er dem lärmenden Meer mit ausgestreckter Hand, und es schweigt. Verstummt! gebietet er den rasenden Winden mit allmächtigem Arm, und sie verstummen. Was ist das für ein Mann! rufen die Leute mit erschrockener, zitternder Freude. Denn auf ein Mal haben sie die Jahrtausende lang vergeblich gesuchte, fruchtlos ersehnte Antwort auf die große Frage: wie heißt sein Sohn? Jesus Christus, der dort unter euch auf dem Schiffe steht, in kaum verhaltener Gottesgröße, dem die Strahlen der Majestät so eben unter der Hülle der Knechtsgestalt hervorblitzten: der ist's, der die Himmel zerriß und herabfuhr, eine sündige Welt zu erlösen — der bald wieder auffahren wird, seinen Erlösten die Stätte des ewigen Friedens zu bereiten: der ist's, der die Enden der Welt festgestellt hat, dem das ganze Weltgerüst allenthalben offen ist. Und wie heißt der Vater dieses Sohnes? Lernet den Sohn kennen, den ihr sehet, der weiset euch den Vater, den ihr nicht sehet: ja wer ihn siehet, siehet den Vater! So darf hinfort Niemand mehr auf die Frage: weißt du das? die Antwort schuldig bleiben: enthüllt ist das unermeßliche Geheimniß jedem, der es wissen will: hören kann es, wer nur Ohren mitbringt zum Hören. Sehet ihn recht an! Was ist das für ein Mann, dem Wind und Meer gehorsam sind!" Gelegentlich entbehrt eine Predigt des besonderen Eingangs, wie z. B. gleich die erste über Joh. 1, 35 u. 51: hier heißt es gleich nach der Textverlesung: „Wie wirbt sich der Heiland Jünger? Wie kommt er den Seelen entgegen, die er sich zu eigen

machen will? Die Erzählung unſers Textes, meine Geliebten, iſt eine fortlaufende Antwort auf die Frage. Sie lautet: kurz und gut, wahr und klar, mehr mit Thaten als mit Worten, mehr mit Geiſt als mit Buchſtaben." (Predigten, S. 3.) Hier wird ein Mal mit dem Thema der Rede gleich in das Haus eingefallen; was der Redner wohl nur that, weil erſtens der Text recht lang war und ſo das Vorleſen desſelben ſchon viel Zeit für ſich in Anſpruch genommen hatte, und weil weiter der Geſichtspunkt, unter welchen dieſer Schriftabſchnitt geſtellt werden ſollte, ſo nahe lag, daß er ſich Jedem von ſelbſt ergab.

Albertini legt auf die Formulirung des Themas und der Theile keinen großen Werth. Alle ſeine Predigten und Reden haben einen Centralpunkt, um den ſich Alles lagert und gruppirt; allein er drückt dieſen Kern der Rede nicht immer mit ſcharfen, beſtimmten Worten aus, öfters, wie gleich in der erſten Predigt, deren Anfang ich eben erſt mitgetheilt habe, ſpricht er den Gegenſtand ſeines Vortrags in doppelter Faſſung aus. Die Theile der Rede werden auch nicht immer ſcharf markirt; eine Dispoſition fehlt in den Predigten 12. 13. 17 u. a. nicht, allein dieſelbe wird nicht herausgeſtellt und angegeben. Der Schluß der Rede iſt höchſt einfach und natürlich: der letzte Theil ſpitzt ſich von ſelbſt zu; einen beſondern, für ſich auf- und hervortretenden Schluß habe ich in keiner Predigt gefunden.

Was die Sprache dieſer Predigten und Reden anlangt, ſo muß man derſelben das höchſte Lob widerfahren laſſen: es wundert uns, offen geſtanden, daß wir ſo eine reine, ſchöne Sprache bei einem Prediger der Brüdergemeine finden. Es hat der Ton, welchen der Mann anſchlug, ohne welchen es heut zu Tage keine Brüdergemeine geben würde, in den Predigten der Gemeinde ſich erhalten: ſie hat dieſen Ton, welcher zu ſeiner Zeit ein ganz neuer und unerhörter war, nicht ſinken, nicht verklingen laſſen. Dieſer tiefe Bruſtton iſt bis auf den heutigen Tag geblieben und Albertini hat Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, gethan, um ihn der Gemeinde zu bewahren. Aber ſo hoch wir den Ton ſchätzen, welchen der fromme Graf anſchlug, ſo verkennen wir doch nicht im Mindeſten, daß er dieſen Ton in einer Form und Weiſe anſchlug, welche wir für nicht vereinbar halten mit der Würde der Kanzel, mit dem Ernſte des Gottesdienſtes. Zinzendorf war ein vollkommener Cavalier; er redete in der Sprache, welche damals in der vornehmen Geſellſchaft

herrschte, und diese Sprache war ein Mischmasch eigenster Art. Eine Menge französischer Ausdrücke und Redensarten hatte sich eingedrängt: es gibt keinen Brief, keine Rede Zinzendorfs, welche nicht Spuren dieser Sprachverwirrung an sich trüge. Zum Glück ist diese Zinzendorfische Unart nicht auf den bedeutendsten Prediger seiner Gemeinde übergegangen: Albertini ist kein Sprachverfälscher und Verderber, er wirft nicht mit Wörtern aus fremden Sprachen um sich: sein Ausdruck ist rein, ist edel, ist deutsch. Gelegentlich begegnen uns noch einige Ausdrücke, welche wir weg wünschen, ich rechne dahin, Predigten S. 4, Realität, S. 6 Folianten, S. 19 Original, S. 79 Diät, S. 91 Kontrast, S. 165 Liebesobjekte, S. 203 Lebensmaxime, S. 322 paradox und S. 323 hypochondrisch u. s. w., gestehe aber zu, daß der Redner sich dieser Ausdrücke am Ende noch bedienen konnte, da dieselben in der Gemeinde geläufig sind. Zinzendorf ist bekanntlich sehr bilderreich in seiner Sprache und seine Bilder sind nicht immer gehalten und würdig, zart und keusch, er liebt das Spielende und Tändelnde, das Sinnliche, das Sentimentale. Bei Albertini treffen wir von dieser verkehrten Geschmacksbildung nicht mehr viel an, nur hie und da einen ganz geringen Rest. Ausführliche Bilder dürfen wir bei ihm nicht suchen, er liebt nicht das Ausmalen; aber seine ganze Sprache ist anschaulich, bildlich. Die abstrakten Begriffe und Gedanken legen bei ihm regelmäßig ein konkretes, malerisches, bildliches Gewand an. Geben wir eine kleine Probe, wie er dieses Uebersetzen aus dem bloßen Begriff in die farben- und lebensvolle Bildlichkeit und Anschaulichkeit meisterhaft und musterhaft versteht! In der herrlichen Predigt über die Heiligung lesen wir (Predigten S. 182): „Jetzt aber haben wir geschmeckt, was Sieg des Geistes ist! gekostet haben wir reine Seligkeit! wir haben ein Mal überwunden durch des Lammes Blut: das hebt die Hoffnung und stärkt den Muth: mit jedem neuen Sieg nehmen beide zu — unser Vertrauen wächst mehr und mehr zu dem, der in uns anfing das gute Werk, daß er es mitteln und enden werde. So kann er Schwachen genug Kräfte machen, daß sie stets wachen und siegreich sind. Höher heben wir uns über die Erde — höher steigen wir von Zeit zu Zeit aus der Finsterniß in sein wunderbares Licht! Wunderbar verändert es die Farben aller Dinge: aus Weiß macht's Schwarz und aus Schwarz Weiß. Aus Bürgern hienieden sind wir plötzlich Fremdlinge geworden —

aus Einwohnern Pilger. Unsere wahre, ewige Heimath hat sich uns gezeigt: das Thor des Paradieses steht offen vor unsern Augen: von ferne sehen wir die Stadt, die das Herz magnetisch ziehet; deren ew'ge Sonne hat uns in Liebe angeglühet. Der Leib, der uns sonst das Erste war, den wir als unser eigentliches Ich wo nicht betrachteten, doch behandelten, ist uns jetzt weiter nichts als ein Reisekleid, das man ablegt, wenn man nach Hause kommt. Wir pflegen ihn wohl nach des Apostels Rath — wir warten sein, doch also, daß er nicht übermüthig werde: darum enthalten wir uns der fleischlichen Lüste, die, sobald wir uns auf's Neue mit ihnen einließen, alsbald mit neuem Erfolg wider die Seele stritten. Ein Gräuel wird uns Fressen und Saufen, Kammern und Unzucht: je tiefer wir hinein versunken waren, und die unselige Knechtschaft erfahren hatten, desto schleuniger fliehen wir: doch auch dann, wenn wir diese groben Ausbrüche der Herrschaft des Fleisches mehr nur vom Hörensagen kannten, lernen wir sie jetzt erst ganz würdigen. Doch zugleich wissen wir wohl, daß sie weder die einzigen noch die bedenklichsten Widersacher des Geistes sind: die reizenderen buntfarbigen Schlangen, die feinere Sinnlichkeit, die unter dem Mantel der Sittsamkeit verborgene Lust der Augen und des Fleisches und das hoffärtige Leben kennen wir als nicht minder giftig, und unter schuldloserem Schein und freundlicher Glätte doppelt gefährlich. Darüber werden wir indeß nicht ängstlich im Genuß der unschuldigen Annehmlichkeiten dieses Lebens: wir geben uns ihnen um so fröhlicher und sicherer hin, je zuverlässiger der Schiedsrichter in unserm Innern, der neue, gewisse Geist, den wir empfangen haben, uns über sie belehrt. Wo er sein Ja und Amen spricht, wo er mitgeht, da gehen wir getrost hin: wo er, wenn auch noch so leise warnt, wo er sich zurückzieht, da werden wir bedenklich und fragen näher nach. Ueberdem hüten wir uns sehr, irgend eine Freude dieses Lebens zu überschätzen: hoch über sie hinaus gehn uns die Freuden in dem Herrn, der Genuß des Friedens und der Freude im heiligen Geiste — auf die Freuden freuen wir uns! Denn das: Ihr seid theuer erkauft! schallt uns immer wieder, und wird uns eine immer ernstere Verpflichtung zu dem: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig! Leib und Geist sind Gottes — sein durch die Schöpfung, dreifach sein durch den theuren Kauf — preiset ihn an beiden! Der Geist sei ihm ganz geweiht, — er regiere darin nach

seinem verborgensten Rathe und Sinn! Der Leib sei ihm ein Gefäß der Heiligung und der Ehren, seinem Willen und Zwecke gemäß! ach daß ihm zu Ehren doch alle Gedanken, Begierden, Blutstropfen geheiliget wären! Das ist die Richtung befreiter Geister, der Sieger des Fleisches, die alles Fremde Schaden heißen, und der lauteren Liebe, und in ihr der vollen Ueberwinderkrone entgegenstreben. So baut man sich und gibt sich als lebendigen Stein zum Bau eines geistlichen Hauses: so wird man zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum."

Einige Bilder bei Albertini sagen uns nicht zu wegen ihres zärtlich-sinnlichen, empfindsamen Charakters. Er spielt nicht gern mit Christus dem Bräutigam, der bräutlichen Liebe zwischen dem Seelenbräutigam und der begnadigten Seele, mit dem Brautkusse, durch welchen sich Christus mit dem Menschen verlobt und dergl. Bildern und Vergleichungen, welche uns in Zinzendorfs Liedern, wie überhaupt in den Gesängen der Gemeine häufig, vielfach allzuhäufig begegnen. Er ist hier äußerst zurückhaltend, spröde und keusch. Aber hin und wieder läßt er der Herrnhutischen Anschauungs- und Ausdrucksweise doch zu sehr den Zügel schießen. So lesen wir Predigten S. 53: „Die Offenbarung, in welcher uns der Geist zum ersten Male die blutige Gestalt zeigt, in welcher das Marterbild uns überwindet, in welcher des Heilands Liebe uns von der Sündenbahn allmälig abzieht und sein Blut unsere Herzen überwiegt — der Genuß, wenn wir, von Noth und Liebe gedrängt, unter seinem Kreuze liegen, wenn sein durchbohrter Fuß tausend Dankes- und Liebesthränen und die wärmsten Sündenküsse empfängt; — wenn er uns dann mit himmlischer Huld zu sich aufrichtet und an seine blutende Brust drückt, und die blassen Lippen uns auf's Herz küssen; — oder wenn wir in der Stille allein gehen, wo er uns unsern Himmel bettet und, unsere Wahl zum Segen überlegend, vor ihm weinen und Stunden lang nichts thun möchten, als immerfort weinen; oder wenn wir Psalmen singen, deren Inhalt sein Tod ist, und die Gottesharfen wohl noch nicht klingen, wir uns doch aber am liebsten aus der Hütte sängen, so wohl ist uns — alle diese Entzückungen sind nicht minder hoch, selig, unaussprechlich." Weiter Predigten S. 195. „Dann, o Seele! sieh dich um! es steht der Fürst mit der blut'gen Seite da — ach du fühlst es, wie er dürste, daß er liebend dich umfah'! Dann gibt es Nennungen mit Namen, die Niemand kennt,

der sie empfähet — dann gibt's Fußfälle, Sünderthränen, heiße
— ach wer vermag's zu beschreiben! Das ist die erste seligste,
icht die einzige Magdalenenscene." Endlich ebd. S. 198: „Kurz,
geht durch das Jammerthal, weinend nach seiner Seele, das
um die Achseln sein Umarmen merkte, das nicht im Herzen
rbarmen fühlte." Zu stark und übertrieben scheint es uns auch
ı, wenn der Redner (Predigten S. 302) sagt: „Sie sind Gegen-
seines herzinnigsten Erbarmens, seiner unermüdbarsten Liebe:
ausen ihm über ihnen die Eingeweide seiner Barmherzigkeit."
richtig ist gelegentlich der bildliche Ausdruck: so heißt es in
redigten S. 7: „Wenn er selbst kommt, wenn seine Wunden
dem Herzen entgegenfunkeln", und „da fließt der blutige
ı der Wahrheit, die selig und heilig macht." S. 112. Es
übrigens zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß der
uck „die Eingeweide der Barmherzigkeit" durch den Urtext nahe
wird und daß in den Reden und Liedern der Gemeinde die
andeten Bilder vorkommen. Albertini verwebt überhaupt gern
aus dem Brüdergesangbuche in seinen Vortrag, er markirt
ht ausdrücklich, daß er in den Liederschatz, in welchem die
r und Schwestern vollständig zu Hause sind, hineingreift, ganz von
legen sich ihm diese poetischen Stellen auf die Lippen; öfters
t er in seine Reden auch ganze Lieder oder größere Bruchstücke
iedern auf, welche seinem frommen Herzen entströmt sind. Ich
re, um das Letzte zu beweisen, an das in die ergreifende
t über Jakobs nächtliches Ringen mit Gott eingeflochtene
und wer die bisher mitgetheilten Stellen gelesen hat, ist in
ben so manchen rhythmischen Passagen und deutlich hervor-
ıden Reimen begegnet, daß ich weitere Beläge für meine Be-
ung nicht beizubringen brauche. Unter den Predigern der
lischen Kirche ist unser Albertini nach meinen Wahrnehmungen
lererste, welcher der christlichen Dichtkunst einen größeren Ein-
uf die Predigt gestattet. Nur sehr selten erscheint in Luthers
t ein Kirchenlied oder ein Vers eines solchen Liedes, die
n Kanzelredner haben sich mit Fug und Recht an den Vor-
bes Reformators gehalten und es wäre wohl gut, wenn man
le Zeit daran ein Muster genommen hätte. Viele aber sind
er Meinung, daß man in jeder Predigt eine möglichst große
von Liederversen anbringen müsse: ist aber Rede und Poesie

dasselbe? Ich muß offen gestehen, daß ich mehrfach den Eindruck gewonnen habe, als wenn der Prediger auf die Jagd gegangen sei, um einige passende Gesangbuchsverse zu gewinnen und daß er dieselben beibringt, damit der Spittelsuppe seiner Rede einige Fettaugen aufgegossen werden. Bei Albertini liegt aber die Sache ganz anders: die Anklänge und Klänge der heiligen Poesie, welche wir auf jeder Seite seiner Predigten finden, stehen mit seinem Vortrag auch nicht in dem mindesten Mißverhältniß: seine Rede ist die Rede eines poetisch hochbeanlagten Menschen und wie wir es bei Gerok in unsren Tagen ganz natürlich finden, daß seine dichterische Ader sich breit und voll in seine Predigten ergießt, so würden wir bei Albertini etwas vermissen, wir würden uns beschweren, daß er sich und seiner Begabung einen ganz widernatürlichen Zwang angethan habe, wenn er nicht so verfahren wäre, wie er es that. Diese eingestreuten Liederverse harmoniren auf das Vollkommenste mit der Sprache, welche in diesen Predigten geredet wird — dieselbe ist fein und zart, sinnig und anschaulich, gehoben und schwungvoll. Die Perioden haben nichts Schleppendes und Langathmiges: sie sind glatt und rund, gelenkig und gefügig; äußerst bewegt und lebendig ist die ganze Rede. Geben wir davon zwei Proben. „Und so sind diese Herzen schon hier zum voraus selig," so lesen wir Predigten S. 207 f.; „selig durch Liebe, Glauben, Hoffnung. Was sie *haben*, ist viel, — was sie *erwarten*, ist unendlich mehr. Des Geistes Erstlinge haben sie, aber nach der *vollen Kindschaft* sehnen sie sich noch. Die erreichen sie erst mit ihres Leibes Erlösung: da gehet ihnen die Sonne eines neuen ewigen Tages auf, da sie entsündigt, verklärt, unsterblich ihren Heiland loben werden. Da brechen sie hindurch zur *herrlichen Freiheit* der Kinder Gottes. *Wie* herrlich? das wissen sie nicht. »Es ist noch nicht erschienen«, sagt Johannes. Ja, es *kann* hienieden noch nicht erscheinen. Kein menschliches Auge *kann* sehen, kein menschliches Ohr kann hören, kein menschlicher Sinn kann fassen die Seligkeit, die Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Viel zu schwach, viel zu stumpf und beschränkt sind die sterblichen Werkzeuge, womit wir für unsere Erdenbedürfnisse versehen wurden. Ein verklärtes Auge wartet unser, zu schauen den Quell unsterblichen Lichtes, vor dem unser irdischer Blick erblinden müßte — ein verklärtes Ohr, zu hören des Himmels Harfen, das neue Lied, das Hallelujah Gott und dem Lamm, wie

es aus Millionen Kehlen heiliger Engel und verſöhnter Sünder in vollen Chören erklingt. Gefühle neuer höherer unausſprechlicher Seligkeit durchſtrömen uns dann. Hienieden überlebt ſich jede Freude, verzehrt ſich in ſich ſelbſt, ſtumpft ſich ab durch ihre eigene Dauer. Hienieden iſt Alles, auch das Seligſte und Herrlichſte, vorübergehend, ſterblich wie wir ſelber. Aber dort! ewig, unverweslich, unvergänglich iſt dort das Looſungswort. Wie das Glück ſo groß in Jeſu Arm und Schoß! Die Liebe führt uns gleiche Bahn, hier tief hinab, dort hoch hinan." Es heißt ebd. S. 292: „Die erſte Anregung dieſer Unruhe iſt das Werk des Geiſtes Gottes. Die erſte beſte Herzbewegung, etwa in einer Predigt oder bei'm Geſange eines Liedes, iſt's noch lange nicht: du gehſt hinaus, du haſt ausgeſungen und Alles iſt wie weggeblaſen! der Same war wohl ausgeſtreut, aber er fiel auf den harten Weg, da kamen die Vöge unter dem Himmel und fraßen ihn weg! — Nein, dieſe Unruhe iſt ein Othem (Albertini ſchreibt durchgängig ſo) des Lebens, vom göttlichen Geiſt in's todte Herz geblaſen, der ſich darin verfängt und haftet. Bisher, geſteht ſich der Wollüſtling, haſt du gegeſſen und getrunken, weichlich gewohnt und dich üppig gekleidet, Luſt der Augen und des Fleiſches bis zum Ekel genoſſen — reichlich haſt du geſorgt für deinen ſterblichen Leib: aber wie ſteht es mit deiner unſterblichen Seele? — Bisher, heißt es im Innern des Ehrſüchtigen, haſt du Ehre empfangen vor Menſchen, obenan geſeſſen an den Tafeln; prächtig geſchmückt erſchieneſt du in der Könige Häuſern, geziert mit Ordensbändern und Sternen — Lob vor Menſchen haſt du getrunken wie Waſſer, aber wie ſieht's aus mit der Ehre bei Gott, die ewiglich währt? — Bisher, ſagt das Gewiſſen dem Freund des irdiſchen Mammons, haſt du Schätze geſammelt auf Erden, denen die Diebe nachgraben und ſie ſtehlen, die von Motten und Roſt verzehret werden: iſt's nicht Zeit, an einen Schatz im Himmel, einen Schatz über alle Schätze, zu denken? — Dieſe Gedanken gehen nicht ein Mal nur vor dem Gemüthe vorüber; ſie ſenken ſich in's Herz, graben ſich da eine Wohnung und kehren immer wieder. Der Kummer, wie wird's mit deiner Seele? wenn ſie nun Gott dieſe Nacht von dir forderte — wenn er dir dieſe Nacht den Engel des Todes vor's ſtille Lager ſendete — wie dann? geht mit uns zu Bett und ſteht mit uns auf, begleitet uns auf's Feld, in die Werkſtätte, in's Studierzimmer, in die Geſellſchaft.

Wir erwachen des Nachts und die Sorge, wo bleibt deine Seele? steht vor unsrem Bette: wir ruhen des Tags einen Augenblick und alsbald heißt's in uns: du arbeitest fein für dein zeitlich Leben — aber was thust du für das ewige? — Kummer und Sorge steigen und steigen, und werden zur Angst: ihr zu entfliehen, werfen wir uns wohl in unser voriges Leben zurück — wir prassen, spielen, trinken — in Wein und starkem Getränk denken wir die Angst unsers Herzens zu ersäufen. Umsonst! immer drohender tritt sie hervor. »Eile, rette deine Seele!« lauter, gewaltiger ruft diese Stimme und überschreit zuletzt alle andern."

Wenn man bedenkt, daß Albertini von seinem Schöpfer, wie Kölbing in der Gedächtnißrede sagt, mit ausgezeichneten Geistesgaben versehen worden und einen hellen, tiefforschenden Verstand besaß, der in allen Dingen nach Gründlichkeit und vollendeter Klarheit strebte; wenn man hinzunimmt, daß er nicht bloß mancherlei wissenschaftliche Kenntnisse sich zu eigen gemacht, sondern sich auch frühe daran gegeben hatte, die Wahrheit zu suchen, die das Herz fest und gewiß macht, daß ihm die Labyrinthe menschlicher Weisheit nicht unbekannt geblieben waren und er durch jahrelange, schwere Zweifel zum Glauben gelangt war, so sollte man denken, daß er zu einer doctrinären, reflektirenden, die Erkenntniß fördernden und alle Zweifel und Bedenken dialektisch lösenden Predigtweise hätte hinneigen können. Davon aber ist seine Predigtweise himmelweit entfernt: Nichts liegt ihm ferner, als dem Verstand mittelst des Verstandes predigen zu wollen. Solch eine Predigt hätte dem Wege, auf welchem er zum Glauben gekommen war, anderen Naturgaben, mit welchen er auch ausgestattet war, und der Praxis der Gemeinde, deren Diener er war, schnurstracks widersprochen. Das herkömmliche, reich gesegnete Verfahren in der Gemeinde ist es schon seit Zinzendorf, nicht von dem Licht, das man dem Verstand aufsteckt, das Heil zu hoffen, sondern durch das Feuer der Liebe, welches aus den Wunden des gekreuzigten Herrn herausschlägt, die Herzen der armen Sünder zu zerschmelzen und zu heißer, heiliger Gegenliebe zu entflammen, daß sie mit ihm in einen Contakt treten, seines vertrauten Umgangs genießen, sich mit ihm für Leben und Sterben vereinigen. Albertini hatte die Kraft und den Segen dieser Art und Weise, den Heiland zu suchen und zu finden, an sich selbst erfahren, er hatte die selige Erfahrung gemacht, daß alle jene Fragen, mit denen sich der nach Gründen und Beweisen

orſchende Verſtand zermartert, ohne eine genügende Antwort zu inden, in demſelben Augenblicke aufhören brennende Fragen zu ſein, a man den großen Unbekannten, von ſeiner allmächtigen Liebe über- mocht, an und in das Herz ſchließt. Albertini war ein reich beſaitetes Gemüth, eine tief empfindende, dichteriſche Seele, die Phantaſie, das Gefühl überwog in ihm bedeutend den Verſtand. „Dasjenige nun," ſagt Kölbing ſehr zutreffend, „was er alſo im Glauben mit der Innigkeit ſeines tiefen Gefühls erfaßt hatte, ließ er in die Herzen der Erlöſten ausſtrömen. Daraus ging das Herzgewinnende und Hinnehmende ſeiner Reden voll Kraft und Salbung hervor. Seine Zuhörer fühlten es ihm ab, daß er nicht auswendig gelernte Lehr- meinungen eines theologiſchen Syſtems ihnen vortrug, ſondern die ewige und gewiſſe Gotteswahrheit ſelbſt, die ihm aus eigner Er- fahrung über Alles theuer geworden war. Die Wahrheit nun, von der er göttlich gewiß war, daß ſie ſelig mache Alle, die daran glauben, ſuchte er Allen, die ihn hörten, lieb und werth zu machen, indem er ſie ihnen als den Schatz und die köſtliche Perle anpries, die es werth ſei, daß man um ihren Gewinn Alles dahingebe."

Selten machen Predigten einen ſolchen Eindruck, wie dieſe Albertinis, daß ſie der unmittelbare Ausdruck, der ungekünſtelte Er- guß eines frommen, tiefchriſtlichen Gemüthes ſind. Dieſe kunſtloſe Natürlichkeit, dieſe reine Unmittelbarkeit iſt ihr größter Reiz und Vorzug. Man fühlt jeder einzelnen Predigt an, daß der Mund des heiligen Redners nur um deß willen und nur von dem übergeht, deſſen ſein Herz voll, ſo überſchießend voll iſt. Die heißeſte, in- brünſtigſte Liebe zu dem Herrn durchglüht das Herz des Sprechers der Geheimniſſe Gottes, dieſe Liebe iſt ſeine Wonne, ſeine Seligkeit, er hat in ihr das ewige Leben in ſeiner Bruſt: er wird durch die erfahrene Sünderliebe des Herrn gedrungen, den Sünderheiland, der da ruft: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken, und dabei ſeine Arme ausbreitet, daß man die Wundenmaale in ſeinen Händen und in ſeiner Seite ſehen kann, ſeinen Brüdern und Schweſtern, ſeinen lieben Mitſündern an- zupreiſen. Dieſe Reden ſind voll heiliger Lyrik, ſie ſind nicht ſowohl Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, ſondern Ergüſſe eines Herzens, welches ſatt und trunken geworden iſt von dem Weine, den die durchbohrte Hand des Herrn der Seele reicht, die da dürſtet und ſchmachtet nach ſeiner Gnade. Vielfach nehmen dieſe Rhapſodieen

in dem Heiligthume Gottes noch einen höheren Schwung: mancher Redetheil, vorzüglich dem Schluſſe zu, iſt ein Pſalm aus höherem Chore, ein Hymnus, ein Preisgeſang. Albertini hat ſeine Harfe nicht an die Weiden des Baches gehängt, obwohl er weiß, daß die Zeit ſehr böſe iſt. Er täuſcht ſich nicht über das Angeſicht ſeiner Tage: er ſchildert ſie im Großen und Kleinen klar und wahr. „Wir können es uns nicht verbergen," ſagt er im Jahre 1805 Predigten S. 266 f.: „es iſt böſe Zeit, ausgezeichnet böſe Zeit — von jener (von welcher Paulus in dem Texte Epheſ. 5, 15—21 ſpricht) in vielen Punkten verſchieden, aber doch auch in mehr als Einer Rückſicht mit ihr vergleichbar. Kaum iſt jene bösartige anſteckende Seuche, die uns von Süden her bedrohte, durch Gottes, unſers Erhalters, Barmherzigkeit von unſern Grenzen abgewendet — kaum iſt die Laſt der Brodtheurung, unter der wir ſeufzten, durch Gottes, unſers milden Vaters, Segen merklich erleichtert — kaum, ſage ich, ſind wir dieſen Drangſalen entronnen, ſo ſehen wir Europa in Kriegsflammen; wildes Kriegsgeſchrei erſchallt von deutſchem Boden immer lauter und drohender zu uns herüber — ob und wie bald es zu uns hereinbrechen wird? das ſteht allein in Gottes, des Barmherzigen und Allmächtigen, Hand. Die Kirche hat zwar Friede und Ruhe von Außen: ſie könnte und ſollte ſich bauen in Eintracht und Liebe: aber im Innern — wie könnte jemals Chriſtus mit Belial ſtimmen? im Innern iſt die Zerrüttung groß. Mit gewaltiger Hand ſucht der Geiſt des Unglaubens die theuerſten Wahrheiten, die ſo vielen Tauſenden ſchon Troſt im Leben und Tode gewährten, zu untergraben: faſt gefährlicher noch beſtürmt der Geiſt des Leichtſinns, der allen Ernſt flieht, der Eitelkeit, die ſich dem Tand der Erde Preis gibt, Zions Mauern. Mit Sehnſucht erinnern ſich unſre lieben Alten jener vergangenen beſſeren Zeiten, wo noch wenigſtens äußere gute Zucht und Sitte galt, wo wenigſtens äußre Ehrfurcht dem Heiligen erwieſen wurde, wo man die Sonntage und Feſttage heiligte, und zur Einkehr in ſich ſelbſt und zu ernſthafter Erwägung unſerer ewigen Beſtimmung benutzte: aber jetzt? freche, nackte Sittenloſigkeit nimmt überhand, Verachtung Gottes und ſeines heiligen Wortes, Entweihung der Feſttage zu üppigen Vergnügungen und Zerſtreuungen aller Art, zu lärmenden Luſtbarkeiten und wilden Trinkgelagen gehört unter die Moden des Zeitalters. Um ſich greift das Verderben: wer vermag einen

Damm zu bauen, der seinen Verwüstungen wehre? in menschlichen lugen ist alle Aussicht zur Umkehr verloren. Es ist böse Zeit, usgezeichnet böse Zeit." Auch in die stille Brüdergemeinde st diese böse Zeit eingedrungen: auch in ihr sind die alten guten Zeiten dahin! Albertini verbirgt es sich und uns nicht, daß die Zeit der ersten Liebe vorüber ist. „Wenn wir," sagt er in den Reden 2, 101, „über den gegenwärtigen Zustand des Brüderkirch- eins nachdenken, wird uns über nichts mit so großem Recht bange, ls darüber, daß wir die erste Liebe verlassen: alle anderen Uebel, ie sich unter uns hervorthun, leiten wir aus dieser unseligen Quelle. Doch wär's verkehrt, wenn wir uns mit eitelm Jammer iber das Ganze oder über Andere aufhalten wollten. Statt dessen ollen wir in unsere eignen Herzen einkehren und uns selbst fragen: ie steht's um die Liebe? wie steht's um das Feuer der Liebe zum Heiland, der dich erworben und zur Seligkeit ausersehen hat?"

Dieser seiner armen, heruntergekommenen Zeit will nun Albertini helfen durch seine Predigt. Er thut es, indem er sich fest uf die heilige Schrift, auf das theure Gotteswort stellt. „Nehmen ir das Buch der Bücher, das Buch alles Trostes und aller Hoff- ung in die Hand," so lesen wir Predigten S. 201: der Redner at das gethan, er hat es stets zur Hand, es ist ihm an's Herz ewachsen, er leibt und lebt in ihm. Während Schleiermacher, der Freund seiner Jugend, die Aussagen der heiligen Schrift, daß ich o sage, fortwährend controlirt an seinem unmittelbaren frommen Gefühle, nimmt Albertini eine ganz andre Stellung zu der heiligen Schrift ein. Sie steht ihm von vorne herein als Gottes ewiges Wort fest und sicher: er setzt sich mit ihr nicht erst auseinander uf dem Wege der Reflexion, er weiß sich mit ihr in dem vollsten Einklang, in einem unbewußten, unvermittelten, ursprünglichen Zu- ammenhange. Altes und Neues Testament gelten ihm gleich: die iblische Geschichte, die Lehrworte der heiligen Schrift, finden reiche Verwendung. Die Vertrautheit mit derselben tritt schon in der Fertigkeit hervor, mit welcher er die beiden Gottesworte, welche jede Tageslosung darbietet, mit einander verknüpft, so daß die Rede über eide Schriftabschnitte nie der inneren Einheit entbehrt: man ver- leiche hier jede Rede in den beiden Theilen der Reden. Gelegentlich iderfährt freilich dem Texte das, was den fetten Kühen in Pharaos Traum begegnete, er wird nämlich verschlungen von einem andern

Schriftabschnitt, welcher nur zum Eingange herbeigeholt war: so kommt in der Osterpredigt, Predigten S. 141 ff., der Text ganz in das Hintertreffen gegen die aus Ezechiel entlehnte Stelle von dem großen Todtengefilde. Trefflich versteht er, Schrift durch Schrift zu erläutern: so ist ganz vortrefflich, daß er in der ergreifenden Predigt über Jakobs Kampf mit dem Herrn die Stelle des Hosea 12, 4 f. mit verwendet. „Das ist der wahre Weg zum Siege: aber welches sind die Waffen?" fragt er Predigten S. 305 f. „Unser Text verräth uns nichts davon. Der Prophet Hosea trägt es nach. In seiner Weissagung über Jakob lesen wir die denkwürdigen Worte: Jakob hat nach allen Kräften mit Gott gekämpft, er kämpfte mit dem Engel und siegte, — denn er weinte und bat ihn. — Das war es, meine Geliebten, das einzige, das sichere Mittel, womit man den Allmächtigen entwaffnet. Weinend und bittend also, mit tiefer inniger Bewegung des Herzens sprach Jakob jene entscheidenden Worte: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Geistvoll weist er den inneren Zusammenhang anscheinend wenig verwandter Schriftstellen nach: so heißt es in dem Anfange der Predigt über die drei ersten Bitten des Vater-Unsers (Predigten S. 221): „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! So, geliebte Freunde, erschallte der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren hoch in den Lüften bei der Geburt des Seligmachers, des Wiederbringers alles Verlorenen. So verkündigten Engelstimmen mit seiner Erscheinung auf Erden auch zugleich den Zweck, den großen seligen Zweck dieser Erscheinung. Ihr Gesang wünschte und weissagte dem Erdkreis die nämlichen Segen, an deren Erfüllung er sein ganzes Leben hindurch durch Wort und That, durch Handeln und Leiden unabläßig arbeitete, die er als Hauptangelegenheiten des menschlichen Geschlechtes in drei kurze kraftvolle Gebete zusammendrängte und in seinem Vater-Unser vorn an stellte. Denn: Ehre sei Gott in der Höhe! was heißt das anders, als: Geheiliget werde der Name Gottes, des Hohen und Erhabenen, der ewiglich wohnet? — Friede sei auf Erden! was bedeutet das sonst, als: Gottes Reich, welches ist ein Reich des Friedens im heiligen Geist, komme und verbreite sich hienieden? — An den Menschen ein Wohlgefallen! Wenn kann dieser Wunsch in Erfüllung gehen, außer wenn Gottes Wille auf Erden so geschiehet, wie im Himmel?" Sehr gut weiß er Worte der Schrift am rechten Orte in den Vor-

trag einzuweben: so z. B. in dem Schlusse der zwanzigsten Predigt. „Daher entsteht denn," lesen wir S. 240, „jener erste selige Hunger und Durst nach dem Heiland und seiner Gerechtigkeit. Zum ersten Mal in seinem Leben betet man mit neuem Bedürfniß in neuem Sinn: mein täglich Brod gib mir heute! Dich, du Brod des Lebens, will ich haben — meine Seele hungert nur nach dir, gib dich ihr! Das fühle ich schon, täglich werde ich dich brauchen, wenn ich dich nur ein Mal habe: doch heute bitte ich nur für heute, stille meine heutige Sehnsuchtspein! Dieser Hunger und Durst nach dem Brode des Lebens hat zum hunderten Male, wie zum ersten, die theure Verheißung der Sättigung: denn sie sollen satt werden! nie übersatt, immer munter und rege, voll Lebens, das nicht ermattet noch verblüht. Aber die Bitte ist auch hier die Bedingung des Empfangs — erbeten will er, als Speise und Trank des Lebens, allerdings sein. Wenn du erkenntest die Gabe Gottes, sagt er zur Samariterin, und wer der ist, der mit dir redet, du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser." Diese innige Vertrautheit des Predigers mit der heiligen Schrift schützt ihn jedoch vor Mißgriffen und Mißverständnissen durchaus nicht: zwei sind mir besonders aufgefallen. Wie wenig hat Albertini doch den Apostel Paulus in der Stelle 2. Korintherbriefe 12, 1—9 begriffen. Ruhmsucht soll ihm, dem auserwählten Rüstzeuge Gottes, diese Worte eingegeben haben? „Es wäre überflüssig, geliebte Zuhörer!" sagt er Predigten S. 50 f., „über die apostolische Größe Pauli, über seiner Thaten Menge und Umfang, seine Kraft und sein Gewicht in der neugeborenen Kirche Christi, über seinen brennenden Eifer, unermüdete Treue und heiße Liebe uns ausführlich zu verbreiten. Alles das ist keinem unter uns unbekannt; die Hälfte des Neuen Testamentes ist mit der Geschichte und den reichen, salbungsvollen Briefen des Apostels angefüllt; so daß wir keinen unter allen Aposteln des Herrn so gründlich kennen lernen, als ihn. Da finden wir dann freilich, daß auch bei ihm das eintrifft, was vom Vater Abraham und allen Heiligen gilt, die jetzt entsündigt dem Lamme singen: sieht man in ihr Buch hinein, so steht's, daß sie auch Sünder sein. Ja, je tiefer wir Gelegenheit haben, uns in Pauli Buch hineinzustudieren, desto deutlicher erkennen wir mitten unter seinem Heldenmuth und seiner Seelengröße seine Schwächen. Eine unter diesen ist vorzüglich auffallend und liegt nicht sehr tief ver-

borgen. Ueberall blickt seine Ruhmsucht durch. Von all' dem Großen, das durch ihn geschieht, ist er nur allzu geneigt, sich selbst das Meiste zuzuschreiben, und vergessend, daß er nur das Werkzeug ist, sich zum Werkmeister zu erheben. Wohl fehlt es nicht an demüthigen, sünderhaften Bekenntnissen: unter den Sündern, die Jesus Christus gekommen ist, selig zu machen, bin ich der Vornehmste: aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an mir vornehmlich Jesus Christus erzeigte alle Geduld zum Exempel denen, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben. — Wir sind nicht tüchtig von uns selber, etwas zu denken als von uns selber, sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott. Und diese fühlbar aus der Tiefe seines Herzens geflossenen Ergüsse beweisen allerdings, daß er ein Kind der Gnade ist, die in ihm bis auf einen gewissen Grad die Selbsthülfe beschämt, und die Eigenliebe gelähmt hat; aber dennoch kommt seine alte Natur jeden Augenblick wieder zum Vorschein." Das Wort des sterbenden Erlösers: Eli, Eli, lama, faßt er sicher auch nicht richtig. „Aber wenn uns," lesen wir in den Reden I, 193 f., „von dort her kein Strahl mehr leuchtet, wenn wir uns nicht allein von uns selbst und von den Menschen, sondern auch von Gott verlassen fühlen, dann tritt Verzweifelung ein. Wohl dem, meine lieben Brüder und Schwestern! der in früheren Tagen der Gnade mit seinem gekreuzigten Heiland Bekanntschaft geschlossen hat! Dem wird sein Angstwort am Kreuz als helles Licht aus dieser Nacht herausleuchten. Denn auch diesen bittersten Kelch der Leiden mußte der Heiland verdienstlich und versöhnend für die, so hienieden verzweifeln, ausleeren; er hatte schon am Oelberg mit dem Tod gerungen und in der Angst seiner Seele blutigen Schweiß vergossen; doch damals konnte er noch beten, damals kam noch ein Engel vom Himmel und stärkte ihn. Aber am Kreuz! am Kreuz kam die Mitternachtsstunde seiner Seele; da fühlte er das letzte und festeste Band, das ihn bis daher immer noch gehalten hatte, das Band zwischen seines Vaters und seinem Herzen, zerrissen: da hatte er für seinen Gott kein Gebet mehr, sondern nur einen Vorwurf: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Diese Höllenfinsterniß mußte noch über ihn kommen, damit uns keinerlei Trost, und vorzüglich nicht dieser unentbehrlichste, mangeln möchte: erst dann durfte sich Alles in Sieg und Triumph wandeln und in dem seligen: es ist vollbracht! enden."

Albertinis Predigten ruhen auf dem festen, fröhlichen, siegsgewissen Glauben an die Wahrheit des Evangeliums: der lebendigste Herzensglaube spricht sich in allen aus. Er glaubt von ganzem Herzen an Jesus Christus, den ewigen Gottessohn. Gott der Vater tritt, wie wir dieses von einem Herrnhutischen Prediger gar nicht anders erwarten können, sehr in den Hintergrund: in dem Vordergrunde jeder Predigt steht die leuchtende Gestalt des Sohnes Gottes in seiner ewigen Schöne als Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit und in seiner Knechtsgestalt als der Holdseligste von den Menschenkindern. Ich glaube nicht, daß das Verhältniß zwischen dem Vater und dem Sohne alle Wege richtig dargestellt wird: Gott erscheint mehr als der Gerechte, welchem der Sohn das Heil des Sünders abringt, und nicht als der, welcher den Gnadenrathschluß von Ewigkeit her gefaßt und in der Fülle der Zeiten die Welt mit ihm selber versöhnt hat. Die beiden Predigten 10 und 11 reden von der Gottheit Jesu Christi ganz bestimmt, wohl in Ausdrücken, welche die Lehre der Schrift noch in etwas überbieten: so heißt es Predigten S. 120: „Der die erste Schöpfung vollendet und in ihr Alles sehr gut geschaffen hatte, der kam nun herab zur zweiten, zur herzumschaffenden Erlösung und rief über sie am Kreuze aus: es ist vollbracht!“ und S. 132: „Da hängt der Schöpfer des Himmels und der Erde verlassen zwischen Erd und Himmel, schmachtend, blutend, verdürstend, gefoltert von tausend schmerzenden Wunden!“ Allenfalls lassen wir uns die Worte, welche wir S. 92 lesen: „Aber so beladen überlieferte der Vater selbst den innig und einzig geliebten Sohn den befleckten Händen der Sünder: wir sehen, wie der strenge, gerechte Ernst des ewigen Richters das Vaterherz überwiegt“: zur Noth noch gefallen, obgleich sie den lieben Gott, wenn man sie preßt, in ein sehr schiefes, übles Licht setzen. Was sollen wir aber sagen, wenn es S. 148 heißt: „Der Augenblick, da er sein Haupt neigete und verschied, war der entscheidende: da ward die große That der Liebe vollbracht — die Handschrift, die wider uns war, mit dem Blute des Mittlers durchstrichen — die ewige Erlösung für eine ganze Welt voll Sünder gefunden. Freudiger Schreck überfiel die Natur: die Erde erbebte, die Felsen zersprangen. Der Vorhang im Tempel, der bisher den Heiligen von den Sündern geschieden hatte, riß von oben an bis unten aus. So unzugänglich bisher der Thron der Gnade, so streng der Zutritt zu ihm verboten war,

frei und offen ſtand er nun für Jedermann. Denn der Sohn der Liebe war als ewiger Hoherprieſter ein Mal für alle Mal mit ſeinem eignen Blute in's Allerheiligſte eingegangen: da ſteht er nun neben dem furchtbaren Richter und fordert Kraft ſeines Todes Gnade für Sünder."

Dem Herrn, dem menſchgewordenen Gottesſohne, gehört das Herz des feurigen Redners; ſeine Liebe zu dem Herrn reizt ihn zu ſolchen Uebertreibungen, durch welche der Liebe Gottes des Vaters Abbruch gethan wird. An dem Herrn hängt und klebt Albertini mit der zäheſten, inbrünſtigſten, glühendſten Liebe. Anbetend, Pſalmen, Lobgeſänge und geiſtliche Lieder ſingend begleitet er ihn auf allen ſeinen Wegen, um ſeine Herrlichkeit zu ſchmecken und zu ſehen: ſtille, in heiliger Andacht ſetzt er ſich mit Maria hin zu den Füßen Jeſu, um „das Licht ſeiner Augen, die Rede ſeines holden Mundes einzuſaugen." (Predigten, S. 66.) Immer aber iſt das Angeſicht des Predigers nach Jeruſalem gerichtet, die Sehnſucht ſeines Herzens zieht ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt die Leidensſtraße hinauf nach dem Berge, von dannen unſere Hülfe kommt. Unſer Heil fließt aus der Liebe des Herrn zu uns: unſer Heil ruht in unſrer Liebe zu dem gekreuzigten Herrn. Nach Golgatha lenkt faſt jede Predigt unſren Blick. Es wird nicht dogmatiſirt über des Herrn Leiden und Sterben; nicht die Nothwendigkeit, nicht die Vollkommenheit ſeines ſtellvertretenden Gehorſams, nicht der Werth ſeines hohenprieſterlichen Opfers beſprochen: die Liebe des Herrn, die ihn, den Unſchuldigen, in dieſe Leidensmartern, in dieſe Todesqual hineintrieb, dieſe Liebe, welche alles Bitten und Verſtehen himmelhoch überſteigt, wird mit leuchtenden, brennenden Farben vor Augen gemalt. „Dahin" (zu dem vollen Heile, zu der ewigen Seligkeit) heißt es Predigten S. 33, „führt kein andrer Pfad, als der ſchmale über Gethſemane, über den Richtplatz, über Golgatha. Den trauernden, blaſſen, zitternden — den zergeißelten, bluttriefenden, verſpieenen — den Verfluchten am Stamme des Kreuzes, den verſchmachtenden und blutenden Sohn des lebendigen Gottes muß die Seele in unbeſchreiblichen Augenblicken zu ſehen bekommen. Dann fragt Gottes heiliger Geiſt: wie heißet Gott? und wie heißet ſein Sohn? Weißt du das? Und nun erklingt die Antwort durch's Innere, daß Mark und Bein erbeben: ſieh dieſen Menſchen an! ſiehe, welch ein Menſch! Der iſt's, es iſt Jeſus Chriſtus,

der Sohn Gottes des Allerhöchsten, der Heiland der Sünder! Für dich Sünder zagt, blutet, erbleicht er — für dich brechen seine Augen im Todeskampf, für dich durchstechen sie ihm das liebewallende Herz! dich segnet sein Abschiedsblick mit unsterblichem Segen! Dieser Anblick, diese Sprache des Friedens ist einzig im Himmel und auf Erden, wer das sah und hörte, wohl dem! Wer so dem ewigen Sohne in's Herz, in die Nägelmaal', unter die Krone blickte und in diesem Hinschauen das Wort: sehet, welch ein Mensch! aus der Fülle des begnadigten Sünderherzens rufen lernte: der ist geweiht zum Bürger des Himmels, ein Kind der Seligkeit ist er geworden." — Wir sehen, der Redner kennt recht gut die stellvertretende Bedeutung des Todes Jesu Christi, er weiß, daß wir gerechtfertigt werden vor Gott durch das Verdienst des unschuldig leidenden und sterbenden Herrn: dieß tritt deutlicher noch aus folgenden beiden Stellen hervor: Predigten S. 294: „Selbst will der stolze Mensch, seine Kräfte hoch überschätzend, für seine Seele sorgen — fremde Hülfe verschmäht er: Selbstverleugnung will er üben, ehe er kann. Eine Schaar von Sünden ist ihm bekannt durch eigene Erfahrung — die will er alle losschütteln: aber Eine, die gefährlichste von allen, kennet er nicht, und doch ist er jetzt eben im Begriff, tiefer als je zuvor, in sie hinein zu gerathen. Der Heiland sagt: wenn der Geist kommen wird, so wird er die Welt strafen um die Sünde! Wie, ist denn nur Eine Sünde? welche mag er wohl meinen, die er so vorzugsweise die Sünde nennt? ist's Mord? oder Lüge? oder Ehebruch? oder Diebstahl? Vergeblich rathen wir durch das ganze Sündenregister, das uns die Bibel von Zeit zu Zeit aufführt. Es ist nichts von Allem dem! der Heiland nennet die Sünde: daß sie nicht glauben an mich. Die Sünde ist, nicht glauben an den Christ." Predigten S. 296. „Kennst du den Liebenswürdigen? fragt er mit sanfter Stimme die belastete Seele. Sahst du ihn am Kreuze schweben, bluten und sterben? Für dich that er's, die Strafe lag auf ihm, auf daß du Friede hättest! zu ihm fasse Muth — nach ihm blicke glaubend hinauf! Kann er nun auch nur ein Fünklein Glauben in das muthlose Herz hineinschlagen — kann er es nur bis zum Entschluß des blutflüssigen Weibes bringen, von hinten heran zu nahen, seines Kleides Saum zu berühren: so ist schon viel gewonnen. Ach! riefen die Fischer, als der Heiland früh Morgens zu ihnen an das Ufer des See's

trat — wir haben die ganze Nacht gearbeitet und Nichts gefangen! Werft das Netz dort hinaus! sagte Jesus. Und Petrus antwortete: auf dein Wort! Da fingen sie die Fische in zahlloser Menge, daß sie die Last kaum an's Land ziehen konnten. Ach! klagt die mühselige Seele — eine lange, lange Nacht voll Sünden habe ich gearbeitet, wie oft habe ich geseufzt: Hüter! ist die Nacht bald hin! und Nichts gefangen! Komm her zu mir! ruft der Heiland mit ausgebreiteten Armen — die du dich mühst, zu Tode arbeitest, vor Angst schüttelst — komm her zu mir! ich will dich erquicken! Und die Seele antwortet: auf dein Wort! Sie kommt und sinket in ihres Heilands Umarmung: er nimmt sie bei der Hand und führet sie an's Land!" Aber ganz offenbar sieht Albertini in dem sterbenden Christus mit entschiedenster Vorliebe den Heiland und nicht den Erlöser, er betrachtet durchgängig das Leiden und Sterben Christi nicht als einen Akt der Genugthuung der göttlichen Gerechtigkeit, der Rechtfertigung des sündigen Menschen, sondern als einen Akt der Weihe, der Heiligung der Menschen. Fort und fort bringt er das Kreuz des Herrn unter den Gesichtspunkt, daß hier die Liebe Jesu Christi am Hellsten, am Blutigsten funkelt und so mit höchster intensiver Stärke um unsre Liebe wirbt. Die seligmachende Kraft des Glaubens tritt gegen die Potenz der Liebe sehr zurück. Der Glaube erscheint nicht als die Wurzel, sondern als die Frucht der Liebe. „Volle Liebe," heißt es Predigten S. 32 sehr bezeichnend, „sollte ihm vollen Glauben erwecken: das Herz wollte er voran ganz haben — das sollte das übrige Gemüth nachziehen." „An der sonnenhellen, lautern, mit fremdem Feuer unvermengten Flamme der Liebe," lesen wir auf der folgenden Seite, „fehlt es noch, welche allein den ächten Glauben gebiert." Aus der Liebe des Herrn zu uns wird unsre Liebe zu ihm geboren: an dem Feuer seiner himmlischen Liebe entzündet sich die Liebe der Menschen. „Kein Opfer, keine Gaben, nur Herzen will er haben," lesen wir Predigten S. 348: „allein der Herzen Glühen lohnt seinen Todesmühen! Wo aber zündet man sie an, diese todten, kalten, licht- und gluthlosen Gefäße, da kaum ein Docht zu finden, ein Lämpchen anzuzünden? Ach sie erglühn bei seinem Schmerz!

Auf dem Altar ew'ger Liebe
Raucht, vom innern Brand verzehret, Gottes Sohn;
Seines Herzens Feuertriebe
Zünden Feuer: wie wollt' er, es brennte schon!

Herr, es brennet!
Dich bekennet
Ein hellglühend Heer von Herzen:
So genieße Freude für die Todesſchmerzen!
Flammen glühen:
Funken ſprühen
Zündend fort von Herz zu Herzen:
Wehn des Geiſtes bläſt ſie auf zu lichten Kerzen."

Lieben iſt unſer Leben, unſre Seligkeit. „Liebe überhaupt iſt
es," heißt es Predigten S. 165, „die unſre Seligkeit ausmacht, in
der erlöſte Seelen ſich froh und frei bewegen und zum ewigen Leben
emporbringen. Lieben ſollſt du Gott, deinen Herrn, von ganzem
Gemüthe und aus allen deinen Kräften — das iſt das oberſte
Gebot, an welchem das ganze Geſetz und die Propheten hangen.
Es iſt Liebe zu Gott unſerm Heilande, vornehmlich, welche dann alle
andre ächte Liebe gebiert und heiligt. Aber dieſe Liebe — wie viele
verſchiedene Grade der Stärke, der Lauterkeit, der Zärt-
lichkeit, der Vorneigung im Vergleiche mit andern Liebes-
objekten hat ſie nicht? Beſteht nicht unſer ganzes Wachsthum im
Geiſte des Gemüthes, unſer Erſtarken am inwendigen Menſchen,
recht eigentlich darin, daß die Liebe in uns kräftiger, reiner, inniger,
ausſchließender auf ihn gerichtet werde? Sollte nicht Freud und
Leid, Glück und Unglück dazu helfen, daß wir in der Liebe völliger
und bewährter werden?" „Liebe," lautet es Predigten 316 f., „iſt
der Quell unſerer Seligkeit. Liebe zum Verſöhner unſerer Sünden
zu dem, der uns zuerſt geliebet hat bis in den Tod, öffnete unſre
Herzen für das ewige Leben, nahm und band ſie an ſein liebendes
Herz mit unſichtbaren, ſanften, feſten, ſeligen Banden. An ſeiner
Liebe nährt und ſtärkt ſich die unſere. Der Blick auf ihn vermehrt
den Trieb: er dünkt uns täglich ſchöner. Immer neue Liebens-
würdigkeiten entdecken wir an ihm: wir ermüden nicht, ſie zu be-
trachten, zu bewundern, anzubeten und nachzuahmen in ſeiner
Kraft. Mit Liebe und Freude ſtreben wir dem Vorbild nach,
welches er uns gelaſſen hat, auf daß wir ſollen nachfolgen ſeinen
Fußtapfen. So verſorgt uns die Liebe mit der ganzen Waffen-
rüſtung, die wir zum Widerſtand brauchen in den Zeiten der Ver-
führung." Gelegentlich ſcheint die Liebe zu dem Herrn in den Sand
des Quietismus ſich zu verlaufen und in ihm ihr Grab zu finden.
So heißt es Predigten S. 71: „Bei Allen liegt der Eindruck von

seiner unendlichen Liebe zum Grunde: tief im Herzen ruht sein Tod und Leiden: aus diesem Brunnen quillt unaufhörlich das lebendige Wasser der Gegenliebe und Dankbarkeit. Daher wird das: ich lieb', ich lieb', ich liebe! am Tage der Rechenschaft mehr sogar, als Alles; das: ich hab' um dich geweinet! wird für mächtige Thaten gelten; das gebeugte Dankbekenntniß: mir, dem vornehmsten Sünder, ist Barmherzigkeit widerfahren! wird als hellerer Edelstein in Pauli Siegerkrone glänzen, als alle seine Heldenarbeiten in Gottes Reich. Darum, meine Geliebten! vor allen Dingen: lasset uns ihn wieder lieben, denn er hat uns zuerst geliebet!" Allein so ist es nicht gemeint von Albertini, daß der Liebende, in den Anblick, den Genuß dessen, den seine Seele liebt, versunken, müssig sitze und sein Pfund in das Schweißtuch wickle und vergrabe: die Liebe zu dem Herrn, die ja aus seiner Liebe stammt, welche sich in den großen Heilsthaten in ihrer Vollkraft offenbart, drängt zu Thaten, zu Werken, die in Gott geschehen, überhaupt zu einem thätigen Christenleben. Vortrefflich wird in den Reden 1, 76 gemahnt: „In jeder Segensstunde, da der Heiland uns erschien als der Versöhner unserer Sünde, da wir unser Herz ihm hingaben aus Dankbarkeit und Liebe, da es uns so wurde, uns ihm ganz zu überlassen, um mit uns zu thun, was ihm beliebet, und von uns zu nehmen, was ihn betrübet — in jeder solchen Segensstunde bekommen wir ein kostbares Talent anvertraut, dessen Name ist Kraft und Lust zum Guten aus reiner Liebe zum Tilger unsrer Sünden. Dieses Talent ist uns gegeben zum Wuchern, nicht zum Vergraben. Wer das bald erkennet und dieser Erkenntniß gemäß handelnd sich in großen und kleinen Treuen übet, der wird von Zeit zu Zeit fühlen, daß er weit kommt auf dem Wege des Lebens, und mit jedem Schritte wird bei fernerer Ausdauer die Kraft Gottes in ihm wachsen, bis er an's Ziel gelangt." „Kaum ist eine Sünderseele," heißt es Predigten S. 136, „unter seinem Kreuze worden, als die Freude findet vor seinen Augen — kaum hat sie das Trostwort des Erbarmers gehört: sei getrost, mein Sohn! meine Tochter! deine Sünden sind dir vergeben! — so beginnt der heilige Geist Gottes sein Lehramt in ihr. Er schreibt ihr mit Flammenzügen in's Herz: nun jage in Kraft des Blutes, das dich entsündigt hat, nach der Heiligung, ohne welche Niemand wird Gott schauen. Einen seligen Bund der Liebe hat dein blutiger

Erlöser mit dir geschlossen: steh fest in dem Bund, sei treu mit dem Pfund, das er dir vertraut, der selber auf deine Geschäftigkeit schaut — wirke, wie dein Meister, dieweil es Tag ist, auf daß, wenn die Nacht kommt, du ruhig und heiter, wie er, dein Auge schließest! Wohl denen, die diese Schrift fleißig überlesen, und mehr und mehr darnach thun lernen!"

Wir sehen, mit Einer Frage tritt Albertini, der unverrückt wie Johannes der Täufer, auf den Herrn hinweist, mit dem Worte: siehe, das ist Gottes Lamm, immer vor seine Zuhörer hin: er kennt nur diese Eine Frage, wie sein Herz ja auch nur Eine Passion — die bekannte Zinzendorfische, nur Er, nur Er — kennt. „Hast du mich lieb?" so sagt er selbst Predigten S. 164 f. „Es ist die Hauptfrage, geliebte Zuhörer! die der Heiland den Seinigen vorlegt, ja man kann sagen, Alles, was er sie je und je zu fragen hat, was er mit ihren Seelen verhandelt, läßt sich auf dieses Wort zurückführen. Was war nicht Alles zwischen ihm und Petrus vorgefallen, seit sie einander zum letzten Mal ausführlicher gesprochen hatten? Verleugnung, Fall, der Reue Schmerzenstränen, verzagende Trauer um den Erblaßten, himmlische Freude über den Auferstandenen, neu angefachte Gluth der Liebe auf der einen — tiefer Kummer, ununterbrochene, sorgsame Fürbitte, der verzeihenden Liebe Blick, stilles, unausgesetztes Herzensandenken von der andern Seite. Nun da sie nach langer, gegenseitiger Sehnsucht endlich wieder zur speciellen Unterhaltung zusammenkommen, sollte man denken, sie müßten einander viel, unbeschreiblich viel zu sagen gehabt haben; und in der That richtet der Heiland drei feierliche Fragen an seinen Jünger. Aber welche? die erste wie die zweite, die zweite wie die dritte: Hast du mich lieb? — — So ist es noch, meine Geliebten! eine Seele stehe mit ihm, wie sie wolle, es sei Großes oder Kleines vorgefallen, immer hört sie von ihm wieder die Frage, auf welche Alles ankommt: Hast du mich lieb? — Aber, möchte man denken, so wäre ja der Umgang mit ihm etwas sehr Todtes, sehr Einförmiges? O nein! er ist voll Abwechselung, voll Geist und Leben. Jene Frage ist die Stammfrage, aus welcher alle übrigen sich ableiten lassen, wie Aeste und Zweige eines weitverbreiteten Baumes aus dem Stamme hervorwachsen: sie kehrt immer wieder zurück, aber in gar verschiedenen Gestalten und Schattirungen, Wendungen und Einkleidungen, in

gar mannichfaltigen Beziehungen auf unsere jedesmalige Herzensstellung."

Man kann sagen, daß Albertini hier seine Predigten selbst charakterisirt. Hast du, erlöste, begnadigte Seele, ihn lieb, der dich bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze geliebt hat, das ist die Hauptfrage in allen diesen Predigten, sie kehrt immer wieder, nicht in einförmigen Wiederholungen, nicht in langweiliger, ertödtender Monotonie, sondern in den verschiedensten Gestalten und Formen, Wendungen, Wandlungen und Einkleidungen, in den mannichfaltigsten Beziehungen auf unsere Herzensstellung, auf den Stand unsres inwendigen Lebens. Diese Predigten haben nur Einen Inhalt, aber sie wiederholen sich nicht, sie machen sich nicht selbst Concurrenz, sie sind immer neu und frisch, lebendig und originell, spannend, hinnehmend, das Herz in der Tiefe bewegend. Sie beschränken sich auf die innere Welt des Gemüthes, auf das inwendige Sinnen, Fühlen, Weben und Leben: hin und wieder wollen sie diese Schranke durchbrechen, aber Albertini bringt es nie fertig, mit seinem Worte auf den Markt des äußeren Lebens, auf die Gassen und Straßen, da das öffentliche, gesellige, bürgerliche Leben, das Leben des Christen in dieser Welt, sich abwickelt, zurechtweisend hinauszugehen. Wenn er ein Mal daran denkt, daß der Christ nicht bloß ein verborgenes Leben in Gott zu führen hat, daß es auch eine Haustafel für ihn gibt, welche ihm sagt, was er als Ehegatte, als Vater und Mutter in dem Hause, was er als Unterthan der Obrigkeit, als Bürger dem Gemeinwesen, was er als Glied seiner Kirche der Gemeinde schuldig ist zu leisten, so gibt er sich doch sofort damit zufrieden, daß er nur ganz im Allgemeinen die rechte Gesinnung der Liebe und Treue, der Selbstverleugnung und Sanftmuth anempfiehlt. Bei diesem Allerallgemeinsten, welches wieder aus der Schranke der Innerlichkeit nicht heraustritt, hat es regelmäßig sein Bewenden. Es ist gewiß eine Einseitigkeit, daß Albertinis Predigten so wenig die christliche Lehre treiben und fördern, daß sie ganz und gar über die Betheiligung des christlichen Glaubens in dem äußeren Leben schweigen, daß sie fast ausschließlich die individuelle Herzenserfahrung, die persönliche Empfindung, die subjektive Stimmung aussprechen: aber diese Einseitigkeit macht grade diese Predigten und Reden zu Perlen in der evangelischen Predigtlitteratur, verleiht ihnen diesen Schmelz und Zauber, diese Anmuth und Lieblichkeit einer Seits und

dieſe Kraft und Stärke, Eindringlichkeit und Gewalt anderer Seits. Dieſe Subjektivität in den Predigten läßt die großen objektiven Heilsthatſachen in ihrem An-und-für-ſich-ſein nicht zu Recht kommen. Die äußere Geſchichte hat nur Werth als Spiegelbild der inneren Geſchichte, ſo ſpiegelt ſich in der majeſtätsvollen Stillung des Sturms auf dem galiläiſchen Meere, wie der Herr unſere Seele ſtillt; ſo handelt die Himmelfahrtspredigt hauptſächlich von der erforderlichen Herzensſtimmung und ihrem Grunde im Herzen. Nie werden jene großen Heilsthaten in dem Lichte der Heilsökonomie Gottes im Großen und Ganzen betrachtet, immer werden ſie aufgefangen in dem Spiegel des menſchlichen Herzens. Ein Herzenskündiger iſt Albertini in hohem Grade: ſeine Predigten ſind durch und durch pſychologiſch: er iſt in der Seele des Menſchen in ganz ſeltener Weiſe zu Hauſe. Hier kam ihm die Entwicklung ſeines inneren Lebens, ſein früheres Ferneſein von dem Herrn, ſeine langen, quälenden Zweifel an der Wahrheit des Evangeliums, ſein heißes Ringen nach dem wahren Licht und Leben und ſein Ruhen in der Liebe ſeines Heilandes, ſein Schmecken des Friedens Gottes, welcher höher als alle Vernunft iſt, außerordentlich zu Statten. Er iſt in der Hölle geweſen und in den Himmel erhoben worden: er hat alle Herzenszuſtände durchgemacht, er kennt aus eigenſter Erfahrung alle Seelenſtimmungen. Daher ſind ſeine Stimmungsbilder, ſeine Seelengemälde ſo naturtreu und ergreifend, ſo wahr und klar, ſo friſch und lebendig. Man leſe die feſſelnde Predigt über Jakobs Kampf (Predigten S. 300 ff.), in welcher er das Ringen der Seele mit dem unbekannten Gotte darſtellt, oder die Predigt (ebenda 1 ff.), in welcher umgekehrt nun vor Augen geführt wird, wie der Herr ſeine erſten Jünger geworben hat und wie er jetzt noch denen entgegenkommt, die er ſich zu eigen machen will: welche Tiefe der Empfindung, welche Klarheit der Darſtellung, welche Gewalt der Rede! Ausgezeichnet entwickelt er uns die Motive, welche Maria beſtimmten, den Herrn zu ſalben (Predigten S. 66 ff.). Meiſterhaft beſpricht er (ebenda S. 75 ff.) die gemeinſchaftliche Grundurſache der Verleugnung des Petrus und des Verrathes des Judas, die Urſache der Verſchiedenheit des Ausgangs und die Folgen der Verſündigung. Die Ruhe, den Frieden, die Seligkeit, welche die Seele bei und in dem Herrn findet und ſchmeckt, wird faſt in jeder Predigt in der anziehendſten Weiſe geſchildert. Albertini kennt aber auch die Ver-

ſuchungen, welche dem Menſchen drohen, der Gnade gefund
Getreulich macht er auf ſie aufmerkſam, lebendig und wahr
er ſie. Er iſt in dieſen Schilderungen von Seelenzuſtänden
troffen, ja, wie ich glaube, unübertrefflich. Zwei Proben mitzu
kann ich mir nicht verſagen: „Kaum hat je ein Menſch auf
gelebt, König oder Bettler, reich oder arm, roh oder gebildet,
es Predigten S. 203 f., „den nicht dieſe Frage beſchäftigt
nicht dieſes wichtigſte aller Anliegen dunkler oder heller vorge
hätte. Aber ſo viel der Frager, ſo verſchieden die Antr
Und das konnte ja wohl nicht anders kommen unter den Unzä
die an das Buch nicht glauben. Denn dieſe konnten ja den
nicht finden, der jeden Anker menſchlicher Hoffnung ewig
gleich ankerloſen Schiffen auf dem tobenden, ſtürmiſchen Me
Gedanken wurden ſie von Meinung zu Meinung, von Fu
Hoffnung, von Hoffnung wieder zu Furcht umhergeworfen,
ſie zu Trümmern gingen; ihrer eignen Einſicht überlaſſen, wie
ſie hoffen, durch den dicht gewebten Vorhang zu blicken, de
und Ewigkeit ſcheidet? Sie thun, was ſie können, ſie ſtrenge
äußerſten Kräfte an, ſie vertiefen ſich in die Irrgänge der
belei; ſie kommen, Jeder mit einer andern, Alle mit einer ni
Ausbeute zurück. Vernichtung, völlige Zerſtörung unſres
nach dem Tode iſt das troſtloſe Reſultat des Einen. So
ich bin, iſt der Tod nicht — wenn der Tod ſein wird, we
nicht mehr ſein: das iſt ſein leidiges Looſungswort. Laſſe
eſſen und trinken, denn morgen ſind wir todt! (1. Cor. 15,
wird von da an ſeine Lebensmaxime. Blind ſtürzt er ſich i
vergängliche Freuden; durch Vollgenuß irdiſcher Liebe hofft
über die Schrecken der Zukunft zu betäuben; aber umſonſt! Sc
des ewigen Todes durchfahren ihn mitten im Taumel des Ge
verbittern ihm jedes Vergnügen, rauben ihm jede Ruhe des
Stattliche Gründe für die Fortdauer, für die Unſterblichkeit
Seele glaubt der Andere aufgefunden zu haben, womit
eine Zeitlang in Ruhe wiegt. Aber bald drängen ſich
herbei; Gegengründe, die er nicht ſo ohne Umſtände von der
weiſen kann, rauben jenen Gründen den größten Theil ihre
wichts. Neue Ungewißheit umgibt ihn; immer ringt er mit
Kraft, doch fruchtlos; immer jagt er dem Orte, wo der Fuß
Hoffnung feſt ruhen könnte, raſtlos nach und immer verfe

ihn wieder. Ein Dritter wendet sich wohl zur Schrift; er schenkt ihr, weil er von Jugend auf dazu angewiesen ist, einen todten Gewohnheitsglauben; aber so wie er glaubt, glauben die Teufel auch und zittern, — und auch er zittert! denn für sich findet er Nichts als Worte des Schreckens, als Drohungen ewiger Strafe. Er ist der Sünde Knecht; der Sünde Sold, den andern Tod, wie ihn die Schrift so bedeutungsvoll nennt, hat er zu erwarten im feurigen Pfuhl. Sie Alle sind also, wie ohne Gott, so ohne Trost und ohne Hoffnung. Erbärmlich, schaal, leer an wahren Freuden ist ihnen die Gegenwart; furchtbar ungewiß oder schrecklich gewiß die Zukunft." „Wie gewisse zarte Blumen unter dem leisesten Anhauch welken," lesen wir Predigten S. 54 ff., „eben so vergehen diese Blüthen aus einer andern Welt (die himmlischen Entzückungen) über dem Bestreben, sie durch menschlichen Ausdruck in diese Welt einzuführen. Ob man aber in oder außer dem Leibe ist, was kümmert eben das? Es schließen sich die Sinnen der Jünger und Jüngerinnen, als ob sie dort schon wären, wo Seelen hingehören. Offen sehen sie das Thor des ewigen Paradieses und der Glanz, der da herausbricht, überstrahlt weit alle Leiden und Freuden der Erde. So entzückt sind begnadigte Sünder bei ihrem Heiland. Getrost sage ich's, mit inniger Herzensüberzeugung, die sich auf die seligsten Erfahrungen gründet: mein Herz freut sich, mein Geist erweitert sich darüber, daß ich unter euch, geliebte Zuhörer! nicht Wenige weiß, die in diesem Augenblick zu dem, was ich sage, ihr volles herzgerührtes, namenlos seliges Ja und Amen hinzusprechen. Aber nicht weniger wahr ist es — diese hohen Offenbarungen finden sich von gar Vielem durchbrochen, das uns an unsern Ursprung erinnert, worüber Schaam und Schmerz in die Freude sich mischt und ein Jesu miserere nach dem andern zwischen das Hallelujah hineintönt. Auf jene heftigen äußern oder innern Anfechtungen, die, ihre ganze Kraft zu einem Angriff sammelnd, auf uns losstürmen und nur allzu oft Fall und Aergerniß anrichten, auf die großen Unglücksfälle für Leib und Seele weist uns unser heutiger Text (2. Kor. 12, 1—9) nicht ein Mal hin: er handelt nur von den Arten von Druck und Elend, die sich langsam einstellen und lange anhalten, oder nach Zwischenzeiten des Nachlasses immer wiederkehren, an sich und für ein Mal vielleicht wohl zu ertragen, aber für die Dauer immer lästiger und zuletzt fast un-

ausstehlich werdend. Wer ist unter uns, der von solchen Erfahrungen gar nichts zu sagen wüßte? Dahin gehören die Schmerzen eines siechen Körpers — nicht einzelne gefährliche Krankheitsausbrüche; nein, langsam nagende, zuweilen unterbrochene, dann heftiger wiederkommende Peingefühle, die, das Innere verstimmend, Mißklänge auf Mißklänge erzeugen, den Geist niederdrücken und seine Fesseln schmerzlicher fühlen lassen, und den Blick zum Himmel verdüstern. Dahin gehören Kämpfe mit sündlichen Neigungen, die bei der Neugeburt wohl vom Boden des Herzens weggerissen, aber nicht mit der Wurzel ausgerottet sind — fremdes Feuer, das immer wieder aufflammen will — eignes Leben, mit dem Leben aus Gott streitend, immer zurückgeschlagen, nie ganz unter die Füße getreten. Und wie manche peinliche äußere Verhältnisse sind nicht dahin zu rechnen! Friedensstörer in einer Familie, die ihr so manche heitere Stunde trüben, und an welche sie doch fest gebunden ist — offene, oder, was weit schlimmer ist, heimliche Feinde, die uns auf der Ferse folgen, ohne daß das oft wiederholte: Weiche von mir, du Satan! seinen Zweck erreicht — erzwungenes Leben unter Menschen, die, uns in Natur und Art zuwider, kaum zu tragen sind, und doch nicht gemieden werden können. In allen diesen Fällen zeigen sich wohl von Zeit zu Zeit Aussichten zur Abhülfe, nähern sich, erregen Hoffnungen, und verschwinden — und immer bleibt der Pfahl im Fleisch und der Satansengel läßt seine Faustschläge bald mehr, bald weniger empfindlich fühlen. Da flehet man drei Mal zum Herrn, und wohl mehr als drei Mal, daß er weichen möge! Aber: Laß dir an meiner Gnade genügen! lautet die Antwort. Aus eben dem Grunde, aus welchem jene Leiden über uns verhängt worden sind, müssen sie oft lange Zeit, oft lebenslang, über uns schweben bleiben. Wie leicht kann sich der anmaßende Mensch der Seligkeit überheben, und seinen Nächsten, den er noch nicht so weit als sich selbst glaubt, verachten! Wie leicht kann aus dem bußfertigen Zöllner ein stolzer Pharisäer werden, der seinem Gott dankt, daß er nicht ist wie Dieser und Jener! Uns von diesen eignen Höhen niederzuhalten, uns zur Genügsamkeit an seiner Gnade zu gewöhnen, ist des treuen Heilands großer Zweck, den er durch Noth zu erzielen sucht, wo die Liebe nicht hinreicht."

Schließen wir unsre Ausführungen mit den schönen und wahren Worten, mit welchen Sack in der angezogenen Besprechung (l. c.

S. 386) seine Charakteristik der Predigten Albertinis eröffnet! „Im Allgemeinen bezeichnen wir die Weise dieser Predigten als Einfalt und Sicherheit biblischer Grundlage mit freier, geistreicher Beziehung auf das tiefere Geistesleben; innige Lebendigkeit der Herzenserfahrungen in der Gemeinschaft mit dem Heilande mit natürlicher und frischer Auffassung der allgemeinsten Lebensverhältnisse; große Wahrheit und Kraft der Ascetik neben einer poetisch sinnlichen Bildlichkeit im Ausdruck der Empfindung; Mannichfaltigkeit und Reiz in der Wiederholung ohne einen weiten Kreis praktischer Anwendung."

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Stanford University Libraries
3 6105 124 445 664

BV
420
N4
V.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

4/1/77